

BIBLIOTEKA
MUZEUM ŚLĄSKIEGO

6253

T. |

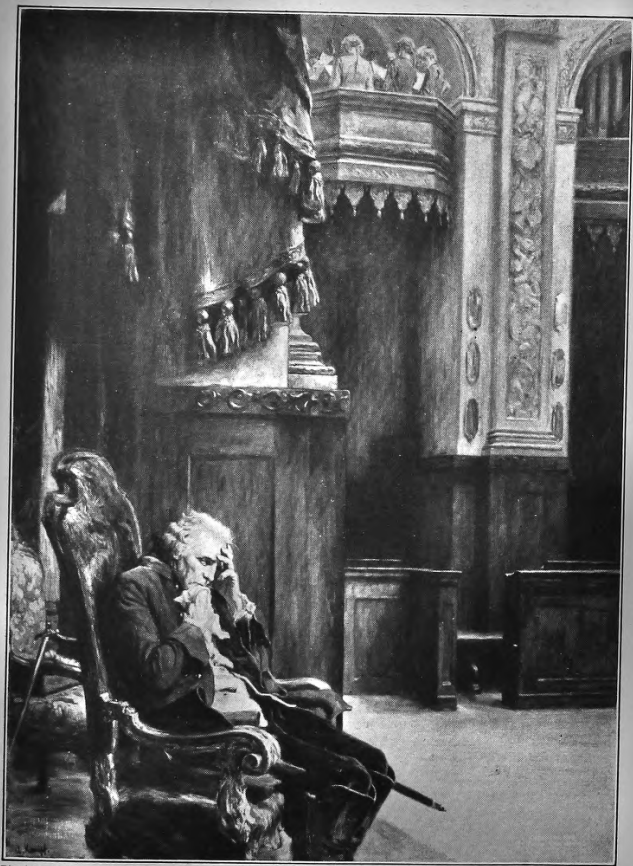


Hermann Hägler
Hohenzollernsagen



Hohenzollernsagen.





Photographie u. Verlag von F. Hanfstaengl, München. Copyright by F. Hanfstaengl, München.

21. Kampf,
Friedrich der Große in der Schloßkapelle zu Charlottenburg
nach dem Siebenjährigen Kriege.

Hohenzollernsagen.

Von

Dr. Hermann Kügler.

Vierte, vollständig umgearbeitete und mit
Anmerkungen versehene Auflage von Oskar Schwebels
„Sagen der Hohenzollern“.



BÜCHEREI
des
Beuthener Museums

Leipzig-Gohlis 1922

Hermann Eichblatt Verlag.



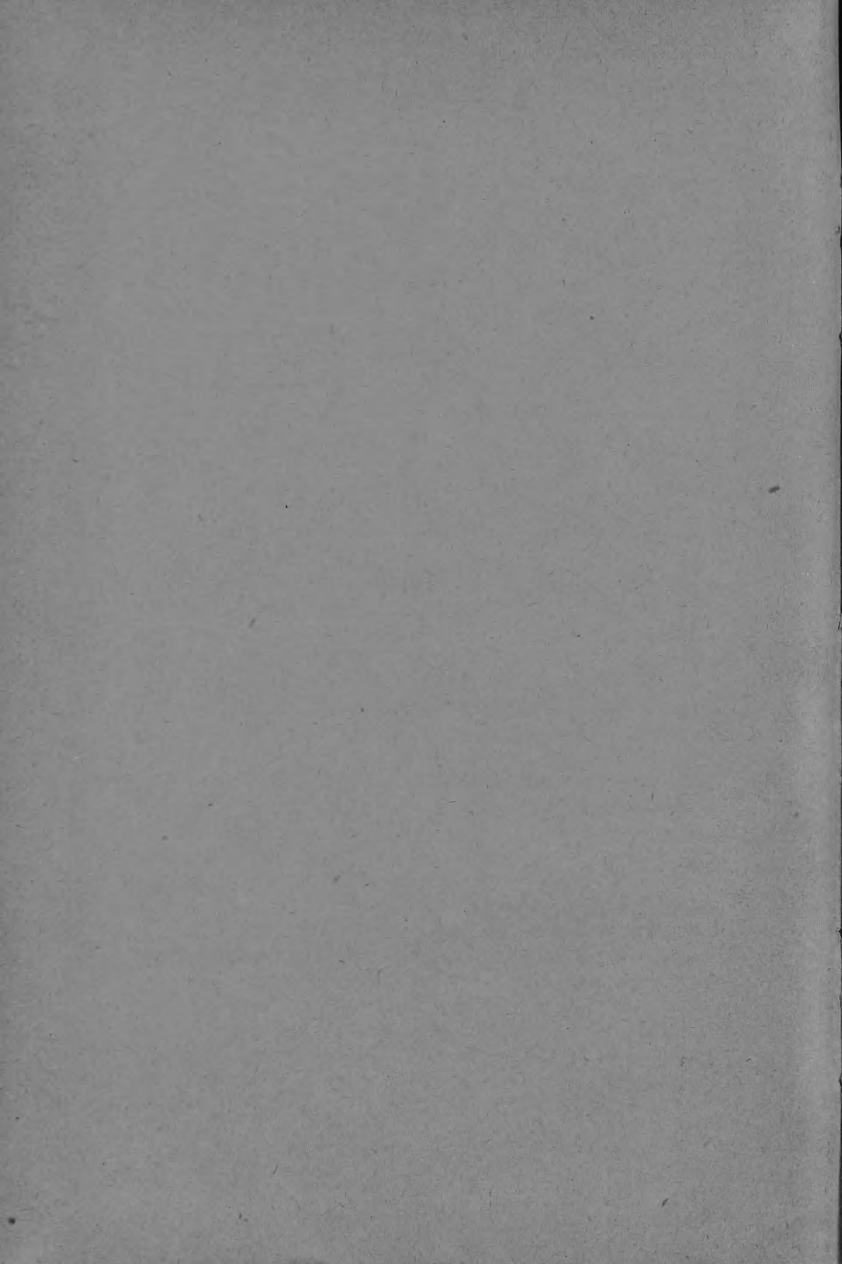
Alle Rechte vorbehalten!

6253

H.

1939: 426

Gewidmet meiner lieben Frau Hilde!





Dormort.

Die geistige Arbeit eines andern fortzusetzen oder in seinem Sinne neu zu schaffen, bleibt immer ein undankbares Unternehmen. Als der Verlag mich bat, Schwebels „Sagen der Hohenzollern“ neu herauszugeben, war es mir klar, daß das Buch völlig umgestaltet werden müsse; denn es erfüllte nicht die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hatte. Wahlos hatte er hineingestopft, was sein Sammeleifer am Wege fand: Kap. 12 „Aus'm Zollernlände a letshta Strauß“ enthält nicht eine Zollernsage. Kap. 14 „Märkische Fürstensagen aus alter Zeit“, die ganz und gar nichts mit seiner Aufgabe zu tun haben. Kap. 16 „Das Kreuz am Kremmer Damm“, das Geschichte, aber keine Zollernsage berichtet. Kap. 22 „Allerlei Portenta und Mirakula“, woraus ich nur die Geisterkaze übernommen habe. Kap. 24 „Die Herrlichkeit auf Erden muß Staub und Asche werden“. Kap. 26 „Träume und Gesichte aus den Tagen Friedrich Wilhelms 1.“ enthält Spukgeschichten, die mir entbehrlich scheinen. Kap. 27 „Die Markgrafen von Schwedt in der volkstümlichen Überlieferung“ berichtet Streiche des „tollen“ Markgrafen nicht nach der Volkslage, sondern nach dem Buche von Dr. G. Thoma e, Geschichte der Stadt und Herrschaft Schwedt, Berlin 1873, S. 218 ff. Sage steckt nicht darin, sondern Geschichte. Dafür bringe ich ein paar Volksagen über ihn, die heute noch dort lebendig sind.

Schwebels Buch ist deswegen — und nicht nur aus diesem Grunde — nach seinem Erscheinen 1877 von dem sehr berufenen Kenner märkisch-preußischer Geschichte G. Sello scharf getadelt worden: Im neuen Reich 1878, Bd. 2, Nr. 35, S. 313—325. Gleichwohl hat es drei Auflagen erlebt, wenn auch in sehr großen Zwischenräumen: 1886, fast doppelt so stark als die erste, und 1905, im wesentlichen unveränderter Abdruck der zweiten. Aber wenn ihm auch die Ehre einer Erwähnung in Pauls Grundriß der germanischen Philologie zuteil geworden ist, so wird kein Sachmann behaupten, daß es für die Wissenschaft Wert gehabt hat. Es ist für das deutsche Volk geschrieben worden, um ihm Liebe zum Zollernhause einzusößen und sie zu erhalten; da konnte es dem Verfasser

eigentlich nur recht gewesen sein, wenn es oft ohne Quellenangabe ausgeschrieben worden ist, wie er sich beklagt. Denn alle diese Schriften verfolgten ja den gleichen Zweck wie er und machten auch wie er keinen Unterschied zwischen Geschichte (Anekdote) und Sage, so namentlich die drei kleinen Bändchen von Karl Trog, Hohenzollernsagen, Düsseldorf o. J. (1886).

Die unnötig breit erzählten „Stammeslagen der Hohen-
zollern“ habe ich ebenfalls zusammengestrichen, zumal da sie
zumeist dem Byzantinismus oder sogar wissenschaftlicher Unwahr-
haftigkeit mittelalterlicher Hofschriftsteller entstammen und da-
her nicht eigentliche Volkslage sind. Sie sind es aber im Laufe
der Jahrhunderte geworden, und was ich hier davon gebracht
habe, kann zusammen mit den Anmerkungen eine Ahnung
davon geben, wieviel neuzeitlicher Gelehrtenfleiß nötig gewesen
ist, um Klarheit in die Frage nach der Abstammung der Hohen-
zollern zu bringen. — So ist ein neues Buch entstanden und,
wie ich glaube, auch der neue Titel gerechtfertigt. Auch im
Schwebels Ausdruck und Satzbau habe ich, hoffentlich bessernd,
eingegriffen. Daß ein für Deutsche geschriebenes Buch, das
ein Gebiet der deutschen Volkskunde behandelt, nicht Kauder-
welsch redet, sondern entbehrliche Fremdwörter bewußt vermeidet,
habe ich für selbstverständlich gehalten, trotz — nein: wegen
des Gutachtens der Berliner Akademie der Wissenschaften vom
6. Dezember 1917, das sich gegen die deutsche Sprache richtet.
Im übrigen sind die neu aufgenommenen Sagen im großen und
ganzen so wiedergegeben, wie ich sie in meinen Quellen fand.

Bisher ungedruckte Sagen habe ich nicht bringen können. Ein Aufruf in der „Kniffhäuser-Korrespondenz“ und einer in der „Krieger-Zeitung“, wo am ehesten auf Ertrag gerechnet werden konnte, blieb erfolglos. Ein anderer in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“ trug nur einen höchst geistlosen Anwurf in der Berliner „Freiheit“ ein, die damit ihrem Namen Unehre machte, weil sie auf die freie wissenschaftliche Betätigung im Dienste der Volkskunde, zu der offenbar auch das ihr Unangenehme gehört, einen Zwang ausüben will. Denn „Volk“ sind wir doch alle! Es lohnte sich nicht die Ehre einer Erwähnung an dieser Stelle, wenn nicht wirklich Gefahr vorhanden wäre, daß eine solche „Diktatur des Proletariats“ mit dieser erzeaktionären Gesinnung, die an die Zeiten Metternichs oder an die kirchliche Zwangsherrschaft über den Geist im Mittelalter erinnert, jede freie Forschung niederknütteln könnte. — Grundsätzlich habe ich in den Anmerkungen, die innerhalb dieser Ausgabe in Eichblatts

Deutschem Sagenschatz neu hinzugekommen sind, den ersten Druck anzugeben erstrebt, um damit wissenschaftlicher Volkskunde besser zu dienen.

Die über 67 Sagen in diesem Buche sind unter den wirklich vorhandenen noch stark gesichtet worden: es lohnt sich nicht, alle zu drucken; wir tun das ja auch nicht mit den dichterischen Einfällen von Hinz oder Kunz, sondern geben sie verdienster Vergessenheit anheim. Im Grunde genommen, müssen ja eigentlich alle Geschichtssagen, um die es sich hier handelt, eher bekämpft als erhalten werden; denn sie sind Feinde der Wahrheit — mögen sie noch so begeisterte Fürsprecher mit berühmten Namen haben! Es hat deshalb grimme Verfolger geschichtlicher Sagen gegeben; erinnert sei hier nur an W. L. Hertslert, der im „Treppenwitz der Weltgeschichte“ allen Sagen den Krieg erklärt hat, die sich aus Dramen, Romanen, Gedichten, Gemälden usw. herleiten. Sicher nicht ganz mit Unrecht! Wie sind denn die sogen. Volksagen entstanden? Sie sind zwar im Volke, aber nicht durch das Volk gedichtet worden; die verschwommene Vorstellung, die die Romantiker mit dem Ausdrucke „Volksage“ verbunden, haben wir heute nicht mehr. Einer, dessen Namen wir nicht kennen, hat sich ein Ereignis so erklärt, wie seine Begabung oder sein Wesen es ihn haben sehen lassen; andre haben es nach erzählt, hinzugefabelt — besser gesagt: bewußt oder unbewußt gelogen (wir erleben solche Vorgänge ja täglich!), und so ist schließlich die Form entstanden, die wir hören. Deswegen habe ich keinen Unterschied gemacht zwischen Volks- und Schriftstellersage. Bei dieser erdichtet ein dem Namen nach bekannter Verfasser sagenhafte Züge, wie z. B. Friedrich von Sallet in dem Gedicht „Der große König wollte gern sehn, was seine Gen'rale wüßten“, worin erzählt wird, daß Zieten nicht habe schreiben können und deswegen eine Kriegsaufgabe sehr drollig löst. Erinnert sei auch an die Wandlungen der Sage von Barbarossa im Kyffhäuser, die der gebildete Laie am bequemsten ersehen mag aus Dr. Otto Böckels Büchlein „Die deutsche Volksage“, Aus Natur und Geisteswelt Nr. 262, S. 40 ff. oder bei Karl Wehrhan, Die deutschen Sagen des Mittelalters, Bd. 1, S. 162 bis 179, München (Beck) 1919. Wieviel Mühe es der Forschung gemacht hat, nicht nur aus alten Berichten, sondern auch aus solchen der Gegenwart die Wahrheit herauszufinden, ist schon oben bei den „Stammessagen“ angedeutet worden; es sei ferner zu lesen empfohlen außer Hertslert

Iets Buch: Richard Schmitt, Die Gefechte bei Trautau usw. 1892 oder Holke, über Sabinus, Geschichte der sagenhaften Markgrafen Hugo und Dietrich von Brandenburg; Forschungen zur Brand. u. Preuß. Gesch. 8 (1895), S. 312 ff. Aber wir selber leiden ja alle furchtbar unter der Sage z. B. von unsrer Allein-Schuld am Kriege oder von den abgehackten Kinderhänden, nur daß wir diese Sagen richtiger als Lügen bezeichnen! Hier hat Elond Georges Eingeständnis von der allgemeinen Schuld noch nicht berichtend wirken können. Aber auch andre Sagen blühen als Wahrheit weiter, obwohl sie längst widerlegt worden sind: vgl. z. B. die Sage vom Müller in Sanssouci und die Anmerkung dazu (Abschnitt 40) oder die zu der Sage von der Beredsamkeit des Kurfürsten Johann Cicero (! Abschnitt 17). Auch die berühmte Erzählung, daß Fürst Schwarzenberg die Nachricht vom Siege bei Leipzig am 18. Oktober 1813 den drei verbündeten Herrschern überbracht habe, ist eine Sage. Sie schließt sich an ein Gemälde von Peter Krafft im Fürstl. Fürstenbergischen Schlosse zu Donaueschingen an (Hohenzollernjahrbuch 19 [1915], S. 18 bringt einen Kupferstich danach von Scrott), steht aber nur in loser Verbindung mit dieser Sammlung und sei deshalb nur hier erwähnt. In den Anmerkungen habe ich deswegen oft auf den wahren Sachverhalt hingewiesen.

Mit beinahe unerschöpflicher Erfindungslust sind Geschichten auf Friedrich den Großen gedichtet worden. Wie lebte dieser überragende Geist in aller Herzen! Seine Gerechtigkeitsliebe, seine Sorge für das Volk und seine Tugenden werden in immer neuer Form „gesagt“; aber das Volk sorgt auch dafür, daß er nicht ganz zum Gotte werde, sondern ihm menschlich recht nahe bleibe. Deswegen ist Zieten ihm überlegen, oder sogar ein Bauer gibt ihm eine tüchtige Nuß zu knacken auf. Grünhagen sagte schon 1864 in seinem Buche „Aus dem Sagenkreise Friedrich (so!) des Großen“ (Breslau) S. 1: „Unser Heldenkönig Friedrich der Große hat einen Sagenkreis, der größer ist als der von weiland König Artus oder Karl dem Großen.“ Willibald von Schulenburg hat in der Landeskunde der Provinz Brandenburg Bd. 3, Berlin 1912 S. 209—213 den Sagen über ihn einen eigenen Abschnitt gewidmet. Ich habe nur eine bescheidene Auswahl der bekanntesten gebracht, die allerdings noch 21 Nummern umfaßt, abgesehen von den an einigen Stellen in den Anmerkungen angedeuteten. Was heute das Volk nicht mehr erzählt oder auch der reiferen Jugend, die in der Heimatkunde

davon erfährt, nicht mehr bekannt ist, habe ich gar nicht erst wieder aufgenommen: ich wollte nicht Zeichen ausgraben. W. Sternbeck erzählt zum Beispiel im Bären 5 (1879), S. 212—213, Friedrich sei 1765 in „dem verfluchten Loche“ Straußberg in der Mark „ausgeschmaucht“ worden, weil nämlich ein Offizier, der vor ihm den Raum bewohnte, in den Kamin seine Hosen gesteckt habe. B. Seiffert berichtigt diese Angabe in der Brandenburgia 10 (1901—1902), S. 211; ich habe die Geschichte trotz vielen Umherfragens dort nur ganz selten erzählen hören. Außerdem hat die Sage gar keinen Reiz. Ferner: Der allverehrte Sagensammler Wilhelm Schwarz, dessen wunderhübsche „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg“ bei Cotta immer wieder neu entstehen, hat in deren erster Auflage 1871, S. 124 die Erzählung eines alten Kriegers über die Schlacht bei Sehrbellin gebracht und sie nachher mit Recht weggelassen. Friedrich hatte sie einst bei Tisch nach einer Besichtigungsreise durch jene Gegend 1779 berichtet, und der Oberamtmann Fromme teilte sie seinem Oheim, dem Dichter Gleim, mit, der sie veröffentlichte als „Reisegelpräch des Königs im Jahre 1779“, Halberstadt 1784, S. 55—56 (vgl. Fontane, Wanderungen Bd. 1, S. 413). Sie ist das Geschwätz eines bedauerlich beschränkten oder unwissenden Kopfes, aber keine Sage; denn zu diesem Begriff gehört doch auch, daß eine Volksgemeinschaft die Erzählung wiedergibt und sie — was aber nicht immer nötig ist — auch glaubt. Ähnlich verhält es sich mit der auf derselben geistigen Höhe stehenden Erzählung eines Reservisten der Mansteinschen Brigade über den Krieg von 1866 (ebd. S. 124—125). Auch sie fehlt in den späteren Ausgaben; aber Schwarz konnte sie in seinem Übereifer doch nicht ganz unterdrücken und frischte sie 1893 in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde auf in den „Volkstümlichen Schlaglichtern“, S. 117—130. Beide Geschichten fehlen bei mir. Daß sich nicht Jacso, sondern der alte Fritz bei Schildhorn gerettet habe, hielt Schwarz, Schwager Kuhn der Aufzeichnung für wert in seinen „Märkischen Sagen“, Berlin 1843, S. 134. Ich bringe das nicht; denn gewiß hat ihm das jemand „gesagt“, der nicht aufgepaßt hatte, als ihm seine Großmutter die alte Volksage von jenem Wendenfürsten mitteilte, und nun erwarb er sich durch seine eigentlich eher strafbare Unaufmerksamkeit den zweifelhaften Ruhm, daß sein sonst glücklicherweise nie wieder verlautbarter Unsinn als „Gold“ der Volksseele in Druckerschwärze fortlebt. Denn heute sagt so etwas dort niemand mehr. Zu solchem

wertlosen und überflüssig Gedruckten gehört auch, was Otto Monke schreibfreudig in der *Brandenburgia* 3 (1894), S. 197 über die fehlenden Hufeisen am Denkmal des Großen Kurfürsten in Berlin und über das unvollendete Hochbild am Giebel der dortigen Hedwigskirche verzeichnete. Beides hat sich ein (welcher?) offenbar sehr heller Berliner Junge ganz gewiß aus den Fingern gezogen; denn nie sonst hat man diese Fassungen gehört. Kinder sind ja gute Fabulisten, und wenn der alte Herr noch lebte, könnte ich ihm manche selbstverfaßten „Volksagen“ mitteilen, mit denen wir als Schüler einem unsrer entzückt aufhorchenden Lehrer schöne Stunden bereiteten. Wir hatten gewissermaßen eine eigene Werkstatt dafür errichtet. Monke hat übrigens beide Geschichten in seinen hübschen „Berliner Sagen und Erinnerungen“, Leipzig, Quelle & Meyer 1911, nicht wieder gebracht. So scheint es auch dem Pfarrer Handmann ergangen zu sein, dessen Aufzeichnungen ich bei Nachprüfungen in weitaus den meisten Fällen nicht bestätigen konnte. In dies nicht Verwertbare gehören zum Teil auch zwei Aufsätze von Elisabeth Lemke über „Die Hohenzollern in neuester Mythenbildung“ in der *Brandenburgia* 2 (1894), S. 207—215 und 12 (1903—1904), S. 25—37; hier bezieht sie auch noch andre Fürsten mit ein. —

Die gedruckten Quellen fließen also sehr reichlich; die wenigen Beispiele, die ich aufgezählt habe, sollen zeigen, wie ich gesichtet habe, um mich in der großen Stofffülle zu beschränken. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß noch manches Wertvolle erzählt wird; aber die Gegenwart ist scheu, es einem fremden Frager mitzuteilen. Und doch berichten solche Sagen am besten über das Volksempfinden in der großen Zeit, die einstmals mit mehr Glück unser Volk bestrahlte und durchglühte, als wir uns heute träumen lassen — ja, die uns selber in aller unsrer Not schon als Sage anmutet. Dantes Ansicht ist nicht ganz gerechtfertigt: Kein größerer Schmerz, als sich im Unglück an die Zeit des Glücks zu erinnern. Das Zauberreich der Dichtung wenigstens läßt uns auf ein paar Stunden die Qual vergessen, die uns bedrückt, und lindert sie wie Arznei. Es belebt auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und stählt den Mut, sie herbeizuführen! So mag man das Titelbild zu diesem Buche sinnbildlich deuten.

Berlin, 3. November 1921.

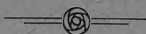
Dr. Hermann Kügler.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	VII
1. Berg und Burg Hohenzollern	1
2. Stammeslagen der Hohenzollern	11
a) Die Herkunft aus Italien	11
b) Die Sage von der Abstammung von den Colonnas	11
c) Die Sage von der Abstammung aus Frankreich	12
d) Graf Isenbart von Altorf und die Welfen	13
e) Herzog Saffilo	17
f) St. Meinrad	22
g) Hohenzollern und Eginonen	27
3. Truentrud	27
4. Die Hohenberger	30
5. Die Burgen Hohenzollern, Hirschberg und Schalksburg	31
6. Die Gründung von Kloster Stetten	35
7. Die Heiligent Kreuzlinde am Hohenzollern	37
8. Graf Friedrich 12. von Hohenzollern, der Sttinger	41
9. Die Wolfsjagd in Nürnberg	49
10. Die Wahr sagungen der künftigen Größe des Hauses Hohenzollern	51
11. Die Sopplerjage	62
12. Der Hohenzollern Rurhut und Schwert	64
13. Der Mönch zu Utermünde	68
14. Die eiserne Jungfrau	69
15. Der Hase im Schloßkeller	69
16. Das sonderbare Bild im Schloßhose	69
17. Kurfürst Johannis Beredsamkeit	70
18. Joachim 1. und die Raubritter	71
19. Joachim 1. und die geheime Kunst	72
20. Joachim 1. auf der Jagd	72
21. Bärenskirchhof	73
22. Jagdschloß Grunewald	74
23. Markgraf Hans von Rüstün	76
24. Die Gründung Rüstüns	80
25. Pastor Greulich und Markgraf Hans	80
26. Die weiße Frau	81
27. Die Geisterfaze	87
28. Die drei Linden auf dem Heiligengeistkirchhof in Berlin	88
29. Der arme Schulze von Berlin und der reiche Salvern von der Plattenburg	89
30. Sobelhof bei Berlinchen i. d. Neumark	90

31. Die Einnahme von Rathenow und der Landrat von Briest	91
32. Das Kind am Denkmal des Großen Kurfürsten	91
33. Der Todeswürfel	92
34. Stallmeister Froben's Tod	93
35. Der Prinz von Hessen-Homburg bei Fehrbellin	94
36. Der zerbrochene Ring	94
37. Der Meidkopf	95
38. Der Markgraf von Schwedt	99
a) De dulle Markgraf un de Schönermarkschen Buern	99
b) De Markgraf un de Eierfru	101
c) De dulle Markgraf un de Prester in H.	101
39. Das Haus mit den 99 Schafsköpfen	101
40. Die Mühle bei Sanspouci	102
41. Die Bittschriftenlinde in Potsdam	102
42. Friedrich der Große bei Jorndorf	103
43. Der preußische Pfiff	104
44. Der alte Dessauer als Hegenmeister. — Der Hofball	105
45. Der alte Fritz und die Feiertage	106
46. Der Schlangenkönig	107
47. Der alte Fritz ist tugelfest	107
48. Der große Schäfer von Braunsberg	108
49. Das Finkenest	109
50. Der alte Fritz und der Bauer	110
51. Der alte Zieten kommt nicht in Verlegenheit	111
52. Wie der alte Fritz zweimal Brügel bekommen hat, Zieten aber leer ausgegangen ist	111
53. Wie Zieten dem Könige grollte	112
54. Friedrich und seine Edelknaben	113
55. Am Abend nach der Schlacht bei Leuthen	113
56. Der Trümmelmann	114
57. Der Schimmel von Mollwitz	116
58. Friedrich in der Schloßkirche zu Charlottenburg	116
59. Der Spuk an der Hof- und Garnisonkirche in Potsdam	116
60. Der Ring der Markgrafen von Ansbach-Bayreuth	117
61. Ein Schicksalsring im preußischen Hause Hohenzollern	120
62. Die Krone auf dem Kirchturm von Blankenburg	124
63. Das Denkmal Friedrich Wilhelms 3.	125
64. Friedrich Wilhelm 4. und die Peizer Stadtforst	125
65. Kaiser Wilhelm 1. im Kriege 1870—71	126
66. Wie der Kronprinz über die Mauer kletterte	126
67. Prinz Friedrich Karl	127
Anmerkungen	128





Die Burg Hohenzollern nach ihrer Wiederherstellung.



1. Berg und Burg Hohenzollern.

Mitten im schwäbischen Lande tritt aus dem Juragebirge der Alb als südlichster mehrer vereinzelter Felsenkegel hochragend der Zollern hervor, von dem, in hehrer, mittelalterlicher Schönheit neu erstanden, die Stammburg des ruhmvollsten deutschen Fürstenhauses in gesegnete Täler hinabgrüßt. Ein halbstündiger Weg führt den Wanderer von dem alten Städtchen Hechingen aus auf sanft ansteigendem Berggelände zu dem eigentlichen Burgfelsen, der in kraftvollen Formen über seine Umgebungen emporragt. Wer vor dem Jahre 1852 diesen Berg erklimm, den leitete der Pfad in vielen Windungen zuerst zu den verfallenen Außenwerken der Feste und dann zu den Trümmern von neun sich hintereinander erhebenden Thürmen. Noch waren damals darin die Reste mächtiger, eisenbeschlagener Tore wahrzunehmen. Seit uralten Tagen hatte die Burg nur diesen einzigen Zugang.

Auf dem Scheitel des Zollern stand in jener Zeit vor 1852 ein weitläufiges Burggebäude, unscheinbar aber nur und überall verbaut oder verwüstet. Mehre Flügel von dem alten, festen Stammhause des Zollerngeschlechtes, so z. B. die Wohnungen der Knappen und Knechte, lagen völlig in Trümmern; nur die uralte Kapelle des heiligen Michael hatte unter der allgemeinen Zerstörung der Jahrhunderte nicht eben allzusehr gelitten. Ein kupfernes Becken, das mitten in dem ehemaligen Burghofe eingemauert war, sammelte als Zisterne des Sommers Regen und des Winters Schnee an. Der ganze obere Teil des Felsens, von Gängen und Kasematten vielfach durchbrochen, war einem riesenhaften Bienenkorbe wohl zu vergleichen. Eine zerbröckelnde Mauer, an der die üblichen Schießscharten, Weichhäuser und Verteidigungsvorrichtungen noch sichtbar waren, umschloß den ehrwürdigen, einstmals so glänzenden Fürstensitz.

Am 16. Juli 1819 war's, daß der hochsinnige, kunst-begeisterte Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der auf einer Reise nach Italien begriffen war, von Balingen aus, wo er übernachtet hatte, den Hohenzollern besuchte. Der wunderholde Abend, der sich über den Berg und über das Gelände ringsum ergossen hatte, machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Er bezeichnete die Schönheit dieser Stunden noch in seinen späten Lebensjahren als einen seiner lieblichsten Träume. Allein die Erinnerung daran gestaltete sich gar bald auch zu einer echt fürstlichen Tat: zur Wiederaufrichtung der Stamm- und Ahnenburg der Könige von Preußen.

So erhoben sich denn seit 1822 und besonders seit dem Jahre 1852, in welchem eine tatkräftige Bautätigkeit begann, die Mauern und Türme des Hohenzollern wieder aus Schutt und Trümmern. Meister Stüler hat in diesem Baue sein Bestes getan.

Gewiß, König Friedrich Wilhelm 4. hat sich in der neuen Zollernburg, die von der alten Feste kaum etwas mehr enthält als die alten Grundmauern und die Kapelle, ein schönes Denkmal seiner Anhänglichkeit und seines Verständnisses für alte Bauwerke gesetzt! Reich ausgeschmückt mit prangenden Waffen, mit ehrwürdigen kirchlichen Kunstschätzen und Steindenkmälern von wunderbarer Fremdartigkeit oder von lieblichster Schönheit, grüßt jetzt das Schloß von Berg zu Tal, stolz und trutzend, erinnerungsreich wie kein anderes in deutschen Landen. Eine der köstlichsten Perlen aus dem versunkenen Schätze der alten, ritterlichen Zeit ist uns im Hohenzollern wiedergewonnen. Sieh diese Basteien „St. Michael“, das „Scharfack“ und das „Fuchsloch“, — wie wuchtend lasten sie auf dem Felsen! Sieh diese Türme, die nach Erzengeln, Kaisern, Markgrafen und Bischöfen heißen, — wie fest und kühn und doch wie malerisch recken sie die Zinnen oder das zierliche, von Erkertürmlein umgebene Dach in die Luft! Und trittst du ein zum Burgtore, an dem dich die hoheitsvolle Gestalt des weisen und milden Friedrichs 1. von Brandenburg begrüßt, — wie lebendig er-
innern dich dann die Verse:

„Zollern, Nürnberg, Brandenburg im Bund
Bauen die Burg auf altem Grund.
Mich errichtet Preußens starke Hand:
„Ablertor“ bin ich genannt!“

an eine Geschichte ohnegleichen, an die Geschicke eines Fürsten-
hauses, das fast immer seinen Zeitgenossen vorangeeilt ist, treu,
tätig, mutig, weise und stark, und das darum auch von höherer

Hand geführt worden ist wie kein anderes, gnadenvoll auch durchs Dunkel, bis daß es das Höchste errang: die erste und reinste Krone der Welt, und, was noch mehr ist, die ungeteilte Liebe und Verehrung nicht nur des eignen Volkes, sondern auch die Achtung aller Nationen. Noch hat es in der Welt keinen Schlachtruß gegeben, bei dem so freudig die Schwerter sich entblöhten, wie bei dem Rufe „Hohenzollern!“, und kein Wort erweckte so mächtig die alte, unserm Volke eigene Mannentreue in den Herzen wie dieser ruhmvolle Name.

Und nun blicke einmal zur Sommerszeit von dieser hohen Warte ins Tal hinab! Sieh dort die Alb, vor die der Zollern vorgetreten ist wie ein Feldherr vor seine Heerscharen, — sieh ihre Ausläufer, ihre Häupter, bedeckt mit Waldesgrün, — sieh ihre sonnigen Matten und dort ihre Felsen, bald durch jähabfallende, tiefe Einschnitte getrennt, bald friedlich sich einander nahe tretend! Sieh ihre wohlbestellten, wasserreichen Täler und ihre nackten, dürrn Bergeshöhen, deren Namen ergreifend klingen zu jedem deutschen Herzen, das der alten Geschichte seines Volkes eingedenk ist! Sieh dort den hohen Staufen! Sieh dort Balingen und Rottweil und dort das düstere Haupt des Feldberges; — sieh dort das Blachfeld, das mit Flecken und Dörfern wie besäet ist; — sieh dort die Obstbaumpflanzungen, dort die Hügelketten, die, mit Reben umzogen, dem Neckar sich entgegenstrecken! Welch schönes Land! —

Doch mehr als die landschaftliche Anmut gilt uns die geschichtliche Bedeutsamkeit dieser Stätte. Wie wundersam große Dinge oft aus kleinen Anfängen erwachsen, das wird auf diesem Bergeshaupte uns vor allem kund! Ehe wir aber dem Geschlechte uns zuwenden, das hier, hoch über den Häuptern der Menschen, sich einst seine Wohnstätte erwählt hat, wollen wir uns noch die Frage vorlegen: „Was bedeutet der Name des Berges?“

Das Wort „Zollern“ ist dunkel; nur einer der neueren Deutungsversuche hat einigen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit und mag darum hier erwähnt werden.

Es steht fest, daß ursprünglich nur der Berg „der Zollern“ hieß; das Geschlecht nannte sich „die vom Zollern“. Jede Erklärung hat also zunächst die Eigentümlichkeiten des Berges ins Auge zu fassen. Nun ist es allgemein bekannt, daß die meisten Felsengipfel Deutschlands ihren Namen von ihrer äußeren Gestalt oder von irgendeiner ungefähren Ähnlichkeit erhalten haben, die das Auge des Volkes zwischen ihnen

und gewissen anderen, namentlich in Haus und Hof der Wahrnehmung sich anbietenden Dingen auffand. Deshalb z. B. bezeichnen wir gewisse Berge als „Jungfrauen“, als „Mönche“, als „Kaiserstühle“, als „Staufen“, d. h. als „Stufenberge“, als „Nieffen“, d. h. als „Spitzen“, als „Achälme“, d. h. als „Almen, von denen Wasser fließt“. ¹⁾ Auch der Berg, der die Stamburg unseres Königshauses trägt, gab durch seine Gestalt einen Fingerzeig, wie er benannt werden müsse. Gleich einem „Söller“, d. h. einem hoch über andere Bauten aufgerichteten Aussichtsorte, dem die Sonne ihren ersten Morgengruß spendet, und von dem sie zuletzt Abschied nimmt, ragt der Zollern hoch über die schwäbische Alb empor. Der Berg wird daher von dem althochdeutschen soleri, mittelhochdeutsch söltre (aus lateinisch solarium) seinen Namen empfangen haben. ²⁾

Im 8. Jahrhundert entstand ein Kirchlein „St. Michaelis“ auf dem Zöllernberge.

Warum aber eine Kapelle St. Michaelis? — Wir haben bei dieser Frage einen Augenblick zu verweilen.

Es ist allgemein bekannt, wie wenig der getreue Sinn unserer deutschen Altvordern sich dazu bereit finden ließ, die ihm lieb gewordenen Gestalten der heidnischen Götter aufzugeben. Daß sie nicht vorhanden wären, wagte selbst der eifrigste Mönch nicht zu behaupten; er glaubte vielmehr in rührender Treue das Folgende: „Die Götter der Griechen und Römer sind Teufel und Teufelinnen geworden, z. B. die üble Frau Venus und der listreiche, schnell durch die Lüfte eilende Merkurius; die Götter meiner Ahnen aber haben sich bekehrt.“ So verschmolz in seltsamer Weise Altheidnisches und Christliches. Wohl war Wodan nicht mehr des Himmels Herr; den lichten Saal dort droben hatte der reiche Christ eingenommen. Aber man erkannte den alten Gott in St. Michael wieder. Wodan war ein wilder, durch die Lüfte auf schneeigem Rosse dahinjagender Reiter gewesen; ihm war der Sieg, der endliche Sieg über die Mächte der Finsternis geweissagt, wenn sich dereinst die Welt erneuern werde. Auch St. Michael aber, der Erzengel, „der da ist wie Gott“, wurde von der Kirche als ein Reiter auf weißem Rosse dargestellt; auch er, so hieß es, werde dereinst den alten Drachen stürzen, ein Sieger des Lichtes über die Macht der Finsternis. Wie Wodan, trug auch der Erzengel Michael einen Speer, und wie dieser den Blitz, so schwang er das blitzende, zuckende Schwert. So trat St. Michael endlich ganz an Wodans Stelle, und wie dieser einst sein Volk

geschützt hatte, so wurde der Erzengel jetzt der Schirmherr der Deutschen. Wodan war einst im Sturmwinde, im furor teutonicus, den Vätern zur Schlacht vorangeritten; in gleicher Weise zog nun St. Michael mit der Sturmflagge vor den Christenschaaren einher, ein Ritter in leuchtendem Himmelsglanz. Darum sangen angeblich die Schwaben, wenn sie zur Walstatt ritten, den großartigen Hymnus:

„O magne heros gloriae,
Dux Michael,
Protector sis Germaniae!“³⁾

Ja, die ganze Heerschar der Deutschen wurde wohl als Schar St. Michaels bezeichnet. Auch dieser Ehrenname verfiel in späteren Jahrhunderten jedoch dem Schicksale alles Irdischen: er verlor seinen glänzenden Schimmer, er wurde endlich zum „deutschen Michel“, zu einer Spottbezeichnung.

Diese Anbetung des Erzengels Michael scheint bei den ersten Bekehrten in Deutschland außerordentlich beliebt gewesen zu sein. Sie hielt sich in hohen Ehren selbst bis zum 12. Jahrhundert, in dem der Dienst der Jungfrau die schwärmerisch begeisterten Herzen allerdings noch machtvoller für sich zu gewinnen wußte. Weihte doch St. Bonifatius selbst das alte Heiligtum der Thüringer in Ohrdruf⁴⁾ für den Dienst des kriegerischen Engels! Zumeist aber scheinen alte Sonnenberge die Verehrungsstätten St. Michaels gebildet zu haben. Solche Michaelsberge lassen sich im Schwabenlande noch mehrfach nachweisen; sie sind in großer Anzahl auch in anderen deutschen Ländern zu finden. Drüben im Elsaß wollte man auf einer Felsenhöhe ja sogar eine Feder haben, die St. Michael beim Kampfe mit dem Teufel verloren hatte: sie wurde auf dem St. Michaelsberge bei Zabern den Andächtigen vorgewiesen. Diese weite Verbreitung des St. Michaelsdienstes kennzeichnet vortrefflich unsere waffenklirrende, alte Zeit: der eiserne Krieger der Karolingertage wendete sich diesem gewaltigen Kämpfer mit besonderer Vorliebe zu. Es mußte erst durch lange Wandlungen das Herz des Volkes derartig erweicht werden, ehe der dichtende, harfenkundige Ritter der Staufenzzeit in der Himmelskönigin mit dem Lilienzepter, in der „Frau aller Frauen“, sein Ideal zu finden vermochte.

Ohne Zweifel war unter den schwäbischen Michaelsbergen der Zollern einst einer der geweihtesten und besuchtesten.⁵⁾

Wir haben jedoch nur einige spärliche Nachrichten über ihn, die wir indessen trotz ihrer geringen Bedeutsamkeit hier mitteilen müssen. Ein alter „Brief“,⁶⁾ wahrscheinlich also

sich geworden," sagt jener Chronist, "die Städte möchten es überhaupt nit gewonnen haben."

Infolge der Übergabe wurde nunmehr, wie es Rechts, der Hohenzollern als Raubneß gebrochen. "Die von Ulm, welche die Feste zu schleifen hatten," heißt es, "zerbrachen sogar die Steine," und Kaiser Sigismund verordnete in bezug auf dies Schloß sogar noch ausdrücklich:

"daß fürbaß dasselbe Schloß Zollern, noch der Berg, zu ewigen Zeiten nimmermehr gebauet noch von jemand aufgerichtet werden solle, sondern daß es zu dem heiligen Reich gehören möge als ein zerbrochenes Raubhaus."

Auf den Trümmern der Burg wehte fortan das Banner des Reiches, der doppelte schwarze Adler auf gelbem Grunde mit den roten Heiligenscheinen: so verordneten es Sitte und Gesetz.

Allein schon 1454 versuchte Graf Josß Nikolaus 1., des Öttingers Nefse, den Wiederaufbau der Burg. Ob ihm auch die Feinde, die wachsamten Städter, mehrmals das Bauholz verbrannten und die wieder erstehenden Mauern des Zollern niederrissen: er ließ sich durch nichts von seinem Vorhaben abschrecken. Um Beihilfe bittend, wendete er sich an seine Verwandten, die Grafen von Baden und Fürstenberg, sowie an die Erzherzöge von Österreich, und alle diese Herren zogen ihm auch zu. Am 25. Mai 1454 konnte endlich der Grundstein zum Wiederaufbau gelegt werden. "Man hat dabei mit silbernen Hämmern und Kellen gemauert, den Städtern zum Troße." So berichtet eine alte Chronik,¹⁰⁾ und es ist das keine Sage; denn der Herzog Albrecht von Österreich, ein Städtefeind, wie sein ganzes Haus, hatte in der Tat zu der feierlichen Grundsteinlegung der neuen Burg Hohenzollern silberne Gerätschaften, Mulde, Schaufel, Hammer, Kelle und Lot von gegiegenem Metalle, geschenkt. Auch die üblichen „Burglinden“ sollten dem Hohenzollern nicht fehlen; die Überlieferung sagt, daß damals die eine bei dem Brunnen auf dem Burghofe, die andere auf dem grünen Anger vor dem Burgtore eingepflanzt worden sei. Oft mögen die Bäume erneuert worden sein; vorhanden aber sind diese Linden auch heute noch.

Es ist kein Zweifel: größer und herrlicher denn zuvor ist die Burg wiedererstanden; allein eine Heldenzeit wie die unter dem Öttinger wurde ihr unter ihren wechselnden Schicksalen nicht wieder geschenkt. Wir vermögen auf diese letzten hier nur im Fluge einzugehen: sie sind überdem schon oft genug geschildert worden.¹¹⁾ Bald zogen die Grafen von ihrem alt-

väterlichen, zu den Wolken aufragenden Felsensitze hinab in das Thal, in das Hechinger Schloß, und hielten von nun ab dort, in reizendster landschaftlicher Umgebung, ihren Hof. Da waren die lichten Tage des Zollern vorüber.

Oft, freilich immer nur für kurze Zeit, erhielt jedoch das Bergschloß eine kriegerische Bedeutung. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es bald von den Kaiserlichen, bald von den Lutheranern, bald von den Spaniern, bald von den Schweden besetzt. Es ist ein düsteres Bild, das der Hohenzollern in diesen schrecklichen Kriegsjahren uns darbietet. Dunkelrot flammen von ihm durch die Nacht die Wachtfeuer hinab, und im Hofe gewahren wir bei dem Fackelscheine zechende, spielende Kriegsgesellen mit gewaltigen, federgeschmückten Schlapphüten, mit riesigen Stiefeln, bunten Schärpen und ellenlangen Kaufdegen. Wer damals von der Höhe des Zollerns auf die umliegende Landschaft niedersah, dem stieg unheimlich der qualmende Rauch brennender Dörfer entgegen, und wenn die wilden Kriegsmänner, die auf der Burg Einlager gehalten hatten, wieder abzogen, so sah der Burghauptmann wohl nach, ob nicht ein Ungar oder ein Kroat ihm noch zu guter Letzt das Haus über dem Kopfe in Brand gesteckt hätte.

In dieser Zeit, im Anfange des Jahres 1634, als die Burg, auf der die hohenzollernschen Leutnants Weinmann und Stettmund befehligten, durch die Württemberger unter dem Obristen Faber belagert wurde, setzt die Burgsage noch einmal ein. Der wackere Schloßpater Joseph, der Zeuge dieser Belagerung war, berichtet nämlich:¹²⁾

„Oft wollten die Feinde die Fuchsloch-Quelle an der Nordwestseite des Berges besetzen; doch wurde von ihnen dann allezeit ein weißer Mann, welcher ohne Zweifel ein Engel oder gar der Erzengel Michael selbst war, von ihnen gesehen, und wurden sie dadurch von ihrem Fürhaben abgeschreckt.“

Ob der heldenmütige Pater nicht näher darum gewußt hat, wer eigentlich „der weiße Mann“ gewesen ist? —

Endlich erscholl auch im Lande Schwaben das große „Freud- und Friedenswort“. Da erblicken wir wieder die kaiserliche Fahne auf den Türmen der Bergfeste; das Haus Österreich hatte in mehreren Verträgen und durch die Verpflichtung zur Zahlung jährlicher Öffnungsgelder im Betrage von 500 Gulden das Besatzungsrecht an sich gekauft. Aber die Bedeutung der Burg als Festung war längst geschwunden; im öster-

reichischen Erbfolgekriege ward es den Franzosen daher ein Leichtes, sich auch des Schlosses Hohenzollern zu bemächtigen. Es ist ein Oberst von Chatillon gewesen, der Berg und Schloß vom 10. Dezember 1744 bis zum 27. April 1745 besetzt gehalten hat. Nachdem das blaue Banner mit den drei goldenen Lilien eingezogen und die französische Besatzung den Berg wieder hinabgestiegen war, stand nun die alte Grafenburg ganz verödet und verlassen da; von Tag zu Tage verfiel sie mehr.

Doch noch ein bemerkenswertes Bild vom Hohenzollern! Es ist am Schlusse des 18. Jahrhunderts. Da erblicken wir in dem weiten wüsten ungastlichen Schlosse hier und dort gebeugte greise Männer in dürftigen österreichischen Uniformen, die häuslichen Hantierungen aller Art nachgehen oder behaglich schwatzend auf den Brücken des Burghofes ihr Pfeifchen rauchen. Es sind Invaliden, denen endlich die wohlverdiente Ruhe zuteil geworden ist, und die die alten Salkonette auf den Bastionen nur dann abfeuern, wenn es der Umgegend zu melden gilt, daß hier oder dort in dem Talgelände unter dem Hohenzollern eine Feuersbrunst ausgebrochen ist.

Von Zeit zu Zeit fragte dann wohl das österreichische Landvogtei-Amt zu Rottenburg an, ob die Besatzung des Hohenzollern noch lebe. Im Jahre 1786 antwortete ein 79jähriger Tambour mit 61 Jahren Dienstzeit: „Ja, wir sind noch elf Mann!“ Wie schnell aber sank diese Zahl! 1795 hieß es: „Wir sind noch sechs Mann!“ 1796 waren jedoch nur noch drei Invaliden vorhanden, die die Waldungen rings um den Berg zu beaufsichtigen hatten.

Das währte bis zum Jahre 1798; da gab auch Österreich sein Besatzungsrecht auf. Immer einsamer wurde es auf dem Zollern, immer unwirtlicher und auch unpoetischer. Wir schilderten oben den Zustand der Burgtrümmer im Anfange des 19. Jahrhunderts; von den Prachtbauten der alten Tage war nichts mehr zu finden: nur die Burgkapelle zu St. Michael zeugte noch von der ehemaligen Schönheit des Grafenschlosses. Da endlich, nachdem in den Jahren 1822 und 1823 einzelne Teile der Burg erneuert worden waren und am 30. Juni 1844 auch noch der Glockenturm der alten Kapelle vom Blitze getroffen worden war, wurde im Jahre 1847 mit dem Wiederaufbaue der gesamten Schloßanlage begonnen, und zu neuem Leben erstand nun nach und nach die ganze alte Bergfeste, das werliche Haus Hohenzollern.

Und erst jetzt ist das Lob des alten Dichters im vollsten Sinne begründet; es gibt kein fester, aber auch kein würdiger Haus im ganzen deutschen Vaterlande! Den Wolken nahe, vom Sonnenscheine umspielt und vom Mondenglanz märchenhaft umleuchtet, hinschauend weit über ein gottgesegnetes Land, umkleidet von einem herrlichen gotischen Festgewande, so wird die Zollernburg hoffentlich aufragen für alle Zeit, solange noch Deutsche ihre Heimat und deren Geschichte lieben. Wir aber wollen nun jenen leisen Klängen lauschen, die von den weisheitskundigen Lippen der Frau Sage uns entgegentönen.

2. Stammesagen der Hohenzollern.

a) Die Herkunft aus Italien.

Der Kurfürst Albrecht Achilles schrieb darüber einmal an seinen Bruder Friedrich 2. EISENZAHN: „Wir sind zu Trona In Turckischem wesen vertriben worden bey vnnsern Hern vnnnd sind gen Rom komen, die dritten Fursten, die do warn, mit Romischen keysern und konigen, Aber von Rom vertriben vnd In das Reich komen vnd von den gnaden gots vmb vnnsere guttat vnd franckheit Im reich durch Romisch keyser vnd konig hoher vnnnd grosser worden, dann wir ne gewesen sein . . .“¹⁾ Diese Worte führen auf die verbreitetste aller Sagen von der Abstammung der Hohenzollern, nämlich von dem Geschlechte der römischen Colonna, der Grafen von Präneste.

b) Die Sage von der Abstammung von den Colonnas.²⁾

Es hatte einst der italienische Fürst Petrus Colonna sich mit etlichen andern vornehmen römischen Herren verbunden, Gregor 7., vorher Hildebrand geheissen, nicht als römischen Papst anzuerkennen, weil seine Wahl nichtig und vom Kaiser nicht bestätigt sei. Die Verschworenen bemächtigten sich des Papstes und hielten ihn gefangen; aber es entstand ein Auf-
ruhr, in Folge dessen der Pöbel den Papst befreite und die Verschworenen aus Rom vertrieb. Von dieses Petrus Colonna Söhnen habe sich ein gewisser Serfridus, nachdem seine übrigen Blutsverwandten sich durch einen Suizid mit dem Papst ausgesöhnt hatten, nach Deutschland begeben und sei zu dem Kaiser

Heinrich 4. geflohen, der, als er die Ursache seiner Verbannung erfahren hatte, ihn gar gnädig bewillkommet und ihn gegen Rudolf von Schwaben, der vom Papste Hildebrand zum Kaiser erwählt und die Krone zugesendet bekommen hatte, im Jahre 1080 mit ins Feld genommen habe, wo er dann in dem blutigen Treffen bei Merseburg³⁾ große Proben seiner Tapferkeit habe sehen lassen. Er habe die feindlichen Scharen wie ein Blitz getrennt und dergestalt Platz gemacht, daß er endlich an des aufständischen Kaisers Rudolf Leibwacht geraten, die er gleichfalls in die Flucht geschlagen, und endlich in solchem Nachhauen dem Rudolf die verräterische Hand, die er wider seinen Herrn und Kaiser gewaltthätig gezucket, doch gleichwohl vorher zur Ablegung der Pflicht meineidig aufgehoben, mit einem gewaltigen Streich vom Arme abgesondert, welche That allein die Ursache gewesen, daß der unbillig aufgeworfne Kaiser sein Unrecht erkennet und denen anwesenden Bischöffen, die ihn wider Kaiser Heinrich aufgewiegelt, zugerufen: Dieses ist die Hand, welche ich zum Meineid gen Himmel erhoben und hernach wider meinen Herrn und Kaiser durch Eure Verführung verräterisch gezucket habe. Dieses Heldentreffen hätte zwar noch mehr als eine kaiserliche Gnade verdient; Serfridus aber soll sich mit erlangter Ehre und einem Stücklein Landes, welches dem überwundenen Herzog Rudolf zuständig gewesen, begnügen haben, welches ihm als einem Reichsgrafen eingeräumt worden. Bald darauf habe der neue Graf Serfridus in seinem so tapfer erfochtenen Lande ein ansehnliches Schloß gebauet, welches er zum Gedächtnis des in Latium verlorenen Hauses Sagarolla genennet, und solches haben die Schwaben in ihrer Rede-Art zerstückelt Sollen ausgesprochen, von dem noch diese Benennung dem uralten gräflichen Hause geblieben. Da nun die Colonnas in ihrem Wappen eine Säule führen, zum Andenken an jene Säule, an der unser Heiland Christus geißelt wurde, und diese in der Stadt Dalmatia den Sarazenen abgenommen haben, so hat man das Szepter in dem Brandenburgischen Wappen, welches aber das hohe Erzkämmereramt andeutet und dem regierenden Kurfürsten allein zukommt, auf diese Säule deuten wollen.⁴⁾

c) Die Sage von der Abstammung aus Frankreich.

Güntherus, ein König aus Frankreich, hat so viele Söhne gehabt, daß ganz Frankreich gar zu klein geworden, ihnen zu ihrem Stande und Aufenthalt gebührlchen Sitz und ihre

Notdurft zu verschaffen. Dahero dieses Günthers Erben aus Not gedrungen, daß sie Frankreich verlassen und dagegen gemeiner Fürsten, ja auch wohl mittelmäßigen Grafen Stand an sich nehmen müssen. Und werden daselbst unter andern Grafen, die daraus entsprossen, auch ihrer viele genannt, die in Deutschland, Burgund, Sundgau und Schwabenland sich niedergelassen haben, unter welchen insonderheit genannt werden die Grafen von Kyburg, Habsburg, Pirk, Zering (= Zähring), Zollern usw.⁵⁾

d) Graf Hsenbard von Altorf und die Welfen.¹⁾

Mit reichen Gütern im Bayern- und im Schwabenlande gesegnet, blühte einst in Süddeutschland ein mächtiges Geschlecht, das sich nach seinen Schlössern als Grafen zu Altorf und Ravensburg bezeichnete. Um das Jahr 780 saß auf der Feste Altorf Graf Hsenbard, der Sohn Warins, vermählt mit Frau Irmentraut, der Schwester von Kaiser Karls Gemahlin Hildegardis, die eine edle Schwäbin, vielleicht von herzoglichem Geschlechte, war. Denn die Sage sieht einen Bruder Irmentruts und Hildegards in jenem heldenkühnen Gerold, der dem großen Franken Karl beigestanden hat, die ewige Stadt Rom einzunehmen und dadurch, daß er gerade zur Zeit der höchsten Not seinem Schwäher zur Hilfe kam, seiner „Nation“, d. h. den Schwaben, den Vorrang vor allen andern deutschen Stämmen erstritt, daß sie dem Reiche allezeit voranfechten und seine Sturmflagge tragen sollte.²⁾ Noch heute prangt diese in dem Wappen von Württemberg. —

Frau Irmentrut, die Gemahlin des gewaltigen Grafen Hsenbard, blickte einst von ihrer Burg aufs Tal hinab. Da sah sie, wie ein armes Weib drei Kindlein zur Taufe nach der Kirche brachte, die ihr alle auf einmal geschenkt worden waren.

Da stieg ein törichter Zorn in der Seele der Gräfin auf, und, selber sündigend, sprach sie also zu ihrem Gemahle: „Es ist nicht möglich, daß das ohne Sünde geschehen kann! Jenes Weib verdient meines Erachtens nichts anderes, als daß sie in den Sack gesteckt und ersäuft werde!“ —

Dies geschah; aber die Strafe für das voreilige, unverständige und hartherzige Wort blieb nicht aus. Als der Graf Hsenbard einst zur Jagd ausgeritten war, wurden der Schlossherrin zwölf Kindlein mit einemmal geschenkt, klein und zierlich, alles Knaben. Da erschrak die Gräfin sehr; denn sie glaubte nicht anders, als daß sie nun, ihrer eignen Rede ge-

mäß, von ihrem Eheherrn der Sünde geziehen werden würde, deren sie jenes arme Weib im geheimen verdächtigt hatte. In ihrer Herzensangst befahl sie daher einer vertrauten Dienerin, elf von den Knaben in den nächsten Bach zu tragen und sie in ihm zu ersäufen, ein Kindlein aber zurückzubehalten und dem Vater zu zeigen. Als nun die alte Schaffnerin die elf Knäblein, die sie in ein Becken getan und mit einer Schürze verdeckt hatte, in einen bei dem Schlosse Altorf vorüberfließenden Bach, die Scherz genannt, werfen wollte, da kam Graf Isenbard selbst vom Weidwerke heim und erblickte schon von fern die scheu sich umschauende Alte; denn daß sie ein gottloses Werk zu tun im Begriffe stand, war ihr selbst durchaus klar, und darum schlug ihr auch das Herz. Der Graf aber eilte hinzu und fragte: „Was trägst du da?“

„Ach, Herr,“ erwiderte sie stotternd und verwirrt, „es sind nur Welfen, junge Hündlein, die ich im Bache ertränken soll!“

„Laß sehen, ob mir vielleicht das eine oder das andere der Welflein zur Zucht gefalle!“ fuhr der Graf fort.

„Ei, Herr!“ meinte da die Schaffnerin, „wohl habt Ihr der Hunde genug! Es möchte Euch eine Unlust ankommen, wenn Ihr den Wust von Hunden erblicket. Lasset mich nur zum Bache eilen!“

Da schlug ihr der Graf die Schürze von dem Becken zurück. Staunend erblickte er die lieblichen, wohlgestalteten Knäblein, die ihm weinend die Hände entgegenstreckten. Als er nun heftiger in die Alte drang, wem sie gehörten, erfuhr er endlich die volle Wahrheit. Wohl ergrimnte da sein Herz über die unnatürliche Tat der Gemahlin; aber die Dienerin besänftigte ihn damit, daß sie ihm vorstellte, die Gräfin habe es nur aus Furcht vor seinem Zorne zu tun beabsichtigt. Er bezwang sich daher vorläufig und schickte die Schaffnerin mit den elf Kindlein zu einem reichen Müller, der unfern von Altorf wohnte, damit er diese „Welflein“ auferzöge; dem Weibe aber befahl er bei Todesstrafe, das Schweigen unverbrüchlich zu bewahren. Der Gräfin sollte sie nur sagen, daß ihr Befehl ausgeführt worden sei.

So vergingen sechs Jahre. Fröhlich und unter Gottes Segen wuchsen die Kindlein bei dem Müller auf. Als sie aber das sechste Jahr erreicht hatten, befahl der Graf, daß sie allzumal, geschmückt und geziert, auf jenes Schloß der Altorfer Edlen gebracht würden, das sich dort einst erhob, wo jetzt das Kloster Weingarten steht. Dort nämlich hatte Graf Isenbard

allen seinen Verwandten ein großes Fest zubereitet. Als nun das Mahl schier zu Ende war, hieß er die Gräfslein hereinbringen. „Schauet einmal,“ so rief er, „meine lieben Freunde: ich wollte euch nur diese jungen Welflein zeigen!“ Wie erstaunte da jedermann! An Gestalt und Gliedern, an Haarfarbe und Gesichtszügen waren die elf dem einen Sohne der Gräfin, der unter ihrer eigenen Pflege aufgewachsen war, so ähnlich, daß man wohl sah: Es waren Brüder.

Und nun stand Graf Isenbard auf und fragte seine Freundschaft, was wohl jene erbarmungslose Mutter verdient hätte, die diese edlen, wohlgestalteten Kindlein habe umbringen wollen. Bei diesen Worten fiel die Gräfin Irmentrut, von einer Ohnmacht erfaßt, wie eine Tote zu Boden; ihr Egeherr aber ließ sie schnell wieder zu sich bringen. Da sank sie auf ihre Knie und flehte unter heißen Tränen den Grafen um Gnade und Erbarmen an. Auch alle Vettern und Freunde legten Fürbitte für sie ein. Als er nun ihre tiefe Reue sah, da verzieh ihr auch endlich der fromme Graf mit Freuden. Zum ewigen Gedächtnisse der wunderbaren Geschichte aber verordnete Graf Isenbard in Gegenwart aller seiner Freunde, daß seine Nachkommen sich nicht mehr Grafen zu Altorf, sondern nur Welfen nennen sollten, und auf diese Weise ist der edlen Welfen hochberühmter Stamm erwachsen.

Freilich, jene elf Gräfslein, die der Müller aufgezogen hatte, sind gar bald wieder gestorben. Der eine Prinz aber, den die Gräfin selbst gerettet hatte, ist der Fortsetzer seines Geschlechtes geworden. Er hieß Eticho der Welf, und sein Sohn ist Herr Heinrich mit dem goldenen Pfluge. Von diesen beiden Fürsten haben die Mönche des Klosters Weingarten uns die nachfolgenden schönen Mären aufgezeichnet.³⁾

Eticho der Welf — er führt den Namen des Schwertes, des „gefräßigen“, — liebte die Freiheit dermaßen, daß er seinem Sohne Heinrich abriet, Lehnen vom Kaiser zu nehmen. Ein freier Edler solle er bleiben, niemandem untertan als Gott allein. Heinrich aber wurde von seiner Schwester Judith, die dem Kaiser Ludwig dem Frommen ihre Hand gereicht hatte, trotzdem dazu beredet, daß er sich in den Dienst und in den Schut des Kaisers begab, und darum erhielt er von diesem die Zusage, es solle ihm so viel Landes geschenkt werden, als er mit einem Pfluge von Mittag bis Abend umziehen könne. Da ließ Herr Heinrich sich einen kleinen goldenen Pflug schmieden, den er unter seinen Kleidern verbarg; mit ihm fing er mittags, als der Kaiser in Schlaf versunken war, an, Land zu umgehen

oder vielmehr zu umreiten. Denn er hatte sich an verschiedenen Orten Rosse bereit stellen lassen, um sogleich, wenn ein Tier ermüdete, das andere zu besteigen. Endlich, als er eben über einen Berg dahinsprengen wollte, geriet er an ein böses Mutterpferd, das ihn durchaus nicht aufsteigen ließ. Daher heißt dieser Berg noch heute der „Mährenberg“, und die Ravensburger Herren, denen ihre Untersassen bei gewissen Gelegenheiten Rosse zu stellen hatten, behaupteten ehemals, auf diesen Zwischenfall sich berufend, das Recht zu haben, *Stuten* abweisen zu dürfen. Trotzdem umritt Heinrich ein weites Gebiet, bis zur Abendstunde der Kaiser erwachte. Wohl war der zornig über des jungen Welfen List; dennoch mochte er das ihm gegebene Wort nicht brechen.

Als aber Eticho hörte, daß sein Sohn dieses Land vom Kaiser als Lehen angenommen und seine volle Freiheit, seinen höchsten Adel, aufgegeben hatte, da wurde er sehr traurig. Er machte sich mit zwölf seiner treuesten Genossen auf, verließ die Welt, zog in die Felseneinsamkeit des Hochgebirges, ließ alle Zugänge zu seiner Wohnung und zu deren hehrer Einsamkeit absperren und blieb so auf dem Gebirge bis an sein Lebensende. Später ließ einer seiner Nachkommen, wohl Ludwig der Bayer, der 1330 die Abtei Ettal über dem Oberammergau an dieser sagenberühmten Stätte stiftete, die Gräber auf dem Gebirge aufsuchen und die Reste der dreizehn Recken ausgraben. Zu ihrem Gedächtnisse sind im Stifte Ettal stets dreizehn Chorherren vorhanden gewesen.

Von jenem Heinrich mit dem gülden Pfluge aber, der des Kaisers Mann geworden war, stammen die Herzöge von Bayern, von Sachsen, Braunschweig und Burgund, die Könige von Frankreich und die Zollerngrafen her. Zum Zeichen, daß sie welfischen Geschlechtes seien, haben deshalb die Grafen von Hohenzollern einen Welfen- oder Brackenkopf — Haupt und Rumpf eines Hundes — auf ihren ritterlichen Helmen geführt.⁴⁾

So berichten uns die Mönche von Weingarten. In bezug auf die Entstehung des Namens „Welf“ selbst aber sei noch eine andere Sage nachzutragen. Es wird nämlich auch erzählt,⁵⁾ der Ahnherr des Geschlechtes habe sich einst an dem Hofe des Kaisers aufgehalten, als ihm die Botschaft überbracht wurde, er möchte ja aufs schnellste heimkehren, seine Gemahlin sei eines Söhnleins genesen. Er rüstete sich daher sofort zum Heimritte. Da aber sprach der Kaiser scherzweise zu

ihm: „Was eilest du um dieses Welfleins willen, welches dir geboren worden ist?“ Der Ritter aber antwortete: „Herr Kaiser, da du doch nun einmal meinem Kinde einen Namen gegeben hast, so soll er fortan auch bleiben! Nur bitte ich dich, den jungen „Welfen“ auch aus der Taufe zu heben. Nach Hause eilen muß ich aber dennoch!“ Wirklich ward der Kaiser des Welfen Pate.

e) Herzog Tassilo.

Ein milder Herbstabend hatte sich auf die Rheinebene niedergesenkt. Feierlich rauschten im Abendwinde die Häupter der uralten Linden und Buchen des Lorchor Forstes; langsam, spielend, gleich bunten Vögeln, flogen hier und dort die bunten, welken Blätter der Bäume auf den sonnenwarmen Moosboden des ehrwürdigen, ehemals für heilig gehaltenen Waldes herab. Der Himmel hatte sich in ein helles, lichtes Blau gekleidet, und während hoch oben über den Wipfeln die Lerchen dem scheidenden Tagesgestirn einen letzten Gruß nachriefen, begannen im hohen Waldesgrase die Heimchen bereits ihr Summen und Zirpen; — die Bienen und die Käfer aber, die noch vor kurzem so lustig um den blühenden Thymian geschwärmt hatten, waren nun schon zur Ruhe gegangen. —

An einer der gedrunghenen Säulen des Klosters kniete vor einem Altarsteine an jenem Abend ein greiser Mönch. Er betete heiß und innig; sein Antlitz war nach oben gerichtet, woher uns allen die Erlösung kommt. Der schwache Schein einer von der Decke herabhängenden silbernen Lampe erlaubte einen Blick auf seine Züge. Wohl waren sie zusammengefallen; doch ihren ursprünglichen Adel hatten sie nicht verloren. Nur die Augen schienen erloschen zu sein; ein langer, schneeweißer Bart bedeckte Kinn und Brust. Wer hätte in dem demütigen Mönche den stolzesten und den waffenfrohesten aller deutschen Herzöge, den Agilolfinger Tassilo von Bayern, den großen Gegner des Großen Karl, wiedererkannt, — jenen Mann, der an edler Geburt dem ganzen deutschen Volke voranstand? Und doch war er es, — freilich ein anderer jetzt, als damals, als er die riesenhafte Sturmflagge der Bayern dem Frankenkönige zur Schlacht entgegengetragen hatte. Denn wie er jetzt vor dem Kreuze auf den Knien liegt, ist er völlig versunken in Gebet; — die alte Herrlichkeit, aber auch die alten Prüfungen und Demütigungen sind vergessen.

Doch sind sie es wirklich? Konnten sie es sein?



Vielleicht gedachte er doch noch an seine mannhaften Kämpfe und an seine berühmten Jagden, auf denen er des Bayerlandes herrlichste Klöster gestiftet hatte!

So sah er es heute wohl im Geiste wieder, wie er einst auf schnaubendem Renner durch den sonnendurchleuchteten Tann geflogen war. Schon hatten seine Rüden das edle Wild gefaßt; da verschwand es urplötzlich. Es hatte die Erde aufgescharrt und sich in einer Höhle geborgen. Er hatte nachgraben lassen; da hatte er an diesem Orte nur drei große Kreuze und viele, viele Reliquien gefunden. Herzog Tassilo hatte auf dieser geweihten Stätte das Kloster Polling erbauen lassen.

Und jetzt steigt die Waldesnacht des Forstes von Thierhaupten vor ihm auf. Wie kannte er dort jeden Weg und Steg genau! Und doch hatte er sich einst in der hehren Wildnis verirrt. Aber St. Benedikt, zu dem er in seiner Not gebetet hatte, hatte ihn freundlich zurechtgeleitet; drum hatte er dem Heiligen auch dort ein Stift errichtet.

Und noch ein drittes, freundlicheres Bild entrollte sich an jenem Abende vor ihm. Einst hatte er wiederum in der Waldesnacht geruht; nur sein getreuer Knecht Wesso hatte ihn bewacht. Da war ihm ein liebliches Traumbild gekommen: die Himmelsleiter stand neben ihm, und auf ihr stiegen die Englein auf und nieder; — mit goldenen Eimern schöpften sie aus einem Quell an seiner Seite. Und doch war am Abend kein Born an dem Orte zu finden gewesen! Als aber der Morgenschein über den Waldeswipfeln aufstieg, da war ein Quell am moos'gen Steine wirklich erwacht! Tassilo hatte das Wunder durch die Stiftung jenes Klosters Wessobrunn geehrt, dessen Name ruhmvoll klingen sollte durch alle Zeiten der deutschen Geschichte und Sprache.¹⁾

„Soviel getan zu Gottes Ehre und doch von ihm verlassen?“ — So hatte er sich ehemals wohl oft gefragt. Aber sein hoher, edler Sinn hatte endlich auch die rechte Antwort auf diese Frage gefunden. Sie lautete:

„Nein, ich bin nicht von Gott verlassen; er hat mir ja sein höchstes Gut gegeben, seinen Frieden! Auch zu mir hat der Heiland gesprochen: ‚Dein Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht! Nicht gebe ich, wie die Welt gibt. Du hast Leid getragen in der Welt: aber sei getrost; auch für dich habe ich die Welt überwunden.‘“

Tiefer und tiefer sank das Haupt des Mönches; es war kein Zweifel: er schlummerte.

Wer ihn da gesehen hätte, der hätte den Greis wohl schon für einen Toten halten können. Aber noch hob sich sanft seine Brust, und gewaltig arbeitete in ihm der Geist. Wieder andere Erinnerungen schwebten, zu ergreifenden Bildern gestaltet, an ihm vorüber.

Jetzt sah er sich im Traume selbst, einen blondgelockten Knaben, der sein Antlitz in die Falten des Fürstenmantels einer weinenden Frau verbarg! Die hochgewachsene Fürstin war Hiltrude, die Witwe des Herzogs Odilo von Bayern, den der Ehrgeiz des Frankenherrschers Pipin von seinem Fürstenthum gestürzt und in einen frühen Tod getrieben hatte. Tassilo sah jetzt im Traum auch alle die lieben, alten Kirchen und Paläste Regensburgs wieder, die er an der Hand seiner Mutter so oft durchwandert hatte. Dann aber verdrängten wilde Schlachtenbilder die friedlichen Szenen seiner Kindheit; er erblickte sich auf feurigem Streithengst, das Schwert schwingend in Kampf und Sieg und — Fall.

Und siehe! Schimmern dort nicht die Säulen der Pfalz von Ingelheim? — Ja, — dort war er einst vor dem eisernen Karl erschienen, gegen den er sich empört hatte und in dessen Gefangenschaft er gefallen war. Schon wollte ein Diener mit der Schere ihm das lange Haupthaar kürzen; da stürzte Tassilo vor dem stolzen Franken, der doch seinem Herkommen nach nur ein „Karl“, ein freier Bauer, war, auf seine Knie nieder, und Karl verzieh ihm. Dann trat eine Einsiedelei vor Tassilos geistiges Auge. Es war die Zelle St. Goars am Rheine; da schoren die Franken ihm, dem unbändigen Empörer, nun wirklich das Haupthaar. Er und alle die Seinen, seine Gemahlin Luitberga,²⁾ seine Söhne Theodo und Theodebert, wurden in ferne Klöster geführt. Eine blühende Landschaft, gepflegt von dem Fleiße frommer Männer, liegt vor ihm; — er sieht sich im Kloster Jumièges an der Seine. Dort, in der Einsamkeit, beugte sich sein hochstrebender Geist; er lernte erkennen, daß ein Herr und König sein müsse, und daß er selbst im Unrecht gewesen war, als er mit seinen Bayern sich von den anderen deutsch redenden Stämmen hatte abschließen wollen. Aber er kehrte noch einmal zurück. Auf der Nationalsynode des Jahres 794 übergab er zu Frankfurt alle seine Rechte an sein ererbtes Herzogtum in Karls Hand. Um ihn herum hatten damals alle Großen des Reiches gestanden; — sie alle in kriegerischem Schmucke; nur er war ein Mönch geworden, ein armer Mönch in brauner Kutte. Wie hatte ihn der Stolz dieser von Gold und Edelsteinen schimmernden Großwürdenträger der Kirche

entrüftet! Aber er hatte sich bezwungen; er war in seine klösterliche Einsamkeit zurückgegangen: er hatte Kloster Lorsch zu seinem Trauersitze erwählt, die Ruhestätte Siegfrieds und der anderen alten Helden.

Jetzt aber erwachte der entschlummerte, greise Beter. Seine Züge trugen den Stempel eines unzerstörbaren Friedens; auch die Erinnerungen an die Vergangenheit hatten nicht vermocht, ihn zu vernichten. „Alle irdische Hoheit ist Rauch!“ murmelte der Greis vor sich hin, und sein leerer Blick suchte die Grabesplatten, die vor ihm im Estriche des Säulenganges ruhten. Nicht konnte er im Dämmerseine das Kreuz auf ihnen und den Friedenswunsch unterscheiden: „Patriam aliam appetimus! Wir suchen ein anderes Vaterland!“ Dann erhob sich Herzog Tassilo, der Mönch; er schritt tastend das Seitenschiff hinauf; denn das war ja das Furchtbarste, was ihm widerfahren war: er war nach seiner letzten Gefangennahme auch geblendet worden! —

Jetzt trat er durch eine niedere Seitenpforte des Gotteshauses in das Freie hinaus. Er stand nun auf dem Klosterhofe. Dort lehnte ein Steinsitz an der Mauer; längst war der ihm lieb geworden; denn zu dieser Stätte sendete die Morgensonne ihre wärmsten Strahlen hin. Dort weilte es sich lieblich auch des Abends; denn ungefährdet mochte an dem sichern Sitze der Blinde das geschäftige Treiben des zur Küste gehenden Tages mit anhören. Wie ein Tiefermüdeter ließ sich Tassilo nieder; er lehnte das Haupt zurück und legte die gefalteten Hände in den Schoß.

Da klangen plötzlich die langgezogenen Töne eines Jagdhorns durch die Abendstille. Der Mönch vernahm es, wie die Klosterpforte sich öffnete, und wie wiehernde Rosse in den Hof schritten. Er wußte wohl: es hatten Jäger oder Krieger in dem Kloster ein Einlager gesunden! Ihnen aber mochte er nicht zu einem Schauspiele dienen; darum suchte er wiederum eine Zuflucht in seiner Kirche und kniete wiederum vor einem der Seitenaltäre nieder.

Nicht gar lange währte es, so tönte ein fester Schritt an sein Ohr. Das waren nicht die Tritte eines Mönches; so konnte nur ein Herrscher schreiten! Und wirklich, jetzt drängte ja auch lärmend das Gefolge nach! An Tassilo vorüber schritt die Jagdgesellschaft dem Hochaltare des heiligen Lazarus zu. An ihrer Spitze ging ein hoher Herr in majestätischer Haltung, dem der Abt vom Kloster Lorsch demütig zur Seite ging. Vor dem Heiligtume zog der Fremde seine Schuhe aus und kniete

zum Gebete nieder, mit ihm all seine älteren und jüngeren Begleiter. Der Abt aber war vor das Kruzifix getreten, und weithin tönten durch die einsamen Kirchenhallen die Worte des Segens, die der Diener St. Lazari seinen Gästen spendete:

„Gottes Heil mit dir, du glorreicher König Karl, und Gottes Heil mit all' den Deinen!“

Als der Friedensgruß verklungen war, erhoben sich die Weidgesellen wieder. Schon wollte sich der hohe Herr anschicken, das Gotteshaus zu verlassen, da bemerkte er den Mönch vor dem Seitenaltare. Er ging zu ihm, löste eine goldene Spange vom Arme und ließ sie in des Beters Hand gleiten. Da tönte es dem Könige entgegen:

„Ich will nicht Gold, — o nicht für mich, noch für dieses heilige Haus!“

„Doch was sollen Könige anderes geben?“

„Gnade und Vergebung, gnadenreicher Herrscher! Die gib auch mir, einem Empörer, der nach langen Jahren tiefer Reue nun zu Grabe geht!“

„Wer bist du?“ fragte Karl erstaunt.

„Einst nannte man mich Tassilo, den Herzog der Bayern!“ erwiderte der Mönch. „Ja, König! Ich bin dein alter, nun mit dir versöhnter Feind!“

Wohl trat Karl da auf einen Augenblick zurück; doch dann beugte er sich liebevoll über den Unglücklichen, reichte ihm die Hand und hob ihn auf. Laut schluchzend sank Tassilo an des Königs Brust.

„Auch mein Pfad geht abwärts!“ entgegnete der große Herrscher sanft, den Mönch umarmend. „Und wie ich hoffe, daß mir der große Herr des Himmels dereinst verzeiht, so vergebe ich auch dir. Gehe hin in Frieden! Ich ahne es: Du bist viel heiliger denn ich!“

In diesem Augenblicke erlosch eine der Kerzen auf dem Altare; — Tassilo sank aus Karls Armen auf den Boden nieder: jetzt in der That eine Leiche. Andächtig kniete der König der Franken vor ihn hin und küßte den bleichen Mund des einstmaligen Feindes, dessen Antlitz mit seinen Tränen nezend. Sodann bereiteten die Brüder dem Heimgegangenen die letzte Lagerstätte in seiner stillen Zelle. Bald darauf aber führte ein seliger Tod auch Karl den Großen zum Himmel ein. „Es ward ihm Gnade zuteil,“ setzte die Sage hinzu,³⁾ „weil er selber Gnade erwiesen hatte.“ —

Wir haben dies tiefernste Bild vor dem Leser um deswillen hier entrollt, weil der unglückliche Bayernherzog Cassilo von einer großen Anzahl mittelalterlicher Schriftsteller als der eigentliche Stammvater der Hohenzollern bezeichnet wird.⁴⁾

f) St. Meinrad.

Wir führen den Leser nunmehr auf eine grüne Insel in dem blauen schwäbischen Meere, dem Bodensee: es ist die Reichenau.

Man schrieb in jenen Tagen, in denen unsere Geschichte anhebt, das Jahr nach des Erlösers Geburt 825. Noch bedeckte damals ein dichter Wald den größten Teil dieses fruchtbaren Eilandes, auf dem in unserer Zeit freundliche Obstgärten und liebliche Rebengelände gar anmutig prangen. Allein in der Mitte der Insel war der düstere Forst doch schon gerodet, und wohlbestellte Felder umgaben ein Kloster, das damals bereits auf eine hundertjährige Dauer seines Bestehens zurückzublicken vermochte.¹⁾ Die Mönche dieser Abtei des Benediktiner-Ordens waren geachtet selbst von den Höchsten im fränkischen Reiche, und sie besaßen noch mehr als Einfluß und Bedeutsamkeit bei den Großen der Welt; es war ihnen auch die ehrfurchtsvolle Liebe des Volkes zuteil geworden. Von dem Ruhme ihrer Gelehrsamkeit und ihrer künstlerischen Fertigkeiten erklang nicht nur ganz Alemannien und Schwaben, — nein, auch das gesamte, große Reich der Franken: das weite Reich Karls des Großen und Ludwigs des Frommen.

In jenem Jahre 825 aber wandelte an einem Abend, wie ihn der Sommer so schön, so friedlich verklärt nur in dieser paradiesischen Landschaft zu bieten vermag, ein blasser, noch jugendlicher Mönch durch den Klostergarten von Reichenau. Langsam und nachdenklich, in sich versunken, schritt er einher; sein Blick hing nicht an den rosig übergossenen, leuchtenden Firnen der Alpen, nicht an den grünen Waldeswipfeln, aus denen träumerisch noch der Gesang der Vöglein erklang, nicht an dem schimmernden Goldkreuze, mit dem fürstliche Huld die hehre Kuppel der Abtei jüngst geschmückt hatte. Nein, sein Auge ruhte, unempänglich für die reiche Schönheit dieser Gotteswelt, auf dem Boden, und von seinen verschlungenen Armen stützte, während er auf den gewundenen Pfaden des Gartens dahinschritt, der rechte das Kinn. In den Zügen des Mönches lagen Schwermut und fromme Begeisterung; auf der hohen Stirn aber thronte jener Frieden, den die Welt nicht zu verleihen, aber auch nicht zu rauben vermag.

Mitten in dem Garten des Klosters Reichenau stand ein Bildstock, die Stiftung einer frommen alemannischen Edelfrau, die sich vor ihm auch die Grabstätte erwählt hatte. Der mönchische Künstler hatte den Erlöser darauf als den guten Hirten dargestellt. Den Pilgerstab in der Hand, den breiten, zur Reise wohl sich eignenden und gegen die Sonnenstrahlen schützenden Hut auf dem Haupte, schritt der hohe Herrscher hin über Dornen und Disteln, einen steilen Berg hinauf und trug ein Schäflein auf dem Rücken. Wohl war die Hand des Bildners noch ungeübt; dennoch hatte das tiefste Gefühl und die liebevollste Begeisterung sie geleitet. Denn vortrefflich war es ihm gelungen, auf dem leidenden Antlitz des Gottessohnes es darzustellen, wieviel Arbeit, Mühe und Schmerz es ihn gekostet hat, dies Schäflein zu erretten. Vor diesem Bildstock blieb der blasser junge Mönch stehen und faltete die Hände zum Gebete.

Da tönte es leise hinter ihm: „Bruder Meinradus, ich habe dich gesucht!“ Der Angerufene wendete sich um und blickte in ein ehrwürdiges, mildes Greisenantlitz. Der Abt zur Reichenau selbst war's, der vor dem jungen Mönche stand, in seinem des Lockenschmuckes beraubten Haupte und in seinem Silberbarte nicht unähnlich einem Petrus oder Paulus. „Noch einmal wollt' ich dich sprechen, mein teurer, junger Bruder,“ sprach er gütig, „um dich zu fragen, ob du den Schritt nicht zurücklenken willst von dem Pfade, den zu wandeln du beschloffen hast. — Mein lieber Sohn, fühlst du denn auch bestimmt den Mut in dir, allem zu entsagen, was dir bisher teuer gewesen ist, selbst der Gemeinschaft deiner Freunde hier in der kleinen Welt des heiligen Benediktus, auch dem Genuße, ehrwürdige Weisheit zu schöpfen aus der Fülle unserer Pergamente, auch dem Klange der Glocken, dem heiligen Gesange und der Pracht des Gottesdienstes? — O, ich warne dich gleich einem Vater, der dich von Herzen liebt: versuche Gott nicht! In schauriger Wildnis allein zu sein, — allein zu sein in der Felsenwüste, über die nur der heisere Schrei des Geiers dahintönt, von der herab wir nur durch den Schleier der Wolken das freundlich-anmutige Tal erblicken: o Bruder Meinrad, es ist das viel — viel schwerer als du denkst!“ —

Da hob sich in heller Begeisterung die Brust des jungen Mönchs. Er deutete mit der Rechten auf das Bildwerk hin, vor dem sie standen. „Ehrwürdiger Vater,“ sprach er dann demütig, „um meinetwillen auch ging einst mein Herr und Heiland Jesus Christus einen so beschwerlichen, dunkeln

Pfad. Ich bitte dich: laß' mich ihm nachfolgen! Was nützen mir meine weltlichen Künste? Was frommt es meiner Seele, ob ich die alten, weisen Heiden verstehe, ob ich mit dem Schnitzmesser das Elfenbein zu einem Buchdeckel zu gestalten vermag, — ob ich bunte Heilige an die Wandungen des Tempels malen kann, oder ob ich das Feld mit Karst und Hacke zu beackern verstehe? O, laß mich gehen in die hehre Einsamkeit der Berge Gottes, daß ich allein sei mit ihm, an dem die ganze Seele hängt!"

"So schütze der Allmächtige und St. Pirminus, der große Vater unsers Klosters, dein jugendliches Haupt!" sprach der Abt Erlebald von Reichenau zu dem Mönche. "Wann willst du ziehen, lieber Bruder?"

"Schon morgen, wenn die Sonne aufgeht, teurer Vater!" erwiderte der bleiche Mönch.

"So komm mit mir, Meinrad," forderte der Abt ihn auf; "ich will dich rüsten zu der schweren Bergesfahrt!"

"O, gib mir nur ein Kreuz, ehrwürd'ger Vater," bat der Mönch, "einen Krug fürs Wasser, einen Laib von grobem Brode und einen Wanderstab." —

Als am nächsten Morgen die Sonne prangend über der Alpenwelt aufging, da leuchtete sie schimmernd auch unserm jungen Einsiedler zu seinem Pfade in die Öde der Berge. Beim ersten Hahnenschrei hatte er die Insel Reichenau verlassen; jetzt im Morgenscheine stieg er rüstig die Anhöhen der Thurgauer Alp hinan, um die Schönheit der Welt und den geweihten, anheimelnden Frieden des Klosters für immer zu verlassen. —

Es waren seitdem an fünfzehn Jahre vergangen. Nicht gar weit ab von der Stadt Zürich selbst, auf der Höhe des Berges Egel, von der man die Spiegel des Züricher-, Greifen- und Pfäffikon-Sees überblickt, finden wir den Mönch Meinrad aus dem Kloster Reichenau wieder. Seit seiner Flucht aus der Welt hatte er hier in Fasten und Gebet gelebt, das Wort des Herrn verbreitend unter den Hirten, die so hoch in die Berge trieben, geliebt von ihnen allen, den sonst so rauhen Sennen. Wenn er einmal in das Tal niedergestiegen war, so war das nur geschehen, um den Armen und Kranken den Trost des göttlichen Wortes zu bringen, der ja auch die Schrecken des Todes zu vertreiben die hehre Kraft besitzt. Und oben in der wilden Bergeseinsamkeit, — es war trotz alledem ein liebliches Bild, wenn Meinrad vor seiner Einsiedelei stand, umwoben von der Abendsonne, die einen Heiligenschein um seine edle Gestalt

verbreitete, und wenn dann vor ihm die gebräunten Kinder der Hirten knieten, denen er freundlich die Worte eines Gebetes einprägte. Eine fromme Witwe aus dem nahen Weiler Altdorf hatte ihm auf der Höhe des Ehels endlich sogar eine Kapelle erbaut, ein freilich nur einfaches und durchaus schmuckloses Gebäude, das indessen der Wildnis des Ortes doch eine hohe Zier war und durch den Klang eines bei ihm aufgehängten Glöckleins den Wanderer zurechtwies, der den Einsiedler Meinrad aufsuchte.

Der heilige Meinrad war aber nicht allein ein Tröster der Menschen; sein liebewarmes, erbarmungsreiches Herz schlug auch anderen Geschöpfen Gottes. Einst hatte er an einem bitterkalten Wintertage in einem von dem Bergessturme niedergeworfenen Rabenneste ein Rabenpaar gefunden, das vom Froste fast getötet worden war. Obwohl er gelernt hatte, die Raben, die dem alten Gotte Wodan geweihten Vögel, nicht eben mit dem freundlichsten Auge anzusehen, so nahm er die erstarrten Geschöpfe doch in seine Zelle mit sich; er erwärmte sie und brachte sie durch seine Pflege wieder zum Leben zurück. Es waren dankbare Tiere; denn sie vergaßen diese Wohlthat nicht: treu hielten sie zu ihrem Lebensretter; unzertrennlich von ihm, begleiteten sie den Einsiedler Meinrad auf allen seinen Wegen, fraßen aus seiner Hand und beschirmten zu Häupten seines Lagers seinen Schlaf. Wer sie gar auf den Schultern des Benediktinermönches erblickte, der oft auch im Sturmeswetter und bei dem Tosen des Gewitters den Bergespfad hinabschritt, den gemahnte es wohl an den alten und in die Einsamkeit der Felsenwildnis und in den tiefen Bergeschloß entrückten Wodan. Jeder Pilger aber kannte die dankbaren Raben Meinrads, den das Volk bald den heiligen Meinrad nannte.

Bei der Verehrung, deren der Einsiedler sich erfreute, konnte es nicht fehlen, daß auf dem Altare vor dem Bilde Marias in Meinrads Zelle die reichsten Gaben gar oft geopfert wurden. Sie lockten indessen Räuber herbei, die es auf das Verderben des Heiligen abgesehen hatten. So geschah's denn einst in einer dunklen Nacht des 21. Januars 861, als Meinrad sich bereits dem Greisenalter näherte, daß Mörder in seine Klause einbrachen. Sie töteten den Heiligen, fanden jedoch wider ihr Erwarten eine nur sehr geringe Beute vor; denn den größten Teil der vor der heiligen Maria geopfert Gaben hatte Meinrad, der unermüdlche Helfer der Armen, bereits dazu benutzt, in der Einsamkeit der Berge Elend und

Not zu lindern. An das wundertätige Marienbild hatten die Übeltäter ihre Hände nicht zu legen gewagt.

Aber bald forderte der Richter über alle Welt die Sühne für das vergossene Blut St. Meinrads von den Mördern ein. Eiligst flohen sie zu Thal, allein — „Was war das? Hörtest du nicht den Schrei von Raben?“ so rief plötzlich der eine der Mordgesellen dem andern zu. „Wehe, — dort sind sie; — sie schweben über uns!“ entgegnete der andere. „Es sind Meinrads Raben, die Genossen seiner Bergeinsamkeit, die Tiere, die er jahrelang gepflegt hat! Sieh, — sie lassen nicht von uns ab; — sie kreisen noch immer über uns!“ —

Ja, unheimlich genug war das zürnende Gekrächz der Raben in der düstern Waldeschlucht! Unheimlicher noch aber wurde den beiden Missetätern die Nähe der Raben in der volkreichen Stadt Zürich. Die alten, weisheits- und erinnerungskundigen Vögel Wodans wurden in der That die Entdecker der Blutschuld. Denn mitten auf dem Markte schwebten sie drohend ihre Schwingen gegen die Mörder ihres Herrn und fielen sie endlich sogar mit den scharfen Schnäbeln an. Da wurden die Missetäter ergriffen; denn das Volk von Zürich hatte die Raben des heiligen Meinrad sofort erkannt; Pilgrime hatten ihn überdem bereits in seinem Blute vorgefunden. — Es ist demnach das deutsch-christliche Gegenstück zu der griechisch-heidnischen Sage von den Kranichen des Iphikus, das in dieser Mär des Hauses Hohenzollern vor uns auftaucht.

Feierlich ernst wurde nunmehr vor dem kaiserlichen Vogte zu Zürich, vor dem Grafen Adalbert, Gericht gehalten: die Mörder wurden verdammt und gerädert, um dann zu Asche verbrannt zu werden. Also ward es auch vollbracht. —

„Aber was verbindet die Stätten Meinradzell und Einsiedeln mit den Sagen der Hohenzollern, denen dies Buch geweiht ist?“ So wird wohl manch ein Freund von uns sich schon gefragt haben. Unsere Antwort lautet:

Der Überlieferung nach²⁾ war St. Meinrad ein geborener Graf von Zollern, der Sohn eines Grafen Berchthold und einer ungenannten Gräfin aus dem alemannischen Sülichgau. Seit dem vierzehnten Jahrhundert schon hieß es allgemein so, und diese Überlieferung gewann denn auch allgemach so große Stärke, daß die Grafen von Hohenzollern selbst den Einsiedler St. Meinrad wie einen Stammesheiligen verehrten.

Aber die kritische Geschichtsschreibung der neueren Zeit hat gleichwohl sich genötigt gesehen, diesen Heiligen den Hohenzollern abzusprechen. Nach einer uralten Vita Sancti Mein-

den Bergwassern zerrissene Tal hinabsteigt, der besucht gewiß zuerst die einstmalige Abtei und steht dann wohl fragend vor dem altromanischen Eingangstor still. Darüber ist nämlich ein ehrwürdiges Bildwerk angebracht: es stellt den Heiland in seiner Verklärung dar. Ernst und feierlich ist sein edles, von dem Heiligenscheine umgebenes Antlitz. Zu seinen Seiten knien „ein Mönch und eine Nonne“, die fromm die gefalteten Hände zu dem Erlöser erheben. Leider sind die Züge der beiden Betenden verwittert: Wir haben in ihnen die ältesten Denkmalsdarstellungen zollernscher Familienmitglieder; denn die Andächtigen sind der Graf Adalbert von Zollern, nach seiner Residenz genannt ein Graf von Haigerloch, und seine Gemahlin unbekannten Namens. Sie haben in tiefster Waldeinsamkeit einst dies Benediktinerkloster gestiftet.

Wir haben in diesem Grafen Adalbert von Hohenzollern-Haigerloch wahrscheinlich den Sohn des im Jahre 1061 getödeten Grafen Wezil von Zollern zu erblicken.¹⁾

Eine tiefe und wahre Frömmigkeit zeichnete den Grafen Adalbert gerade in den Tagen aus, in denen die Gemüther der Deutschen, durch den Investiturstreit bis ins Innerste erregt, der Kirche nicht selten gänzlich entfremdet und in eine beklagenswerte Roheit oder doch wenigstens in völlige Gleichgültigkeit der Gesinnung versunken waren. Mit seinen Vetter, den Grafen von Nellenburg,²⁾ denen das theure, für Kaiser Heinrich 4. vergossene Blut ihres Hauses die herzlichste Ergebenheit an die Kirche und die Ehrerbietung vor ihr ebenfalls nicht hatte rauben können, stiftete Graf Adalbert zunächst das Allerheiligen-Kloster zu Schaffhausen; — großmüthig beschenkte er sodann das Stift Reichenbach, und als er endlich das Ziel seines Lebens nahe sah, da gründete er die Abtei Alpirsbach.

Dabei geschahen Zeichen und Wunder, wenigstens nach der Volkslage. Nur zwei Kinder führten diese gewaltigen Steinkolosse herbei!²⁾ Alles andere ist verklungen, und es ist gänzlich falsch, wenn das Volk glaubt, man bewahre zu Alpirsbach noch den Schädel und das Hüftbein eines dieser gewaltigen Stiere auf. Denn Stierhäupter und Hüftknochen an Gebäuden haben eine ganz andere Bedeutung als der gute, alte Herr von Simmern meinte; sie weisen auf ein Opfer zurück, das dem Himmelsgotte bei der Errichtung des Gebäudes dargebracht worden ist; sie sollen das Haus, die Kirche daher noch heut gegen den Blick beschützen.

In seinen letzten Tagen hing Graf Adalbert von Zollern endlich Schild und Schwert in der väterlichen Halle auf und gesellte sich als Konventsbruder den frommen Vätern in der Abtei Alpirsbach bei. Aber auch eine Tochter des frommen Grafen Adalbert von Hohenzollern-Haigerloch ist von den weißen Rosen der Legende geschmückt: das ist die heilige Magd Irmentrud.⁴⁾

Schon in früher Jugend litt die Gräfin Irmentrud von Hohenzollern an schweren Gebrechen: die Freuden der Kindheit, die Hoffnungen der Mädchenjahre wurden ihr grausam vergällt. Als es sich endlich zeigte, daß Besserung ihres Zustandes nicht zu erwarten war, da kehrte sich die edle Jungfrau ganz und gar von der Welt ab. Freilich: es rang sich manchmal in jenen Jahren, die für andere die Jugendblüte bezeichnen, ein schwerer Seufzer aus ihrem Herzen los, wenn sie den festlich geschmückten Zug fröhlicher Burschen und Mädchen mit jauchzenden Liedern durch die blühenden Obstgärten unter der väterlichen Burg Haigerloch hindurchziehen sah und der Mai dann kam mit all seiner wonniglichen Lust. Für sie prangte die Heide nicht mit neuem Schmucke; für sie sangen die kleinen Vögel kein Lenzeslied. Dann ritten die Brüder zu festlichem Treiben aus und hielten Einlager auf den Burgen der hohenzollernschen Lande; mit ihnen scherzten und lachten silbern dann wohl die wunderschönen Frauen der ritterlichen Gesellschaft: für sie aber hatte niemand ein freundlich Wort, als nur etwa ein gütiger Priester oder ein Klosterbruder, den sie reich beschenkt hatte; vielleicht auch der Bettler auf der Burg Haigerloch, dem sie noch ärmer erschienen war, als er selbst sich dünkte.

Endlich, als die Krankheit Irmentruds — vermutlich ein Ausatz — eine so furchtbare Höhe gewonnen hatte, daß sie gar befürchten mußte, es möchten auch ihr vielleicht einst die Schellen der Ausätzigen umgehängt und auch sie in die Wüstenei verbannt werden, wie es den Ausätzigen beschieden war, da beschloß sie, in eine stille Zelle bei „Allerheiligen“ in Konstanz sich zurückzuziehen. Denn ach, es lastete mehr auf ihr als die Bürde der Krankheit! Sie hatte auch keine Heimat mehr; denn die Brüder, die Vettern, die Basen, alle bezeugten ihr's nur zu offen, daß sie ihnen lästig war, und daß sie sie mißachteten; sie begegneten ihr oft selbst mit harten Worten und verhöhnten sie. Nie aber erwiderte Irmentrud solche kränkende Behandlung mit Zorn oder Bitterkeit der Seele; still und geduldig und doch den tiefsten Schmerz im Herzen,

pflegte sie, wenn man ihr so entgegentrat, sich in das verborgenste Kämmerlein der väterlichen Burg zurückzuziehen.

In ihrer Zelle aber fand sie im Umgange mit ihrem Gotte reichen Trost. Ihre Nellenburger Verwandten beteten mit ihr: von ihnen lernte sie es, wie wohl dem menschlichen Herzen das Mitleid und das Erbarmen tut. Das stärkte sie machtvoll, und der Abt von Allerheiligen selbst bewunderte den hohen Mut und die Standhaftigkeit, mit der sie ihre Schmerzen ertrug. So lebte sie manches Jahr als Klausnerin in schweren Leiden, bis sie ein seliger Tod erlöste. Wie sie es gewünscht hatte, wurde sie daher zu ihren Verwandten, die ihr im Tode vorausgegangen waren, in das große steinerne Grab vor dem Altare zu Allerheiligen gelegt. Da zeigte sich denn bald, daß in der armen, leidenden Magd Irmentrud eine höhere Tugend als bloße menschliche Frömmigkeit gewohnt hatte; denn es geschahen viele Zeichen und Wunder an ihrem Grabe. Von ihrem Leichnam ging ein süßer Duft aus; oft erblickten die Mönche von Allerheiligen, wenn sie zur Prime gingen, ein überirdisches Licht über dem Grabe Irmentruds, oder es sproßte eine Lilie von außerordentlicher Schönheit aus den Fugen des Grabsteins hervor. Solche Mären von Irmentruds Wundern verbreiteten sich schnell durchs ganze schwäbische Land; die Kranken und die Krüppel strömten in großen Scharen herzu, und nicht wenigen wurde eine wunderbare Heilung im Kloster Allerheiligen zuteil. —

4. Die Hohenberger.

Während die Nachkommenschaft Wezils von Zollern in den Grafen von Haigerloch schon um 1100 erlosch, hatte unter dessen der Stamm des Grafen Burkart kräftige, neue Sprossen getrieben. Es sollen nicht Einzelheiten geschichtlicher Forschung gebracht werden; nur das diene zur Übersicht, daß Burkarts von Hohenzollern Sohn Burkart 1. die ältere Linie Hohenberg begründete, die sich nach einem nun zerstörten Bergschlosse bei Rottenburg so benannte.

In den Kindern des Grafen Burchards 3., den am 14. Juli 1253 der Blitz erschlug, erreichten die Hohenberger ihren höchsten Glanz. Es war für Deutschland die trübste Zeit, da kein Kaiser im Reiche war, wie Schiller im „Grafen von

Habsburg“ klagt; aber die Grafen von Hohenberg umkränzten ihren Wappenschild damals mit immer neuen Ehren. Zu Graf Burchards Kindern gehörte auch Gertrud, die sich mit dem Grafen Rudolf von Habsburg vermählte und unter dem Namen Anna nachmals mit ihm den Königsstuhl bestieg.

Von frommer Klostersage umzogen zeigt sich ein Hohenberger, ein Mönch Albert, der im Jahre 1311 in dem bayrischen Kloster Alteich starb; der fromme Benediktiner wurde mit vielerlei Gesichtern begnadigt und ist von der Kirche sogar unter ihre Heiligen aufgenommen worden.¹⁾ Doch seltsam! Noch einen andern Hohenberger, — wir wissen freilich nicht, wen, — hat sich die Sage erwählt, um sein ritterlich Haupt mit einem Eichenkranze zu schmücken; dieser Hohenzoller ist zum wilden Jäger geworden und hat nach der Zimmerischen Chronik²⁾ als solcher mit Vorliebe sein Gejaid einst im Walde beim Kloster Kirchberg gehalten, wo die Hohenberger den Schlaf des Todes schlafen. Über ihn heißt es: „Es ist von vielen Jahren her in Kirchberg gemerkt worden, daß zu etlichen Zeiten ein Jäger nachts mit Hunden nahe beim Kloster gehört ward, und ist eine alte Sage, es sei ein Graf von Hohenberg, der dort umginge. Einmal kam Graf Eitelriedrich von Soltern, der Anno 1525 zu Pavia gestorben, gen Kirchberg und hörte nachts den Jäger nicht fern vom Kloster. Dem schrieb er zu, wiewohl ihm jener keine Antwort weiter gab. Was geschah? Der Graf ward dieselbige Nacht krank und verschwoll ihm das Angesicht und der Hals, daß er selbst und auch mancher der Seinen das Leben wagte und nur mit großer Mühe wieder gesund gemacht werden konnte.“

5. Die Burgen Hohenzollern, Hirschberg und Schalksburg.

Die Burg Hohenzollern selbst ist nicht reich an Sagen. Wo so schönes Leben jugendfrisch aus den Ruinen aufgeblüht ist, da vermögen die dämmernden Schatten märchenhafter Überlieferung nicht mehr lange zu verweilen. Als die alte Burg in Trümmern lag, erschien in den Abendstunden dort oftmals eine weiße Frau in langem, wallendem Gewande, ein Schlüssel-

bund in der Hand. Sie trat gewöhnlich aus dem alten Burgtore heraus, schritt dann den steilen Pfad zu dem dichten, am Fuße der Burg befindlichen Walde herab und blieb vor einer versteckten Felswand stehen, an die sie dreimal anklopfte. Darauf öffnete sich der Stein; eine weite Halle tat sich auf, und große Haufen Goldes und Silbers erglänzten im Lampenscheine in düsterer Pracht. Nicht selten wagte es ein Hirt oder Jägersbursche aus der Umgegend, dem Fräulein von Hohenzollern nachzuschleichen; aber sie waren stets sehr froh, wenn sie das Freie wieder erreicht hatten. Denn auf den blinkenden Schätzen kauerte ein schwarzer Hund, der mit Augen, gleich feurigen Rädern, und zähnefletschend auf den Vorwichtigen eindrang, sobald er sich anschickte, die hier aufgespeicherten Schätze zu berühren. So sind sie nicht gehoben bis auf den heutigen Tag.¹⁾

Östlich von dem württembergischen Städtchen Balingen, das einst von den Grafen zu Hohenzollern im Jahre 1266 mit Stadtrecht beschenkt worden ist, erhebt sich ein bewaldeter Bergrücken mit lohnender Aussicht, es ist der Hirschberg, der Sage nach auch einst ein Sitz des Hauses Hohenzollern.²⁾

Vor vielen, vielen Jahren, heißt es, standen auf dem Zollern, dem Hirschberg und der Schalksburg drei feste Häuser, auf denen drei Brüder hausten. Der reichste und mächtigste von ihnen war der kinderlose Hirschberger; ihm gehörte auch die Stadt Balingen, die der Sage nach also genannt ward, weil der Müller, der sie mit den Trümmern eines gebrochenen Raubschlosses erbaut hatte, sich selber mit den Worten: „Bald wird's gelingen!“ stets zu neuer Tätigkeit angefeuert hatte. Nach einigen Jahren aber hieß es, der Hirschberger sei in tödliche Krankheit gefallen. Des freuten sich die unnatürlichen Brüder, die des Hirschbergers Schätze gar zu gern unter sich geteilt hätten, und konnten's kaum erwarten, daß ihr Bruder das Zeitliche segnete. Eines Tages wurde ihnen auch endlich die Nachricht gebracht, er sei verschieden. Da jubelten sie laut und ließen die Böller ihrer Burgen Freudenschüsse abfeuern. In Wahrheit aber war der Hirschberger nicht gestorben, und als die Brüder ihre Freude über sein vermeintliches Hinscheiden in so unziemlicher Weise bezeugten, überfiel ihn in seinem Seelenschmerze ein so kräftiger Schweiß, daß er sogar gesundete. Nicht lange dauerte es, so kamen auch die Ritter vom Zollern und von der Schalksburg an; sie bezwangen sich jedoch, als sie den Bruder, in weiche Pelze gehüllt, außerhalb des Bettes antrafen, und wünschten ihm mit erheuchelter

Freundlichkeit Glück zu seiner Genesung. Bei dem Ritter vom Hirschberge aber stand es nun fest, was er vor seinem Ende zu tun hätte. Er verschrieb, so erzählt die Sage, seine ganze Herrschaft dem Hause Württemberg um einen „elenden Hirschgulden“. Nicht eine Burg, nicht ein Dorf, nicht ein Morgen Landes sollte den bösen Brüdern bleiben, ja auch keine Kaufsumme sollte für den Fall seines Todes ihren gierigen Händen zur Teilung überbleiben. Die beiden Brüder aber taten in Hoffnung des ihnen sicher zufallenden Erbes dem Bruder freundlich, bis er wirklich starb. Da wehklagten sie mit dem Munde; ihr Herz aber war voller Jubel. Als sie jedoch auf dem Hirschberg eintrafen, waren bereits die württembergischen Amtleute und Vögte in der Burg; lachend zeigten sie den Brüdern die Kaufurkunde mit des Hirschbergers Handschrift und Siegel und händigten ihnen den Kauffschilling, einen elenden Gulden, ein, worauf ein Hirsch, das Wappentier Württembergs, geprägt war. Fluchend und tobend ritten da die beiden den Berg hinunter.

„Bruder, was gilt's?“ rief endlich der vom Zollern. „Sollen wir ihn vertrinken oder verspielen?“

„Vertrinken ist besser!“ rief der Schalksberger. „Da gewinnen wir beide!“

So ritten sie nach der Stadt Balingen hinunter und setzten sich unter die kühlenden Lindenschatten vorm Wirtshaus zum Lamm, zechten „adlig“, bis daß der Gulden vertrunken war, und warfen ihn dann, die langen Bärte drehend, und mit dem Raufdegen klirrend, dem Wirte zu.

„Gnädige Herren,“ rief der aber, als sie sich auf die Rosse schwingen wollten, „nehmt nichts für ungut. Heute morgen hat man's im Städtlein ausgetrommelt, daß Seine Gnaden, der Württemberger, die Hirschgulden abgeschafft hat; sie gelten nicht mehr!“

Die Ritter suchten in den Taschen; allein sie fanden nichts; denn in Erwartung des reichen Erbes hatten sie kein Geld zu sich gesteckt. So hatten sie denn von ihrer ganzen Erbschaft den „elenden Hirschgulden“ und mußten dem Wirte noch einen Gulden schuldig bleiben.

Nicht fern von Balingen liegen die Trümmer der Schalksburg. Auf dem hohen Felsen dort ist es jedoch nicht geheuer; auch dort läßt sich eine weiße Jungfrau sehen, von der außerordentlich schöne Sagen noch heute erzählt werden.

Einst ging eine arme Frau im Spätherbst mit ihrem kleinen Sohne auf den Burgberg, um dürres Holz zu sammeln. In ihre Arbeit vertieft, hatte sie es nicht bemerkt, daß ihr Kindlein sich von ihr verlor. Sie rief ihm zu; aber umsonst verklang ihre Stimme; erst nach einem Stündlein erschien der Knabe wieder und erzählte, er habe aus der verfallenen Schloßpforte ein wunderschönes Fräulein treten sehen; es habe ihn auf den Arm genommen, ihm einen Kranz von frischem Moose aufgesetzt und ihm dann eine köstliche Rose gegeben. Sie hatte einen blendenden Glanz und duftete sehr stark. Als jedoch der dritte Tag gekommen war, da welkte die herrliche Blume in dem engen Wasserkrüglein, und mit ihr starb auch das Kindlein dahin. Die arme Mutter begrub ihren Liebling mit der vergilbten weißen Rose auf der Brust im einsamen Walde. Als aber der Winter vergangen war und der Frühling wieder kam, da sproßte aus dem Grabe des Kindes ein weißer Rosenstrauch hervor.³⁾

Auch noch andere Sagen gehen von der Schalksburg. Zwei von den Gräfinnen, die hier einst gewohnt haben, waren um ihrer Sünden willen von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen worden. Als nun einst junge Burschen ganz in der Morgenfrühe auf die Schalksburg hinaufstiegen, da erblickten sie zwei wunderliebliche Jungfrauen, weiße Schleier in den Haaren, um die zerbröckelnden Zinnen der alten Burg schweben. Die Jünglinge waren beherzt und fragten die Geister, was ihnen ihre Ruhe nähme. Die Jungfrauen antworteten, sie seien um ihrer Sünden willen hierher gebannt und müßten die Schätze der Schalksburg hüten. Aber der Erlösung wären auch sie fähig: wenn die Jünglinge jenen Ahornbaum im Tale, der mitten unter den hohen Tannen stände, fällen und aus seinen Brettern eine Wiege zimmern wollten, in die ein neugeborenes Kindlein hineingelegt werden müßte, dann würden sie erlöst werden. Nach diesen Worten verschwanden sie; die Burschen aber eilten dem Walde zu. Sie fanden gar bald den Baum und ließen aus seinem Stamm eine Wiege fertigen. Beim Abenddämmern, in geweihter Nacht, legten sie ein neugeborenes Kind hinein. Da flammten auf einmal die Zinnen der Schalksburg wundersam auf, bestrahlt von rosigem Glanze; wie Feuerfarben sprühte es gen Himmel, und zwei lichte Jungfrauengestalten zogen langsam von den Burgtrümmern aus dem dunkleren Sternenzelte zu.⁴⁾

6. Die Gründung von Kloster Stetten.

Im sogenannten „Gnadental“, unweit der Burg Hohenzollern, stand ehemals das Nonnenkloster Stetten, das jetzt eingegangen ist und dessen Gebäude zu wirtschaftlichen Zwecken benutzt werden. Über den Ursprung dieses Stiftes erzählt man sich im zollernschen Ländchen zwei gleich seltsame Sagen.

In jener Zeit, da der junge König Konrad, der Letzte des staufischen Geschlechtes, auszog, sein verlorenes Erbgut in Italien zu gewinnen, lebte auf dem Zollern ein wilder Graf, ganz ein Kind seiner Zeit, beutelüstern und raubgierig, wegen seiner Grausamkeit gefürchtet ringsum. Der ritt einstmals zu Hof nach Dillingen, der späteren Residenz der Augsburger Bischöfe, auf der damals noch ein ihm befreundetes Grafengeschlecht wohnte. Dort lernte der wilde Zoller eine Jungfrau kennen, der es gelang, durch ihren Liebreiz, ihre Sanftmut, ihre Frömmigkeit sein Herz auf andere Bahnen zu lenken.

Nach wenigen Jahren kniete ein Pilger von hoher Gestalt und von kriegerischen Zügen mit einer Frau von wunderbarer Schönheit vor den Altarstufen St. Johannis im Lateran zu Rom; vor den beiden stand der Papst in der vollen Hoheit seines oberpriesterlichen Amtes. Als der Ritter demütig alle seine Sünden hergezählt hatte, so viele ihrer noch in seinem Gedächtnis lebten, da sprach jener endlich zu ihm die ernstesten Worte:

„Mein Sohn, schwer ist deine Schuld, schwerer fast, als daß sie auf Erden gesühnt werden könnte. Doch eine Gerechte bittet für dich, deine Gemahlin, und der Gerechten Gebet vermag viel vor dem Herrn. So höre denn meinen Rat! Einen Totenschädel benutze täglich als deinen Becher, auf daß du dich der Greuelthaten erinnerst, die von dir vollbracht sind, oder laß, wenn du dich labest an Speise und Wein, eine Schlange, das Sinnbild deiner Sünde, auf deiner Tafel umherkriechen!“

Schauernd beugte der Graf sein Haupt. „Ein andres Mittel noch gibt es,“ fuhr der Papst fort, „wenn dein Geist sich gegen solche Arznei sträubt: stifte ein Kloster und gib von deinem Eigen, soviel du kannst.“

Das beschloß der Graf zu tun. —

Im nächsten Frühjahr, als das Paar zurückgekehrt war, erhob sich daher in dem Tale unter dem Zollern ein reges Treiben: gewaltige Stämme wurden von den Bergen herabgeschafft und zu Bauholz zugerichtet; Felsblöcke wurden von

den nahen Bergeskuppen gebrochen und unten von tüchtigen Steinmeßern behauen. Schon war der Grund gelegt, aber o Wunder! Als die Bauleute die Mauern aufzuführen wollten, da sahen sie jedesmal auf geheimnisvolle Weise am nächsten Morgen das wiederum zerstört, was sie am Tage vorher vollendet hatten; ja, das Bauholz wurde von der Stätte des Klosters weithin nach einem kleinen Kirchlein im Tale entführt. Dort stand auf dem Altare ein Bild des heiligen Johannes, und dicht daneben, in einer uralten Linde, die schützend ihre Zweige über das Dach der Kapelle breitete, war die Mutter Gottes auf ein Holztäfelchen gemalt, fast verwischt schon und wenig geehrt. Der Graf und die Gräfin konnten in dem beständig sich wiederholenden Wunder nichts anderes als den Willen Gottes erkennen, daß hier jenes Kirchlein erstehen sollte, welches sie zu Rom zu erbauen gelobet hatten, und so entstand das Kloster Stetten, vor dessen Hochaltar die fromme Gräfin auch begraben liegt. Als ihr Gemahl gestorben war, dessen Seele sie errettet hatte, da weihte sie sich selbst in des Klosters Mauern einem frommbeschaulichen Leben.¹⁾

Sehr eigentümlich aber und von höchstem Altertume ist eine zweite Sage, die sich auf Kloster Stetten und seine Stifter bezieht.²⁾

Auf dem Zollern lebte einst ein Graf Friedrich mit seiner Gemahlin Udalhilt. Aus welchem Geschlecht sie stammte, ist bei der Länge der Zeiten vergessen worden. Die Kinder, die dieser Graf von seiner Gemahlin geschenkt erhalten hatte, tat er aus an fremde Höfe zu edlen Fürsten, daß sie von ihnen erzogen würden; er selbst aber hatte sich vorgenommen, der Heiden Länder zu sehen. So schied er denn von Hause, übertrug seiner Gemahlin die Sorge für Land und Leute und fuhr, nur von wenigen Dienern begleitet, über Meer. Dort aber wurden ihm gar bald die Begleiter durch den Tod von der Seite gerissen; er selbst wurde so hilflos und krank, daß er an seiner Rückkehr schier verzweifelte. Da er nun nicht wußte, wo hinaus, hat ihn oft ein Gespenst versucht; der allmächtige Gott aber gab ihm solche Kraft, daß er den Anfechtungen des Teufels mannhaft widerstehen konnte. Endlich brachte ihm der unheimliche Geist, der kein anderer war als der Teufel selbst, ein Roß, auf dem der Graf die ganze Welt mit größter Schnelligkeit würde durchreisen können, ohne jede Not und Fährde; nur müsse das Roß stets gegen Niedergang der Sonne abgejäumt werden. Da der Geist dem Grafen die Versicherung gab, er könne sich des Rosses ohne Schaden seiner Seele be-

dienen, so war's dieser zufrieden und durchreiste mit dem wunderbaren Tiere fast alle Lande, bis endlich die Sehnsucht nach Weib und Kind wiederum in ihm erwachte.

Indessen hatte die Gräfin das Land sorgsam regiert, die Junker waren zu mannhaften Grafen, die Fräulein zu züchtigen Frauen herangewachsen. Endlich kam Botschaft von dem todtgeglaubten Friedrich, er käme wieder zu Lande. Da freute sich Frau Udalhilt aufs herzlichste und zog mit den Ihren den Berg hinab, um ihren Eheherrn aufs zärtlichste zu empfangen.

In der Freude des Wiedersehens bekümmerte sich der Graf eben nicht sehr um sein Roß; da traten plötzlich die Knechte zu ihm und sagten ihm, es sei vor ihren Augen verschwunden. Der Graf merkte nun wohl, daß die Knechte es versehen hatten, das Roß gegen Abend abzusatteln; der Verlust aber ließ sich nun einmal nicht mehr ersetzen, und der Graf ergab sich darein. Wenige Stunden später, noch an demselben Tage, aber kamen drei weißgekleidete Jungfrauen an das Tor der Zollernburg und begehrten Einlaß, um den Grafen allein zu sprechen. Gern willfahrte der Zoller ihrer Bitte. Da neigten sie sich vor ihm, und die eine von ihnen sagte: „Herr, wir sind Geister, die jahrelang in der Gewalt des Erzfeindes geschmacht haben; in Rosses Gestalt haben wir dich durch fremde Lande tragen müssen. Jetzt aber sind wir erlöst. Hättest du geflucht, als dir dein Roß verschwand, so wär's um dein und unser Seelenheil geschehen gewesen. Nun aber wollen wir in Ewigkeit für dich und dein Haus beten.“

Hierauf verschwanden die Jungfrauen, Graf Friedrich aber kam zu hohem Alter, bis er 1289 starb. Bereits 1259 hatte er die Kapelle des hl. Johannes des Täufers im Tale in das Nonnenkloster Stetten verwandelt; dort liegt er mit seiner Gemahlin Udalhilt auch begraben.³⁾

7. Die Heiligenkreuz-Linde am Hohenzollern.

Oftmals veranstalteten die alten Grafen von Hohenzollern ihren Lehnsmanen frohe Feste auf der Burg Zollern selbst oder im grünen Walde an ihrem Fuße, namentlich wenn des Maien Wonne und Freude in das Land gekommen war. Einst rüstete

ein Graf Friedrich — man weiß nicht mehr, welcher — ein großes Armbrustschießen zu und lud dazu die Ritter ein von fern und nah, — aus Franken, Schwaben und aus dem Bayernlande. Er hatte auskündigen lassen, diesmal werde der Siegerpreis seine schöne Tochter Adelheid sein; sie sollte dem Ritter, der den Preis davontragen werde, ihre Hand reichen. Was Wunder, daß da schon am Vorabende des Festes die alte Zollernburg voller Gäste war und ein lebendiges, farbenfrisches Treiben sich auf dem Schlosse entfaltete!

Ein Hoffjunker des Grafen aber — die einen nennen ihn Berthold von Miltenstein, die anderen Wilhelm von Hohenberg — nahm an der allgemeinen Lust keinen Anteil; er liebte die junge Gräfin, durfte sich jedoch keine Hoffnung machen, sie zur Gattin zu gewinnen; denn er verstand es besser, mit der Harfe, als mit dem Schwerte und der Armbrust umzugehen. Er begab sich denn am Vorabende des Festes in trübem Sinnen in den dunklen Wald, dessen feierliche Schönheit damals von Menschenhand noch nicht berührt worden war. Mit Absicht suchte er die wildesten Stellen des Forstes aus, in die kein Strahl der untergehenden Sonne mehr hineinfiel. Da bemerkte er plötzlich in der dämmernden Waldwildnis einen Mann im roten Mantel. Mitleidig fragte er den Junker, weshalb er so bekümmert sei. Den Jüngling aber hatte ein geheimes Grauen vor dem Fremden erfaßt; er antwortete ausweichend. Doch der Unbekannte ließ sich nicht abweisen; er zeigte dem Knappen überdies, daß er mit der Ursache seines Kammers wohl bekannt war. „Ich kann dir helfen,“ schloß er endlich, „nimm nur einen Pfeil und schieße dreimal nach dem Gekreuzigten in der großen Linde dort am Fuße des Hohenzollern, bewahre dann aber den Pfeil; du wirst mit ihm stets das fernste Ziel erreichen.“ Der Junker wies den höllischen Versucher zwar mit ernstesten Worten zurück; der aber lachte und war verschwunden.

Um Mitternacht stand der Jüngling mit der Armbrust wirklich vor dem hell vom Mondenscheine beleuchteten Kreuzfirk in der großen Linde; die Aussicht auf den Gewinn der Geliebten hatte endlich jedes Bedenken in seiner Seele besiegt. Ein leises Rauschen ging durch die Blätter, als wollte es ihn abmahnen von der grausigen Tat. Er aber hob die Armbrust. Da trat aus dem Gebüsch ein graues Männlein hervor, fiel ihm in den Arm und hieß ihn einhalten mit seinem Frevel. „Um deiner Seelen Heil; nimm mich lieber selbst zur Zielscheibe!“ beschwor er den Unglücklichen. „Bei Gottes Tode nein!“ rief indessen der Junker; sein Fuß stieß das Männlein

zur Seite, der Bogen erklang, der Pfeil schwirrte und haftete im Haupte des Erlösers. Der zweite Schuß traf die Füße, der dritte die Seitenwunde des Gekreuzigten. Jetzt wollte der Junker die Pfeile herausziehen — da träufelte warmes Blut auf seine Hand: mit seinem schmerzlichen Blicke schaute der Heiland ihn an. Der Knappe wollte fliehen, aber seine Füße versagten ihm den Dienst. Plötzlich öffnete sich vor ihm die Erde; hervor aber aus dem fürchterlichen Schlunde stieg der Rotmantel und zog den Junker hohnlachend mit sich hinab.

Am Morgen fand man des Junkers Armbrust vor dem Christusbilde, das aus der Seitenwunde unter dem Pfeile noch immer blutete. Der Junker blieb verschwunden, und das frohe Fest auf dem Zollern war gestört. Auf Befehl des Grafen aber kamen die Nonnen aus dem Kloster Gnadental und holten das Bild in ihre Kirche. Die Gräfin Adelheid, um derentwillen der Frevel begangen worden war, blieb jedoch nicht mehr in der lauten fröhlichen Welt; sie nahm den Schleier und betete hinfort für das Seelenheil des Mannes, der so graue Tat um ihretwillen begangen hatte. Später ließ Graf Friedrich der Ottinger in dem Tale, wo die Linde stand, ein Kirchlein bauen; das ist die Heiligekreuz-Kapelle, die noch heute steht, umgeben von einem ummauerten, lindenbeschatteten Friedhof.

Wir besitzen nun aber auch einen alten Bericht über dieselbe Sage; der klingt viel einfacher und ist doch viel ergreifender.

Es hat nämlich, so heißt es, der alte Graf Jos Niklas von Zollern einen treuen und lieben Diener gehabt, Wilhelm geheißen; der ist sein reißiger Knecht gewest und war von ehrlichem, bürgerlichem Geschlechte. Der hat einst hören sagen oder vielleicht hat er's auch gelesen, daß, wenn einer in der Karwoche die vier Passionen in der Kirche verlesen höre, und zwar so, daß er unterdessen auf einem Bein stehe, und er tue nachgehends mit einem Bogen drei Schuß in ein Kruzifix, so könne er hernach mit solchem Pfeil keinen Schuß mehr fehlen, sondern treffe, was er begehre. Diese Kunst hat Herr Wilhelm bei sich erwogen und betrachtet, was er seinem Herrn für ein nützer Diener sein werde, wenn er seines Schusses so sicher sein möchte. Wie nun die nächste Karwoche herzugedrückt, da hat er die vier Passionen in der Klosterkirche zu Stetten gehört, alles auf einem Bein stehend. Danach ist er im geheimen hinausgegangen an den Ort, da jetzt die Kapelle steht, zum heiligen Kreuz genannt. Dazumal aber ist nur ein Bildstöcklein allda gewest mit einem Kreuz und einem Heilande daran.

In dieses Kreuzfig hat er mit seinem Pfeil dreimal geschossen. Wie er aber den dritten Schuß getan, da hat das Bild am Kreuze angefangen reichlich zu schweißen; auch hat er den Pfeil nicht wiederbekommen können. Da hat ihn Angst und Furcht umfassen; zu spät hat er betrachtet, was er getan hatte. Darum ist er mit großem Kummer heimgegangen, hat aber still geschwiegen. Selbigen Tages hat es sich von ungefähr gefügt oder es ist aus besonderer Vorsehung des Allmächtigen geschehen, daß eine andächtige gute alte Frau zu dem Bildstock kommen ist, um bei ihm ihr Gebet zu vollbringen. Die hat den Pfeil in dem Bilde gesehen, auch daß das Bild heftig geblutet. Darüber ist sie übel erschrocken und ist den nächsten Weg nach Hedingen gegangen und hat das dem Amtmann angezeigt; der hat's ohne Säumen dem Grafen vorgebracht. Als der erfahren, daß dem also sei, so ist er mit seiner Priesterschaft und seinem Gefinde, auch dem obengenannten Wilhelm, zum Bildstock gegangen. Sobald der Graf den Pfeil gesehen hat, ist auch er sehr erschrocken, da er sogleich erkannte, wem er angehörte, da ihm unter all seinen Dienern der Wilhelm der liebste und anmutigste gewesen. Er hat darum also gesagt:

„Wilhelm, das hast du getan, und der Pfeil ist dein!“

Wilhelm aber ist darauf auf seine Knie gefallen und hat um Gnade gebeten, auch dabei gesagt, wie er es nur um des Grafen willen getan hätte. Aber der Graf hat ihm gesagt:

„Nein, Wilhelm, ich hab' dich das nicht geheiß'en! Du hast leider nur zuviel getan!"

Damit hat er ihm befohlen, er solle nochmals am Pfeile ziehen. Wilhelm hat das wohl versucht, hat ihn aber nicht bekommen können. Sobald es aber der Graf versuchte, hat er ihn leicht herausziehen können; Wilhelm aber ist auf Befehl des Grafen gefangen genommen und am andern Tage angeklagt worden. Und wiewohl von Edlen und Unedlen große Fürbitte für ihn geschehen ist, so hat der Graf zuletzt doch das Haupt von ihm genommen. Graf Jos Niklas aber hat an dem Orte, wo der Bildstock einst gestanden, eine Kapelle bauen lassen und eine ewige Messe dahin gestiftet. Es ist aber dahin hernach zu allen Heiligenkreuz-Tagen eine große Fahrt auch von fernher gewesen.

Der alte Graf hat diese Geschichte auch auf eine Tafel malen lassen und sich dazu und etliche andere Grafen von Zollern auch. Diese Tafel ist mit Bewilligung des jüngeren Grafen Jos Niklas von Zollern später von einem Grafen von

Öttingen hinweggenommen worden — Gott weiß wohin. Als der Graf Jos Niklas die Kapelle erbauet hatte und sie geweiht worden, ist eine Frau in einem hangenden Wagen gekommen, verschleiert und vermäntelt. Die hat einen silbernen Kelch gebracht und was zu einer Messe gehört. Das alles hat sie auf dem Altare geopfert, und dann ist sie, ohne gegessen zu haben, wiederum hinweggefahren; niemand aber hat sie gekannt und gewußt, wer sie wäre. Viele haben gemeint, es sei des armen Wilhelms Mutter gewesen.¹⁾

8. Graf Friedrich 12. von Hohenzollern, der Öttinger.

Wir haben bereits bei unserm Besuche auf der Burg Hohenzollern erfahren, welch ein beklagenswerthes Schicksal die alte Feste in den Jahren 1422 und 1423 betroffen hat. Es war Graf Friedrich 12., zugenannt der Öttinger, der den Untergang über die Stammburg seines Hauses heraufbeschwor.

Graf Fritz der Ältere von Hohenzollern war im Jahre 1401 gestorben. Von seinen fünf Söhnen waren nur die beiden ältesten nicht geistlich geworden. Es waren dies Graf Friedrich 12., der Öttinger geheißten, weil er am Hofe der berühmten Grafen von Öttingen erzogen worden war, und Graf Eitelriedrich 1.

Man kann wohl sagen: Die Lage und die Verhältnisse des Reiches waren um jene Zeit wahrhaft verzweifelte. Es schien dormalen, als ob die teuren Begriffe Ehre, Vaterland, Pflicht, Einigkeit und Uneigennützigkeit dem Geiste und dem Herzen der Deutschen völlig fremd geworden wären. Wo war der Kaiser? — Ja, der hatte genug zu tun mit seinen hochherzigen und dennoch so vergeblichen, so erfolglosen Plänen zur Besserung der Kirche! Wo waren die Fürsten? — Ja, bei lärmenden Zechgelagen, bei Wildhezen und bei rohen Turnieren konnte man sie wohl finden; ein Bewußtsein davon aber, daß ihnen von Gottes wegen die Sorge für Land und Leute anvertraut war, hatte sich nur in wenigen edlen Häusern erhalten. Wo war jene deutsche Zucht und Sitte, die Herr Walter von der Vogelweide einst als die edelste auf Erden gerühmt hatte? — Nur wie eine dunkle Kunde tönte es noch dann und

wann zu dem Ohre der Menschen, daß es einst besser gewesen auf Erden, als noch der Geistliche den Pflichten seines heiligen Berufes, der Ritter denen des Schwertesamtes, das Weib edler Sitte und wohlanstehender „Mäße“, jedweder Mann der Treue und der Arbeit sich unterzogen hatte. Es ist tiefschmerzlich, aus der Geschichte jedes einzelnen Landstrichs zu ersehen, wie Deutschland sich damals selbst zerfleischt hat, und wie der Eigennuß und der Unverstand der Untertanen, sowie die Unfähigkeit und die Sorglosigkeit der Herrscher so frühe schon jene dräuenden Wetterwolken über uns heraufbeschworen haben, die sich im 17. Jahrhundert dann so verderbenbringend entluden.

Zeiten wie die damalige aber bringen eigentümliche Charaktere zur Reife, Männer von Willenskraft und eisernem Troß, von Unternehmungsgeist und zäher Beharrlichkeit, bei denen wir nur zu bedauern haben, daß ihnen eben das fehlt, was jedwedes Wirken eines Mannes adeln soll: die Überzeugung, im Dienste der Menschheit zu stehen und segensvoll für die Zukunft zu arbeiten. Es fehlt ihnen, obwohl sie sonst jede Tugend beweisen, die sittliche Hoheit des Charakters. Zu diesen Männern gehören z. B. die tatenlustigen württembergischen Grafen dieses Zeitabschnittes, um deren einen, Eberhard den Rauschbart, Meister Ludwig Uhland in schöner Vaterlandsliebe einen freilich sehr unverdienten Ruhmeskranz gewunden hat; zu ihnen gehört auch Graf Friedrich von Zollern, genannt der Öttinger.

Sein Zwist mit seinem Bruder Eitelfriedrich und die Streitigkeiten zwischen den beiden, die sich durch eine lange Folge von Jahren hinziehen, gehören leider völlig der Geschichte an. Aber zum Verständnis der folgenden Sagen seien sie hier geschildert. Es war eben keine Eintracht möglich zwischen Friedrich und Eitelfriedrich. Wie traurig! Noch im Jahre 1402 hatten vier Brüder von Zollern in einem Burgfrieden sich verpflichtet:

„Auch sollen wir, die vorgenannten Herren von Zollern, alle vier die Kapelle, den Brunnen, den Vorhof, und das Torhaus zu Solr in der Feste gemeinsam bauen auf unsere gemeinsamen Kosten.“

und jetzt versuchte ein Bruder den andern von der Stammburg zu verdrängen! Der Öttinger behielt zuletzt die Oberhand.

Daß ein Mann, der mit dem eigenen Bruder nicht in Frieden zusammenzuleben vermochte, ein Mann, der mit dem von der Natur ihm zugewiesenen Freunde um Brennholz haderte und um eine zu Unrecht durch die Mauern der Feste

Hohenzollern gebrochene Pforte — daß ein solcher Mann unmöglich mit den Reichsstädten in Schwaben gute Freundschaft halten konnte, versteht sich fast von selbst. Die Handelsstraße aus Deutschland nach der Schweiz führte in jenen Tagen unmittelbar am Fuße des Hohenzollern vorüber; dort war die beste Gelegenheit, dem bitter gehaßten „Krämervolke“ der Reichsstädte zu schaden. Es war ja nicht schwer, irgendeinen Zwist vom Zaune zu brechen! Bald wußten daher die Bürger der freien Reichs- und Hofgerichtsstadt Rottweil davon zu sagen, wie eifern der Öttinger seine Beute zu erfassen vermochte. In ihnen aber war der ganze Schwäbische Bund beleidigt, dessen Feldhauptmann der kriegsverständige Öttinger einst gewesen war. Diesen Männern aber, die den Grafen Friedrich von Hohenzollern bitter haßten, gesellte sich auch noch ein Weib hinzu.

Im Jahre 1419 war nämlich der Graf Eberhard 4. von Württemberg plötzlich verstorben, von einer Seuche dahingerafft, die von der Stadt Konstanz, von dem mit Menschen überfüllten Sitze des Konzils, in dem verflossenen Jahre ausgegangen war. An seiner Bahre trauerten seine Witwe, Frau Henriette, eine geborene Gräfin von Mömpelgard, die dem Hause Württemberg diese schöne lothringische Grafschaft einst als Vermählungschatz zugebracht hatte, sowie deren zwei Söhne und ein treuer Freund des Heimgegangenen. Dieser Freund aber war kein anderer als der Öttinger, der einst des Württembergers Rat gewesen war. Als nun das Totenamt für Eberhard in der Stiftskirche von Tübingen beendet war, da wollte auch der Öttinger sich wiederum zu Rosse setzen. Hatte er doch in Württemberg nichts mehr zu schaffen und zu raten, da Graf Eberhard seiner Gemahlin, der Gräfin Henriette, die Vormundschaft über seine beiden Knaben noch bei Lebzeiten übertragen hatte! Es ist besonders das Verhältnis dieser beiden starken Naturen zueinander, das von der Sage des Hauses Hohenzollern reizvoll ausgeschmückt worden ist.

Frau Henriette von Württemberg soll sich im geheimen dem edlen, ritterlichen Manne, dem kühnen Öttinger, in heißer, leidenschaftlicher Neigung schon lange vorher zugewendet haben. Hier war ein überlegener Mann — hier mußte sie lieben! Graf Friedrich aber war der Meinung, daß Stärke und selbst Herrscherkunst nicht eben des Weibes Kronen seien; er ließ die Neigung der Gräfin daher durchaus unerwidert.¹⁾ So stand es zwischen diesen beiden, als man den guten alten Grafen Eberhard zu Grabe legte.

Wie nun der Öttinger grad' seinen Fuß in seines Rosses Bügel setzte, um sich auf das edle, mit den langen, schwarzen Trauerdecken behangene Tier zu schwingen, da erschien der Kämmerling der Gräfin von Württemberg und bat ihn im Auftrage der hohen Frau, noch einmal vor ihr zu erscheinen. „Es ist unnötig,“ entgegnete der Graf; „es ist alles erledigt zwischen uns beiden.“ — „Herr Graf, — ich bitte, kommt!“ sprach der Bote dringlicher. Allein der Öttinger verspürte nicht die mindeste Lust dazu. Es ist bemerkenswert: ein tapferer, ritterlicher Mann wird doch sonst nicht unhöflich gegen eine Frau; Graf Friedrich aber hatte die Lothringerin, eine halbe Welsche, um ihres Hochmutes willen nimmer recht leiden mögen. „Herr, die Gräfin wird zürnen!“ fuhr der Kämmerling fort. Da strich der Öttinger den Bart. „Glaubt etwa die gnädige Gräfin, die stolze Frau,“ sprach er, „daß ich mir von ihr Befehle erteilen lassen werde, nachdem sie's durch ihre Ränke dahin gebracht hat, daß mir die Vormundschaft über die jungen Kinder meines alten Freundes entrissen worden ist? Und sie wird zürnen? Nun wohl, — ich werde diesen Zorn zu tragen wissen! Sagt ihr, daß ich mich vor keinem Weibe fürchte — verschlingen wird sie mich wohl nicht!“

Die Trompeter mit den schwarz und weißen Fähnlein an den langen Hörnern bliesen zum Aufbruche; ruhig und stolz zog der Graf mit seiner Mannschaft aus der Burg hinaus und durch die engen Straßen von Stuttgart zum Tore hin. Frau Henriette aber bebte vor Zorn. In jener Stunde schwur sie's: „Jawohl, — ich werde ihn verschlingen!“ — Und sie war eine Frau, die ihr Wort einzulösen verstand. Von nun ab tat sie im geheimen alles gegen den Grafen, der sie nicht hatte verstehen wollen.

So lebten dem Öttinger überall Feinde, und bald brachten sie's dahin, daß er vom Kaiser Sigismund wiederholt geächtet wurde. Doch darum verzagte sein großartiger Sinn noch nicht. Er zog sich indessen, namentlich um gegen einen Überfall gesichert zu sein, auf seine Stammburg zurück.

Es war in den ersten Tagen des Junis 1422, als endlich die Städter Ernst machten und vor den Hohenzollern zogen, um den Grafen gefangen zu nehmen. Es waren Mannschaften der achtzehn Reichsstädte Augsburg, Nördlingen, Ulm, Memmingen, Ravensburg, Rottweil, Gmünd, Biberach, Dünkelsbühl, Weil, Pfullendorf, Kaufbeuren, Kempten, Isny, Leutkirch, Giengen, Bopfingen und Aalen, die im Tale unter dem

Hohenzollern erschienen. Die Gräfin Henriette von Württemberg hatte ihnen unaufgefordert Zuzug geleistet.

Im Dorfe Stetten lagerten sich diese Mannschaften. Anfangs lebte man fröhlich und guter Dinge. Bald aber begann der Ernst des Kampfes. Langsam, jedoch beständig vorschreitend, näherte man sich dem Hohenzollern; die drei Hauptleute Konrad Döglein von Augsburg, Peter Ungelter von Ulm und Hans Gul von Gmünd verstanden den Krieg vortrefflich. Wohl hatte ein Teil der Mannschaften die guten Quartiere in dem Dorfe Stetten lieber als den Kampf; allein das Geschütz der Belagerer machte die Feigheit dieses Haufens wieder wett. Die drei Büchsenmeister Walter von Straßburg, Klaus Hehl und Oswald Klein von Rottweil überschütteten die Burg endlich völlig mit Kugeln und Steinen.

Der Öttinger hatte gemeint, daß es unmöglich Ernst werden könnte. „Mit den Ellenrittern und Käsekrämern werd' ich bald fertig werden!“ rief er in übermütiger Laune aus, und anfangs gingen seine Sachen auch dann und wann recht gut und erfreulich. Bei ihren Ausfällen fing die Besatzung ab und zu wohl einen reichen Pfeffersack von Ulm. Der Öttinger glaubte vollauf zu leben zu haben in seiner Burg; er hieß die städtischen Herren des Abends daher beim Becher lustig mit ihm sein und vertrieb ihnen in gutmütiger Weise mit nicht eben feinen Scherzen die Langeweile der Gefangenschaft.

Er hatte es anfangs ferner nicht glauben wollen, daß auch Württemberger bei dem Belagerungsheere weilten; er hatte ja keine Fehde mit der Grafschaft. Bald aber sollte ihm Gewißheit werden. Sie saßen eines Abends beim Becher, der Graf, seine Mannen und seine Diener, sowie die hochweisen Herren von Ulm; da blies der Türmer das Liedlein, daß ein Bote der Burg nahte. Frau Henriette holte nach, was sie anfangs versäumt hatte: ein Diener der Württembergerin trat in die Halle, den langen Heroldsrock gestickt mit den Hirschgeweihen von Württemberg und den Fischen, den Wappenzeichen der Grafschaft Mömpelgard.

„Was bringst du uns, Kammerzöflein?“ fragte spöttisch der Öttinger.

„Herr, hab' ich frei Geleit, daß ich reden kann, wie ich soll?“ entgegnete der Herold.

„Meinethalben, ja!“

„So höre denn, Graf von Zollern! Meine Frau läßt dir folgendes entbieten:

„Ich, Henriette, Gräfin zu Württemberg und Mömpelgard, kündige dir, Friedrich, Grafen zu Zollern, den man den Öttinger heißt, Fehde an auf Leben und auf Tod, dieweil ich gehört habe, daß du meiner als einer schwachen Frau in der alten Residenz zu Stuttgart gespottet hast, was wider adlige Sitte und christlichen Glauben ist, sintemalen ich eine arme Wittib bin. Jawohl, — ich werde dich verschlingen, und ich will nicht ruhen, bis ich dich, deine Feste, dein Gut und Leben verschlungen habe.“

„Nach drei Jahren — es ist etwas spät!“ lachte der Graf. Dennoch schien ihm nicht recht behaglich zu sein. Und an demselben Abend kam auch noch der Haushofmeister und raunte ihm zu: „Gnädiger Herr, die weiße Unholdin ist soeben wieder gesehen worden!“ — „Laßt mich!“ rief der Graf aus und suchte seinen Unmut im Weine zu ertränken.

Bald aber sah er ein, daß es furchtbarer Ernst wurde. Aber es war nicht seine Art, schnell zu verzagen; er machte Ausfall auf Ausfall. Am 7. September, nach Einbruch der Dunkelheit, geschah jedoch der erste Sturm. Der Öttinger wies ihn nach hartem Kampfe ab. Darauf wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, um die beiderseitigen Toten zu beerdigen.

Noch immer hoffte der Öttinger auf Hilfe und Ersatz; er erwartete, daß der Herzog Karl von Lothringen und der Markgraf Bernhard von Baden ihm zuziehen würden. Allein sie kamen nicht. Jedoch auch die Städter wagten nicht, noch einmal zu stürmen. Der Winter nahte; da bezogen sie ein festes Lager vor der Burg; sie wollten den Öttinger aushungern.

Wohl sah der Graf, daß es hierauf abgesehen war. Da beschloß er denn mit schwerem Herzen, die Burg seiner Väter zu verlassen, um in eigener Person ihr Entsatz zuzuführen. Er schied deshalb um Neujahr 1423 — der Tag ist nicht genau bekannt, — von dem Hohenzollern; mit sich nahm er vor allem die kranken und die schwachen Knechte, die in der Burg nur hinderlich sein konnten, und einige wenige Gesunde. Zugleich mit ihm verließ die Burg auch seine schöne Geliebte; sie war aus Mössingen, einem Flecken in der Nähe des Hohenzollern, und ein kühnes und hochherziges Weib. Denn am Abend des 6. Januars bestieg sie wiederum den Berg, nachdem das Dunkel auf seine Wälder sich herabgesehnt hatte. Sie führte eine Menge Büchsen mit sich, die zu etwaiger Täuschung der Feinde oben mit Salben für die Verwundeten gefüllt waren, in ihren unteren Teilen aber Schießpulver enthielten, das in der Burg bereits zu mangeln begann. Leider wurde die

heldenmütige Freundin des Öttingers bei dieser Gelegenheit von den Städttern gefangen genommen. Die Bewohner der Umgegend des Hohenzollern haben „das Mädchen aus der Steinschach“ auch heute noch nicht vergessen, obwohl man ihren Namen und ihr ferneres Schicksal nicht mehr kennt.²⁾

Immer höher stieg unterdessen die Noth der Besatzung, immer näher kamen die Feinde. Wohl schrieb der in der Burg befehligende Hauptmann Schlechtinger:

„Ich kann nicht mehr länger widerstehen. Wenn uns nicht irgendwie geholfen wird, so wird uns der Reichsadler — das Wappenbild der Reichsstädte — mit seinem Schnabel verschlingen“;

allein der Öttinger fand keine Hilfe draußen. Bald darauf fiel „der Schlechtinger“, und Meinrad von Tuttlingen, genannt „der Glöhinger“, übernahm den Befehl in der Burg. Er mußte sich endlich ergeben, nachdem die Büchsen der Feinde bis auf den Gipfel des Berges geschafft worden waren.

Der Sage gehört der eine Zug aus der Belagerung des Hohenzollern von 1422/23 an, daß die Eingeschlossenen in der höchsten Not ihre letzte Kuh gemästet und sie dann den Feinden über die Mauer geworfen hätten, um sie zu überzeugen, daß in der Burg noch genügende Vorräte vorhanden seien und sie dadurch zur Aufhebung der Belagerung zu veranlassen. Derartige wird bekanntlich von unzählig vielen Bergschlössern Deutschlands erzählt.⁸⁾

Die Burg Zollern selbst wurde geschleift. „Man hat davon,“ sagt die Zimmerische Chronik, „folgende lateinische Verslein“:

Anno Jesu milleno
Uno trino bis atque deno
Quadrin quoque centeno
Nobile Zolr castrum
Hactenus fulgens ut astrum
Oppida Imperii
Obsederunt Idus Maii,
Tradente populo proprio
Qui caruit damno.

Vi quod non factum
Et e cipro captivos actum
Comitum egit duorum
Discors cor germanorum:
Oetinger erat primus
Eitelfritz nec non fuit minus,
Re paterna privati
De terra sunt profugati.⁽⁴⁾

„Es sind auch,“ fährt die genannte Chronik fort, „von der Eroberung des Schlosses Zollern der Zeit vier deutsche Reime gemacht worden, welche die Jahrzahl inhalten, und wurden der Ring samt den Roßeißen über die Reime gemalt, also:

seinen Füßen halten konnte, und führten ihn aus der Finsternis ins goldene Tageslicht hinaus. Geblendet schlug der zum Greise gewordene Ritter die Augen nieder, — sie konnten den Strom des Lichtes nicht fassen und ertragen. Da tönte eine bekannte Stimme an sein Ohr: sein Leibknappe sagte ihm, daß seine Todfeindin gestorben,⁵⁾ daß des Reiches Acht über ihn aufgehoben und daß sein Besitztum ihm zurückgegeben sei; die Vasallen des Hauses Zollern seien gekommen, ihn aus der Haft zu führen. Und bald sah der Graf auch einen langen reißigen Zug nahen, das schwarz-weiße Banner wehte ihm voran; ein edles Schlachtroß und ritterliche Gewänder wurden ihm gebracht; — er kniete nieder, betete und schwang sich dann in den Sattel und die Tränen liefen ihm in den grauen Bart.

In seiner harten Not hatte der Graf das Gelübde getan, falls er jemals die Freiheit wiedersähe, nach dem heiligen Lande zu wallfahren. Er ging sofort daran, seinen Plan auszuführen, übergab den Zollern seinem Neffen Jos Niklas 1. und bestieg zu Venedig die Barke, die ihn nach Palästina bringen sollte. Sast schien es, als ob die frische Seeluft seine Kräfte verjüngte; aber es war nur ein letztes Auflackern der gebrochenen Lebensgeister. Bei Joppe ging das Schiff vor Anker; er selbst war der erste am Strande. Hoch hob sich seine Brust, daß es ihm vergönnt war, die Luft des heiligen Landes zu atmen; — aber da wankten seine Knie; mit dem Rufe: „Verschlungen hat sie nun auch mich!“ sank er als ein Sterbender seinem Leibdiener in die Arme.

9. Die Wolfsjagd in Nürnberg.

In dem Gasthause „zum Mondscheine“ in Nürnberg war einst ein altes Wandgemälde zu sehen. Es stellte eine Begebenheit dar, von der das Volk von Nürnberg noch heute zu erzählen weiß.

Zur Zeit eines Burggrafen Friedrich, so berichtet diese Sage, als noch düstere Wälder die Gemarkung der Stadt umgrenzten, sollen gar viele Wölfe in dieser Gegend gehaust haben. Nun bewohnten dazumal den nürnbergischen Wald

viele Zeidler, d. h. Bienenzüchter, in zerstreuten Hütten. Die raubgierigen Tiere beunruhigten sie oft sehr, und sie schwebten sowohl in ihren ärmlichen Wohnungen selbst, wie während des Ganges nach der Stadt in beständiger Lebensgefahr. Als nun eines Jahres die Zahl der Wölfe dermaßen überhand nahm, daß viele, viele Menschen von ihnen zerrissen wurden und die Kunde davon auch dem Burggrafen zu Ohren gedrungen war, da beschloß er, große Jagden zur Vertilgung der Untiere abzuhalten. Allsogleich erklärten sich die Söhne des Burggrafen, zwei mutige, edelschöne Jünglinge, bereit, mit zur Wolfshatz auszuziehen. Es wurde daher eine große Anzahl Jäger aufgeboden, auch ein gewaltiger Troß starker Wolfshunde zusammengebracht. So zogen die Söhne des Burggrafen eines Morgens mit zahlreichem Gefolge aus den Thoren Nürnbergs in den Wald hinaus. Als sie nun bei den Hütten der Sensenschmiede vorüberkamen, da spielte zufällig ein Knabe, in einen Wolfspelz gekleidet, vor der Thür eines Hauses. Kaum aber erblickten die Rüden dies, als sie wütend auf das Kind losfuhren und es in einem Augenblicke zerrissen. Auf das herzerschütternde Jammergeschrei der Mutter, die bei dem Kinde geweilt hatte, stürzte der Vater aus seiner Hütte. Sprachlos vor Schmerz und Wut starrte er auf den zerfleischten Knaben. In demselben Augenblick waren aber auch schon die Sensenschmiede der Nachbarschaft zusammengelaufen; alle entsetzten sie sich über den grauenhaften Anblick. Bald jedoch lief es wie ein leiser Schrei nach Rache durch die Menge, und schnell brach die verhaltene Wut gegen die jagenden Fürsten offen aus. In wenigen Minuten hatten die Männer Sensen und Beile zur Hand und wendeten sich nun im höchsten Ingrimme gegen die Prinzen und ihr Gefolge. Es kam zu einem furchtbaren Kampfe, und nur zu bald lagen die schuldlosen beiden Hohenzollernjünglinge ermordet in ihrem Blute.

Schnell drang diese Kunde auch dem Burggrafen zu Ohren. Da soll er selber nichts Zürnendes geredet haben. Er strafte die Sensenschmiede auch nicht; wohl aber machten seine Mannen sich auf und erschlugen eine gewaltige Menge, mit Weibern und Kindern. Deshalb verließen die anderen, so viele ihrer noch übrig waren, die Stadt Nürnberg und siedelten sich in Dünkelsbühl und Donauwörth an; der Burggraf aber verging in seinem Schmerze.

10. Die Wahrsagungen der künftigen Größe des Hauses Hohenzollern.

Bei dem glanzvollen Aufstiege der Hohenzollern ist es erklärlich, daß die Zeitgenossen diesem Geschlechte eine noch glanzvollere Zukunft voraussagten. Aber was wir an solchen Weissagungen besitzen, reicht nicht über das 16. Jahrhundert hinaus. Wenn früher einzelnen von ihnen ein höheres Alter zugeschrieben worden ist, so hat die Nachwelt die spätere absichtliche Fälschung ganz unumstößlich erwiesen.

Unter der Auswahl von Weissagungen, die wir betrachten wollen, steht voran das berühmte Vaticinium fratris Hermannii de Lehnin, die Prophezeiung über die Schicksale der märkischen Fürsten, die ein geschichtlich für die Zeit um 1300, in der sie entstanden sein soll, nicht nachweisbarer Bruder Hermann in Lehnin in der Mark verfaßt haben soll. Er hinterließ der Klosterbücherei angeblich die Handschrift der Weissagung. Im Jahre 1542 mußten sich die Zisterzienser wegen der Säkularisierung der Klöster nach der Einführung der Reformation bequemen, Lehnin zu verlassen. Ihre Bücherei wurde verschleudert; aber die Lehninsche Weissagung soll trotzdem erhalten geblieben sein; sie tauchte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts im Besitze des hochverdienten märkischen Diplomaten Erasmus Seidel auf. Andere Schriftsteller erzählen, daß, als der Große Kurfürst einst auf dem späteren Jagdschlosse Lehnin sich aufgehalten habe, um sich an der Reiherbeize zu ergötzen, die Schrift von ungefähr in einer alten Mauer aufgefunden worden sei.¹⁾

Sie lautet:

- Sorglich singe ich dir, o Lehnin, das zukünftige Schicksal,
Wie es zu schauen der Herr mir gegönnt,
der alles erschaffen.
Heute noch strahlt dir glänzende Pracht,
vergleichbar der Sonne,
Und du verbringst dein Leben mit andachtsvollen Gebeten,
5. Schwelgst in Genüssen der Ruh und freust
dich friedlichen Lebens.
Doch eine Zeit rückt an, die dich nicht sieht
mehr wie heute,

- Raum mehr dich sieht, ja, sag' ich es recht,
dich nimmermehr siehet.¹⁾
Mit dem Geschlecht, dem das Dasein du
dankst, das immer dich liebte,
Wirst du vergehen und nicht mehr sein
die liebliche Mutter.
10. Bald wird, ohne Verzug, dir nahen die
klägliche Stunde,
Da der Ottonen Stamm, der Ruhm dieser
Lande, dahinsinkt,
Weil dem Geschick er verfällt, daß ihm
kein Erbe vorhanden.
Damit beginnt dein Fall; doch noch nicht
gehst du zu Grunde.²⁾
Aber die Mark wird indessen geängstigt
von schrecklichem Unheil;
15. Denn jenes Haus der Ottonen — es wird
eine Höhle des Löwen,³⁾
Und aus dem Lande verdrängt wird des
Stamms rechtmäßiger Sprosse,⁴⁾
Wenn zu Chorins schönragendem Kloster
die Fremden heranziehn.
Freilich, des Cerberus Stolz⁵⁾ schlägt
hurtig der Kaiser zu Boden;
Wenig jedoch erfreut sich die Mark eines
sicheren Schirmes.
20. Denn nach anderem wirft der Königs=
Leu⁶⁾ seine Blicke.
Nicht mehr sieht dieses Land seine wahren
Fürsten und Herren.

¹⁾ Bis hierher geht die Einleitung. Aber von der angekündigten Geschichte des Klosters handeln die folgenden Verse nicht.

²⁾ Gründer war 1180 Otto 1. aus dem Hause der Askaniern, die dem Kloster dann besonders gewogen waren. Es stimmt nicht, daß das Kloster mit diesem Geschlechte „verging“, also 1320. Grade danach, so lehrte uns die Geschichte, begann seine Glanzzeit.

³⁾ Vers 15—18 Herrschaft der Wittelsbacher seit 1324. Sie führen einen goldenen Löwen im Wappen, daher: Löwenhöhle.

⁴⁾ Zurückweisung des falschen Woldemars.

⁵⁾ Cerberus, der dreiköpfige Höllenhund, versinnbildlicht hier die drei Brüder aus dem Hause der Bayern: Ludwig den Älteren, Ludwig den Römer und Otto.

⁶⁾ Sigismund, der zweite Sohn Karls 4. Bis Vers 26 Herrschaft der Luxemburger.

Statthalter⁷⁾ alles verwirren, und große
Wunden sie schlagen;
Allüberall wird adliger Druck hier plagen
die Bürger,
Allüberall ohn' Unterschied ausrauben
den Klerus.

25. Grade so werden sie tun, wie zu Christi
Zeiten geschehen,
Und den Gesetzen zum Hohn gar Handel
treiben mit Menschen.

O meine Mark, damit nicht gänzlich ein
Herrscher dir fehle,
Steigt aus dem Niedern herauf, der durch
zwei Burgen berühmt ist,
Zündet die Kriegsfadel an und prahlt mit
dem Frieden im Namen.⁸⁾

30. Während er tötet den Wolf, zerreißt er
das Herz seiner Schafe.⁹⁾
Höre, ich sage dir wahr: Dein Stamm
wird sehr lange Zeiten
herrschen im kleinen Land, von den
Vätern den Söhnen vererbet,
Bis sie gestürzt sind, sie, die frech die
Städte verwüsten,
Die, weil geehrt, widerstehen und die
Fürsten nicht lassen regieren.

35. Der nun dem Vater folgt,¹⁰⁾ entreißet
dem Bruder das Vorrecht;
Aber er bringt's dahin nicht, daß für
Macht man halte das Unrecht.
Ihm, durch mancherlei Kriege und
Schicksalsstürme ermüdet,¹¹⁾

⁷⁾ Sigmund verpfändete die Mark an Jobst von Mähren. Das Raub-
rittertum blüht. Menschen werden überfallen, auf die Burgen geschleppt und
erst gegen hohes Lösegeld freigelassen (B. 26). Vers 27 bis Schluß Herr-
schaft der Hohenzollern. Friedrich, Burggraf von Nürnberg und Markgraf
von Brandenburg, bis B. 34.

⁸⁾ Es ist nicht wahr, daß er die Kriegsfadel entzündete; er wurde ge-
zwungen, zum Schwerte zu greifen.

⁹⁾ Bezieht sich auf die Kämpfe mit dem unruhigen Adel.

¹⁰⁾ Friedrich 2. B. 35—37. Auch diese Verse enthalten eine Unwahr-
heit. Friedrichs älterer Bruder nämlich, Johann der Altimist, verzichtete
freiwillig auf die Herrschaft in der Mark, um auf seinen fränkischen Besitzungen
seinen Neigungen leben zu können.

¹¹⁾ Friedrich 2. dankte 1470 ab.

- Folgt sein Schicksalsgenosß nach jenes
Tode, sein Bruder.¹²⁾
Tapfer gewiß auch er, doch eitel gar über
die Maßen.
40. Während er denkt an den Berg, kann
kaum er die Brück' übersteigen;¹³⁾
Seht, wie die Schwerter er schärft —
Unglückliche, o ihr Lehniner!
Was sind Brüder für den, der will aus-
rotten die Väter!
Der nun folget,¹⁴⁾ versteht es, den Krieg
mit Kunst zu vermeiden,¹⁵⁾
Zeiget den Söhnen den Weg, der verheißt
ihnen glückliche Tage;
45. Und solange er beobachtet wird, sind heil-
sam die Folgen.
Gleiches Glück wie er selbst auch werden
die Söhne genießen.¹⁶⁾
Aber dann bringet ein Weib gar traurige
Pest in die Lande;¹⁷⁾
Denn dies Weib ist berührt vom Geiser
der neuesten Schlange.
Dauern der Giftstamm wird bis hinab
ins elste der Glieder.¹⁸⁾
50. Der am meisten dich haßt, Lehnin, tritt
jetzt auf die Bühne;¹⁹⁾
Schneidig wie Eisen ist er, Gottleugner,
Ehbrecher und Hurer.²⁰⁾

¹²⁾ Albrecht Achilles B. 38—42. Daß er eitel war, ist gehässige Nachrede oder falsch Zeugnis!

¹³⁾ In einem Kriege mit Nürnberg wäre er bei Hersbruck beinahe geschlagen worden.

¹⁴⁾ Johann „Cicero“ B. 43—45.

¹⁵⁾ Erinnert an die Fabel Melanchthons, daß Johann durch seine Verrätherlichkeit einen Krieg zwischen Polen, Ungarn und Böhmen verhindert habe. Vgl. hierzu S. 70.

¹⁶⁾ Joachim I. von Brandenburg und Albrecht von Mainz, beide Kurfürsten.

¹⁷⁾ Joachims Gemahlin Elisabeth. Die Pest ist natürlich die dem katholischen Verfasser der Weissagung höchst verhaßte freiherrliche Reformation und die Schlange im 48. Vers eine von den Liebesfungen, wie sie die christliche Liebe von Luthers Gegnern ihm öfter hat zuteil werden lassen.

¹⁸⁾ Das wäre also Friedrich Wilhelm 3. Gerade dieser Vers hat allerdings törichte Berechnungen veranlaßt, damit er nur ja „erfüllt werde“ und auch auf die nach diesem König noch Regierenden passe. Nicht einmal die großartige Einigung Deutschlands im Jahre 1871 hat der famose „Wahrsager“ gesehen!

¹⁹⁾ Joachim 2., der 1539 den Fortschritt zur Reformation mitmachte.

²⁰⁾ Sein Verhältnis zu Anna Sydow.

- Ach, er verwüstet schwer die Kirche und
raubt ihre Güter.²¹⁾
 Fliehe, mein Volk! Denn nirgends ist
dir ein Schützer vorhanden,
 Bis zur Zeit, da die Stunde kommt, wo
Zerstörtes sich herstellt,²²⁾
 55. Billigen seh' ich den Sohn,²³⁾ was getan
unsinnig der Vater.
 Albern beträgt er sich ganz, und das Volk
doch nennt ihn den Frommen;
 Streng nicht genug wird er als der beste
Herrscher gepriesen.
 Ihm wird gegeben zu sehn vom Stamme
fünf seines Gleichen,
 Und am prächtigen Ort verläßt er das
Leben im Pestjahr.²⁴⁾
 60. Nach ihm begehret das Land der erst' in
der Hauptstadt Geborne.²⁵⁾
 Kinder nährt er mit Furcht, wie andre
die ihren mit Hoffnung.
 Und in der Tat wird gesch'eh'n, was stets
er dunkel gefürchtet.
 Bald empfangen die Ding' eine neue Ge-
stalt durch Jehova,²⁶⁾
 Ob er von tausend Mafeln auch strotzt,
so dauert's nicht lange.

²¹⁾ 1542 Aufhebung des Klosters.

²²⁾ Wieder wie in B. 49 der heimliche Wunsch: Wenn nur erst die protestantische Hohenzollernherrschaft gestürzt wäre, damit dafür katholische Priesterherrschaft an die Macht komme (vgl. B. 98!). Daß es nun nach der Revolution so weit zu sein scheint, versetzt einen gewissen Franz Spirago, Prag, in wahre Entzückung (vgl. die Anm. hinten).

²³⁾ Johann Georg B. 55—59. Vers 58 ist beeinflusst von Rentsch, Brandenb. Cedern-Hain. Bareut 1682.

²⁴⁾ 1598.

²⁵⁾ Joachim Friedrich B. 60—62. Er, aber auch schon Joachim 2. wurde in Berlin geboren. Daher ist auch an diesem Verse herumgedeutet worden! Der „Seher“ hat eben seine Quellen nicht aufmerksam gelesen!

²⁶⁾ Johann Sigismund trat zum reformierten Bekenntnis über. Das Wort Jehova, das Friedrich Delitzsch so nicht gelten läßt (vgl. seine Anmerkungen in seinem jüngsten Werke „Die große Täuschung“, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1921), hat lange Zeit als Beweis dafür gegolten, daß das Vaticinium nicht um 1300 entstanden sein kann, da es erst im 1. Viertel des 16. Jahrhunderts aufkomme. Aber Georg L. Moore sucht in zwei Aufsätzen (im American Journal of Theology 1908, S. 34—152 und im American Journal of Semitic Languages and Lit. 1909, S. 312—318) den Nachweis zu führen, daß es schon im Jahre 1278 vorkomme.

65. Viel Unheil erzeugt ein Erlaß,²⁷⁾ doch
mehr noch ein Faustschlag,²⁸⁾
Was er durch seine Befehl' nur schlimmer
machet, daß, glaubt mir,
Kann gar leicht durchs Geschick verwan-
delt werden zum Bessern.²⁹⁾
Nach ihm folget der Sohn in der Mark
als fürstlicher Herrscher,³⁰⁾
Der nach ihrem Gelüst ungestraft gar
manche läßt leben.
70. Da zu viel er vertraut: an der Herde
zehren die Wölfe,
Und bald folget im Tod der erbärmliche
Diener dem Herren.³¹⁾
Jetzt werden kommen zur Macht, die von
drei Burgen sich nennen,³²⁾
Unter dem großen Fürsten heranwächst
mächtig die Herrschaft,
Sicherheit gibt zwar dem Volk die
Tapferkeit des Regenten.
75. Doch wenn Klugheit schläft, was kann
das alles ihm nützen?
Nicht auf des Vaters Weg geht der, der
weiter ihm folget.
Betet, ihr Brüder, zu Gott; spart nicht,
ihr Mütter, die Tränen!
Lügen nur wird sein Name von einer
Regierung des Friedens;
Denn nichts Gutes gedeiht! Zieht fort,
ihr alten Bewohner!
80. Außen und innen gequält, fällt er zur
Beute dem Tode.
Bald ein Jüngling tobt, da die große
Wöchnerin seufzet.

²⁷⁾ Nämlich an die Geistlichen, die Reformierten nicht von den Kanzeln herab zu schmähen.

²⁸⁾ Den er 1613 zu Wesel dem Pfalzgrafen von Neuburg versetzte.

²⁹⁾ Nämlich, daß die Lutherischen in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren möchten. Hierzu vgl. Anm. 22.

³⁰⁾ Georg Wilhelm B. 68—71.

³¹⁾ Sein Minister Adam von Schwarzenberg.

³²⁾ Der Große Kurfürst B. 72—75. Burg Nürnberg, Brandenburg und Magdeburg. Von nun an folgen lauter phantastische Angaben, die eine bestimmte Deutung nicht mehr zulassen. Vers 85 bezog Friedrich der Große auf sich; vgl. die Anm. hinten. B. 93 wird auf den Untergang der Hohenzollern durch die Juden gedeutet — —. Dann aber sei endlich die Herrschaft für den römischen Papst und die katholischen Priester gesichert. —

- Wer aber mag herstellen den Staat,
wenn der in Verwirrung?
Seht, wie die Fahn' er ergreift, doch
grausames Schicksal erfährt er!
Während die Südwinde wehn, vertraut
er das Leben den Klöstern.
85. Der ihm folget, der schlechteste ist's, er
folget den Ahnen;
Stärke ermangelt dem Geist, seinem
Volke mangelt die Gottheit.
Wo er nur Hilfe begehrt, da findet er
heftige Feinde.
Ihm bringt Wasser den Tod, Ungehofftes
wird er erhalten.
Aber das traurige Volk in jenen Zeiten
wird weinen;
90. Wunderbares Geschick und Ereignisse
scheinen zu kommen,
Und nicht merket der Fürst, welch neue
Gewalt ist im Wachsen.
Endlich besteiget den Thron, der da sein
wird der letzte des Stammes.
Israel wagt entsehligen Frevel, mit Tod
nur zu büßen. —
Wieder erhält die Herde der Hirt und
Deutschland den König.
95. All' ihr Leiden vergisset die Mark, die so
lange geduldet.
Selbst ihre Kinder sie nährt, und nicht
mehr freut sich der Fremdling.
Lehnins Dächer steigen empor und die
Türme von Chorin;
Lange vergangener Zeiten Pracht um-
strahlet die Priester,
Und kein Wolf bedrohet hinfort den
herrlichen Schaffstall. —

Doch schreiten wir zu einer näheren Beleuchtung der viel-
berufenen Prophezeiung! Was ihre Form anbetrifft, so ist die
Sprache dieser in ihren Hälften sich reimenden Hexameter,
der sogenannten „leoninischen Verse“:

„Nunc tibi cum cura Lenin cano fata futura“

allerdings höchst geschraubt; immerhin aber ist der mystische
Ton alter Prophetien nicht ohne Geschick nachgeahmt. Was
den Inhalt anbetrifft, so ist eine Deutung bis in die Tage des
Großen Kurfürsten hinein möglich; dann aber folgt ein heil-

loser Wirrwar, der nicht im entferntesten die Aufmerksamkeit verdient, die ihm zuteil geworden ist. In den Schlußversen endlich entrollt der Verfasser das lachende Phantasiebild, das ihm vorgezeichnet hat: Deutschland, nach dem Aussterben der Zollern geeinigt unter einem neuen, katholischen Herrscherhause, erhebt mächtig sein Haupt; die Klöster erstehen aus ihren Trümmern, und friedlich gehen die Lämmlein in die Hürden der römisch-katholischen Kirche ein, aus denen sie der Wolf nicht mehr zu rauben vermag. Daß nur der tiefste Haß und die ingrimmigste Feindschaft gegen das Haus Hohenzollern und das evangelische Bekenntnis diese Weissagung hat verkünden können, erhellt sofort.

Was ferner die Geschichte des Vaticinium Leninense anbetrifft, so ist bewiesen, daß es erst in den letzten Jahren des Großen Kurfürsten aufgetaucht ist. Hier fand das handschriftlich verbreitete Gedicht Glauben — dort wurde ihm der schärfste Widerspruch entgegengesetzt. Nach einem halben Jahrhundert etwa galt indessen diese angeblich klösterliche Schrift fast allgemein für echt. Wie sehr sie selbst starke Geister eingeschüchtert hat, zeigt am besten der Umstand, daß Friedrich der Große, der sich als Kronprinz das Gedicht erklären ließ, von dem Verse 85 auf das tiefste erschüttert wurde:

„Qui sequitur, pravos imitatur pessimus avos,“

„Der Nachfolger ahmt den schlechten Ahnen nach und wird der Böseste des Geschlechtes“.

Diese Worte mußten sich der Zeitfolge nach auf ihn beziehen. Als dann der preußische Staat in den schweren Jahren 1806 und 1807 die furchtbare Schule des Unglücks durchzumachen hatte, als damals die Schöpfung Friedrichs des Großen unter den erschütternden Schlägen von Jena und Auerstädt für immer zusammenzubrechen schien, da jubelten die Feinde Preußens laut, daß sie auf das „Vaticinium“ hinweisen konnten: Friedrich Wilhelm 3. sollte, wie es die Prophezeiung besagte, als Letzter seines Stammes das Szepter getragen haben. Auch in den Kämpfen der Neuzeit hat die Weissagung des Bruders Hermann von Lehnin, der nie gelebt hat, eine wichtige Rolle gespielt. Wie viel Staub hat sie nicht im Jahre 1848 aufgewirbelt! Ja, man hat noch um 1884, — ja, noch in neuerer Zeit, kein Bedenken getragen, zu behaupten, daß diesen krausen Versen „ein höheres als menschliches Wissen“ zugrunde liege. —

Demgegenüber verweisen wir auf die Endergebnisse der gelehrten Untersuchung über das Vaticanium, die durchaus feststehen: Der Verfasser muß nach allem, was wir wissen, in den letzten Jahren des Großen Kurfürsten gelebt haben. Er muß ferner ein geborener Märker, ein geschichtskundiger und der lateinischen Sprache ungewöhnlich mächtiger Mann gewesen sein. Er war ferner offenbar ein eifriger Katholik. Deshalb ist ihm die Kurfürstin Elisabeth ein „giftbeflecktes Weib“; deshalb bricht er völlig den Stab über Joachim 2. und Johann Georg. Nur der reinen Größe des Kurfürsten Friedrich Wilhelm vermag auch er sich nicht zu entziehen.

Leider ist die Prophezeiung des angeblichen Bruders Hermann von Lehnin noch nicht für immer zu den Toten gelegt. Freuen aber dürfen wir uns, daß durch die königliche Huld der Hohenzollern wenigstens ein Teil der Schlußweisungen sich erfüllt hat, — freilich in einem andern Sinne, als dem des Verfassers, — und daß die alten Zinnen Lehnins wieder erstanden sind. Die goldenen Kreuze leuchten von der ehrwürdigen Abtei jetzt wieder weit hinaus ins Havelland. Sie zeugen indessen nicht allein für jene Verdienste, die sich die Zisterzienser einst um Deutschland und besonders um die Mark Brandenburg erworben haben; sie erinnern auch an die Großtaten, die von der Heldenkraft der vereinigten Stämme Deutschlands in unseren Tagen vollbracht worden sind. Denn es war an dem Tage der Verkündigung des neuen deutschen Kaiserthumes am 18. Januar 1871, als Kaiser Wilhelm 1. zu Versailles den Befehl zur Wiederherstellung der Abteikirche Lehnin, der Grufkirche der Ballenstädtischen Ottonen, erteilte. Wir haben auch die Wiederherstellung des herrlichen Klostergebäudes Chorin erlebt! —

Im 16. Jahrhundert betrachtete das Volk von Berlin und Kölln das kurfürstliche Schloß zu Kölln an der Spree mit gar scheuen Blicken; denn der ehrsame Bürger von 1530 meinte, der gestrenge Kurfürst, so treu er auch der alten Lehre ergeben wäre, treibe doch gar manche Wissenschaft, die zu verstehen nicht eben gut sei; er gäbe sich den finsternen Künsten hin, die keinem, der sie übte, noch genützt hätten. In einem einsamen Turme, dessen Fenster ein rotes Licht auf den Spiegel des sumpfigen Flusses hinausstrahlen ließen, hauste damals der Hof-Astrologus, der Meister Carion.²⁾ Auch er tritt unter den Schicksalsverkündigern des Hauses Hohenzollern auf. Er weissagte den Nachkommen Joachims die königliche Würde und die höchste Ehre in der Christenheit. Auf's wirkungsvollste

hat Willibald Alexis diese Wahrsagungen Carions seinem „Werwolf“ einverleibt. Da sehen wir lebendig den ernstesten Joachim in tiefer Erregung vor uns stehen. Wohl ist es nur ein Abenteurer, der ihm die Zukunft zu enthüllen vorgibt, und doch: Was einmal in den Sternen dort geschrieben steht, es muß sich sicher einst erfüllen!

Der berühmte Adept und Astrolog Thurneisser³⁾ scheint zusammenhängende Wahrsagungen für das Haus Brandenburg nicht hinterlassen zu haben; wohl aber will der märkische Geschichtschreiber Nikolaus Leutinger,⁴⁾ der nach langen Wanderungen im Jahre 1612 zu Osterburg in der Altmark im Elend verkam, eine klösterlich-mystische Weissagung über die Hohenzollern in irgendeinem Stifte Deutschlands aufgefunden haben. Sie bezieht sich indessen auf die drei Häuser der Welfen, Wettiner und Hohenzollern zusammen und lautet:

„Das weiße Pferd leid't großen Drang,
Behält doch endlich die Überhand.
Das Rautenfränzlein wird wieder blühen
Und sich in Ehren sehr freuen.
Der rote Adler wird gar hoch schweben
Und sich viel über andere erheben.“ —

Betrachten wir's recht, so will das eben nur sagen, daß die drei fürstlichen Häuser sich eines steten Segens erfreuen werden, — weiter nichts. Wir meinen daher, der unstäte Wanderer Leutinger habe diese Weissagung zu sehr bestimmten Zwecken selbst verfertigt: er hat sie an die betreffenden Fürsten gesendet in der Zuversicht, daß goldene Gabe den glücklichen Finder belohne.

Je mehr im Zeitalter des Rokokos der Byzantinismus das echt deutsche, freie und offene Verhältnis des Herrscherhauses zu seinem Volke überwucherte, um so üppiger wuchs eine Menge von Wahrsagungen künftiger Größe für das Kurfürstenhaus und seine Nachkommen aus dem Geiste „gehrender Dichter“ hervor. Einem Menschen, der die Zukunft ernst nimmt und der da weiß, daß sie allein in der Hand dessen steht, der auch der Völker Schicksale lenkt wie Wasserbäche, ist es kein anheimelnder Anblick, wenn bei jeder Geburtstagsfeier, bei jedem Jahresfeste, bei jeder Hochzeit die Schar der zeitgenössischen Seher sich um ein Fürstengeschlecht drängt, das es so treu meint mit seiner Gottesfurcht und seinem Gottvertrauen. Vor uns liegt ein alter Band mit allerlei Weissagungen über die

Hohenzollern — sämtlich ziemlich dunkeln Ursprungs.⁵⁾ Da erzählt z. B. ein Dom-Kustos zu Berlin, Andreas Otto von Tangermünde, seinem Schwager, dem wohlbestallten Kanzlei-Aktuario Haino Flörke zu Stendal, was er alles über das Herrscherhaus im Gesichte erschaut habe und schließt einfältig: „Nachdem ich dem hochwürdigen Ministerio meinen Traum geoffenbaret, habe ich des Bettes bis an meinen Sterbetag hüten müssen, welcher auf den Himmelfahrtstag, den 18. Mai, erfolgte, und ich also mein Leben beschloß.“⁶⁾

Alle diese Weissagungen, deren Zahl sich mit leichter Mühe noch vermehren ließe, fanden besondere Beachtung, als in den Jahren 1848 und 1849 die Wünsche des deutschen Volkes sich auf ein preußisches Kaisertum richteten. Hatte man doch schon 1840 in Friedrich Wilhelm 4. den Erben der alten deutschen Kaiser gesehen! Ein verdienter Forscher⁷⁾ hat einen wenig bekannten Vorgang aus dem Leben dieses Königs veröffentlicht:

„Als im Jahre 1849 in den Tagen, in denen das Eintreffen der Frankfurter Deputation erwartet wurde, die Generals-Epauletten des Königs, welche dieser kurz nach seiner Thronbesteigung angelegt hatte und die durch achttjährigen Gebrauch schadhast geworden waren, abgelegt wurden, um nach altem Herkommen in den Besitz der diensttuenden Kammerdiener überzugehen, fand beim Zertrennen der Silberborten der damalige Kammerdiener des Königs unter dem Spiegel der Epauletten ein Blatt starken Kartonpapiers, auf welchem die Worte standen:

„Sei begrüßt, Friedrich Wilhelm,
Kaiser von Deutschland.“

Der Fund machte bei den Augenzeugen einen um so tieferen Eindruck, als in Frankfurt a. M. die Wahl des Königs zum Kaiser von Deutschland soeben stattgefunden hatte und die Deputation bereits unterwegs war. Nachforschungen ergaben, daß ein junges Mädchen, welches die Näharbeit an den Epauletten besorgt hatte, allein die Verfasserin jener Worte sein konnte. Leider wurde jede Auskunft über die Motive zu dieser seltsamen Huldigung unmöglich, da jene holde Schwärmerin bereits verstorben war.“ —

II. Die Topplersage.

Einem Schmuckkästchen mittelalterlicher Baukunst vergleichbar, thront das Städtlein Rothenburg am Rande der Tauber, das mit seinen herrlichen Kirchen, dem stolzen Rathause, den gewaltigen Toren ein Bild aus der Blütezeit der deutschen Städte darbietet, wie es so poesievoll nicht zum zweiten Male gefunden wird. Sollte hier nicht auch die Sage heimisch sein? Gewiß, sie schwebt auch um diese köstlichen Türme; sie weilt auch in diesen Kirchenhallen; sie plaudert mit den Wasserstrahlen aus diesen gotischen Brunnlein auch hier um die Wette!

Der Mann aber, von dem die Rothenburger Sage am meisten zu erzählen weiß, ist Heinrich Toppler, † 1408, der berühmteste unter den Bürgermeistern der Stadt und ein Freund jenes Burggrafen Friedrichs 6. von Nürnberg, der der erste Fürst seines Geschlechtes werden sollte in der Mark Brandenburg.

Herr Heinrich Toppler ist ein seltener und ausgezeichnete Mann gewesen in jeder Beziehung. Denn er war nicht allein weise, sondern auch tapfer und ein glücklicher Feldherr. Es schmückten ihn nicht allein die edelsten Gaben des Geistes und des Herzens, sondern er war auch über die Maßen reich. Er steuerte von 80 000 Gulden Vermögen; dazu besaß er noch viele, viele Güter, Waldungen, Mühlen und Gülden. In der Nähe der Stadt hatte er sich im Taubertale einen Rosengarten angelegt, da, wo heut noch das „Topplerschlößchen“ steht. Der Aufenthalt dort war so schön, daß selbst der sehr verwöhnte König Wenzel sich in dem Garten „grad“ wie im Himmelreiche“ fühlte. Als Hauptmann der verbündeten Städte in Franken und Schwaben erwarb sich Heinrich Toppler den höchsten Kriegsruhm; er verfolgte die Feinde Rothenburgs oft bis an den Rheinstrom und brach ihre Schlösser mit eiserner Hand. Viele Baulichkeiten der Stadt hat er aufgeführt, wie denn noch heut an einem Pfeiler der wunderschönen St. Jakobskirche seine Bildsäule steht, die ihn gepanzert und gerüstet darstellt. Vor allem aber war Herr Heinrich Toppler auf die Befestigung der Stadt und die Erweiterung ihres Gebietes bedacht. Bei den Fürsten und Herren in der Runde galt sein Name viel, und das gemeine Volk war ihm so anhänglich, daß, wenn er an Festtagen sich zum Gotteshause begab, wohl dreißig oder vierzig Bürger ihn als Gefolgschaft nach altrömischer Weise

geleiteten. Damit es seinem Glücke an nichts gebräche, war er auch im Hause mit drei Söhnen und fünf Töchtern reich gesegnet, von denen zwei bereits an Söhne edler Ratsgeschlechter vermählt waren. Eine langjährige und oft erprobte Freundschaft verband diesen königlichen Bürgermeister mit dem Burggrafen Friedrich 6. von Nürnberg, dem hochsinnigsten und reinsten Fürsten seiner Zeit.

Doch Toppler war zu mächtig, als daß der Neid seiner Feinde ihn hätte schonen können. Seine Widersacher — wir wiederholen, daß jetzt die Sage spricht — verleumdeten ihn. Es verbreitete sich nach und nach das Gerücht, Toppler halte mit seiner Sippe gegen den Brauch der Stadt Gericht über seine Vasallen; er habe ein eigenes Gefängnis für sie erbauen lassen, ja, er überliefere diejenigen, die er schuldig befunden habe, wohl selbst der „eisernen Jungfrau“, — jenem furchtbaren Werkzeuge der Tyrannei.

Besonders verderblich aber wurde dem großen Manne seine Freundschaft mit dem edlen Burggrafen. Denn seine Feinde sprengten aus, er habe beim Weine einst mit dem Hohenzollern Friedrich um die Stadt Rothenburg gewürfelt, wer ihr Herr sein sollte. Heinrich Toppler warf elf Augen, der Burggraf aber zwölf. Von der Zeit ab hatte nun der Bürgermeister darauf zu denken, wie er die Stadt seinem Freunde in die Hände spielen könnte.

Bald jedoch erkannten die andern Ratsherren den Verrat. Toppler hatte einige alte Befestigungstürme niedergerissen: er ließ sie nur ganz langsam wieder neu erbauen, damit Herr Friedrich die Mauern zu übersteigen vermöchte. Es fügte sich aber, daß Toppler einst mit zwei Ratsherren aus der Stadt geritten war: während er draußen weilte, wurden Briefe des Burggrafen an ihn aufgefangen. Da war der Verrat bewiesen! Schnell wurde die Anklage gegen den mächtigen Bürgermeister vorgetragen und aufgesetzt. Dann wurde Toppler selbst unter einem Vorwande durch reitende Boten aufs schnellste nach der Stadt berufen. In der Ratsversammlung aber fragten seine Feinde ihn höhnisch, was einem Verräter der Stadt gebühre.

Da fuhr Toppler auf.

„Wer dies teure Rothenburg verrät,“ so rief er aus, „der soll Hungers sterben!“

„Du hast dir selbst dein Urtheil gesprochen!“ entgegneten ihm seine Feinde.

Heinrich Toppler wurde nunmehr in das geheime Gefängnis unter dem Archive geworfen. Dort lag er manchen Tag, bis er verschnachtete. Andere behaupten, er sei an Gift gestorben.

12. Der Hohenzollern Kurhut und Schwert.

Als Friedrich 6., Burggraf zur Nürnberg, auf der Burg Hohenzollern einst die Boten des Kaisers empfangen hatte, die ihm verkündigten, daß ihm die kurfürstliche Würde zugesprochen werden sollte und ihn daher nach Konstanz riefen, trat um die Stunde der Mitternacht, als er schlaflos auf seinem Bette lag, eine Erscheinung vor sein Auge, ein wunderholdes, liebliches Wesen, halb schon eine Jungfrau, halb noch ein Kind, wie uns die Engel geschildert werden. Erschreckt und zugleich freudig bewegt, vernahm er von ihr Worte der Weissagung für sein Haus und seine Regierung, die ihm nie geahntes Glück verhießen; ja, er erhielt von dem Engel zuletzt einen köstlichen, hellleuchtenden Edelstein, „zum Schmucke für seine Krone“. Am nächsten Morgen glaubte er, daß er nur geträumt habe; der Stein aber, den er aus des Engels Hand erhalten hatte, lag vor ihm, jetzt freilich nicht mehr leuchtend in Farbenglut wie in der Nacht, sondern unansehnlich, glanzlos und trübe. Er mißachtete ihn aber nicht, sondern schloß ihn in eine Truhe ein, um ihn sorgsam aufzuheben. Dann aber nahen Jahre des Kampfes, und der Kurfürst vergaß fast des wunderbaren Geschenkes. Nach manchem schweren Streite jedoch kam endlich der Tag, daß zu Berlin auf dem hohen Hause die Märker ihm als Kurfürsten huldigen sollten. Als nun sein Leibdiener ihn schmückte und ihm den diamantenbesetzten Fürstenhut aufsetzen wollte, bemerkte er zu seinem großen Schrecken, daß gerade der köstlichste Edelstein aus der Fassung herausgebrochen war. Da entsann sich der Kurfürst des Steines, den ihm einst der Engel übergeben hatte; er ließ ihn herbeiholen und paßte ihn in die Lücke hinein. Kaum aber hatte der Stein das Gold berührt, so saß er wohlgefugt fest; er war nicht mehr herauszunehmen und leuchtete heller als all die andern Edelsteine. Ein Talisman für das Glück des Hauses Hohenzollern, sagt die Überlieferung, habe er sich nunmehr von Kind zu Kindeskind fortgeerbt, das kostbarste Stück des brandenburgischen Schatzes.¹⁾ —

Während des Pommernkrieges 1425 zog sich der entscheidende Kampf um die Stadt Prenzlau zusammen. Durch Verrat war diese reiche und feste Hauptstadt des Uckerlandes einst in die Hände der Pommern gefallen; die Bürgermeister Zabel Grieben und Klaus Belz hatten dem Ritter Klaus Köppen, dem pommerschen Feldherrn, der sich als Tagelöhner in die Stadt eingeschlichen hatte, das Amt des Torwärters an der Blindower Pforte anvertraut, und als in der Fastnacht die Bürger ihren Kauf und ihre Schmausereien verschliefen, ließ dieser Ritter die Pommern ein. Herzog Otto von Stettin war mit dem Verrate wohlzufrieden, wenngleich er die Verräter haßte. „Hättet ihr euch als biedere Männer gezeigt,“ so rief er den Bürgern bei der Huldigung zu, „und wäret ihr nicht feige Memmen gewesen, so hätt' ich eure Stadt nimmer gewinnen können.“ Davon sagte man später, als nun die Bürger gar so finster darein schauten: „Er sieht aus, als wenn er Prenzlau verraten hätte.“

Markgraf Johann, der Sohn und Statthalter des im Reiche weilenden Kurfürsten, sollte sich den Ruhm erwerben, Prenzlau wieder mit der Mark zu vereinigen. Die brandenburgische Partei in der Stadt setzte sich mit ihm in Verbindung; in einer Augustnacht 1425 rückte er vor die westliche Seite der Stadt. „Ein ihm treu ergebener Bürger,“ so wird nun erzählt, „Rodinger, der Befehlshaber der Stadtknechte, war zur Stelle; er führte die Märker durch Sumpf und Wiesen und trug auf seinen starken Schultern den Markgrafen durch die Uker, in der Dunkelheit der Nacht durch eine ausgesteckte Leuchte geleitet. Dicht vor dem Ufer drohte der Rodinger unter der Last des geharnischten Ritters zu erliegen, da feuerte ihn Prinz Johann mit dem Worten an: „Halte dich wohl, mein Mann, du trägst die Mark Brandenburg auf deinem Rücken!“ Der Überfall gelang; die Schlachtrufe: „Brandenburg!“ „Stettin!“ erklangen durch die fackelbeleuchteten Straßen; die Pommern wehrten sich mutig, mußten endlich aber weichen.“²⁾

Die Tat des Rodinger ist sagenhaft. Ganz das gleiche wird auch von dem starken, pommerschen Ritter Küssow erzählt, der den Herzog Bogislaw 10. durch einen Sumpf unweit Pyritz getragen haben soll, und ein späterer Dichter der Mark, Georg Rollenhagen, der bekannte Verfasser des Froschmäuslers, bezieht sie auf seine eigene Familie und sagt, als der Frosch Pausback mit dem Mäuslein Brösel dieb auf seinem Rücken untertaucht:

„So tat nicht Marquard Rollenhagen,
Als er Markgrafen Ludwig wollte tragen
Durch die Ufer bei Nacht in die Stadt,
So von Primsla ihren Namen hat (= Prenzlau);
Und der Herr sprach ohn' Unterlaß,
Wie er ihm auf den Achseln saß:
„Steh' fest, mein Mann, es wird sonst arg;
Du trägst die Brandenburger Mark.“
Er trug ihn sicher, leif' und wohl,
Wie man seinen Herren tragen soll,
Daß es der Pommer nicht erfähr,
Der belagert hatte Tor und Thür,
Bis der Markgraf die Leut' ermahnt',
Und den Feind austrieb aus dem Land.“³⁾ —

Im Jahre 1432 brachen die Hussiten in die Mark ein; von Frankfurt aus, wo ihnen das wehrhafte Bürgertum dieser Stadt rühmlichst widerstand, ergossen sie sich über das Land Lebus und den Barnim. Der Dom zu Fürstenwalde wurde zerstört, das unglückliche Landvolk floh in die festen Städte, aber sein Hab und Gut ging in Flammen auf. Im März 1432 lagerten die böhmischen Krieger vor der damals festen Stadt Bernau.

Dort wurde dem Vordringen der Hussiten ein Ziel gesetzt. In dem Bernauer Stadtbuche steht der folgende alte Vermerk:

„Im Jahre des Herrn 1432, am Tage des heiligen Georg, des Märtyrers, am Mittwoch der Osterwoche (12. März), kamen die Böhmen zu uns, indem sie diese, unsere Stadt eroberten und verwüsten wollten, welche vielmals grausam und mit wilder Hand uns angriffen, denen wir mit der Hilfe Gottes und des heiligen Georg tapfer Widerstand geleistet haben. Auch wurden ihrer viele durch uns vor unserer Stadt getödet und verbrannt. Daher haben wir, die Bürgermeister Hermann Lütke, Hans Berkholz, Georg Sachtlevon und Hermann Arnke, in gegenwärtiger Zeit die Leiter der Stadt, sowie alle Einwohner demütig und fromm mit allen Geistlichen gelobt, in Ewigkeit das heilige Osterfest mit einer Prozession durch die Stadt zu feiern und dabei zur Verehrung des allmächtigen Gottes und des heiligen Georg auf dem Markte ein Tedeum laudamus zu singen. Hierauf soll einmütig nach der Kapelle des hl. Georg gezogen und daselbst die höchste Messe gesungen werden.“

Über den eigentlichen Verlauf des Kampfes geht aus dieser Urkunde selbst nichts hervor. Aber die Sage kennt ihn. Sie spricht von einem gewaltigen Sturme der Hussiten auf die

Stadt; oben aber auf den Mauern hätten die Weiber und die Kinder von Bernau gestanden; durch den heißen Brei, das siedende Wasser und Öl, das sie unablässig hinabgegossen hätten, wären die Böhmen zum Abzug gezwungen worden. Deshalb das Sprichwort:

„Der bernauer Brei
Macht die Mark hussitenfrei.“

Eine andere Erzählung aber sagt uns, daß die Hussiten durch ein großes Lagerfest sich für den St. Georgs-Tag zum Kampfe untüchtig gemacht hätten. Ein Bettler brachte die Kunde nach der Stadt, daß die Böhmen der Macht des Weines unterlegen seien. Da beschloßen die Bürger, einen Ausfall zu machen. Furchtbar wütete ihr Schwert unter den trunkenen Kriegern, und als das Lager der Hussiten bereits in Brand geraten weithin leuchtete, da sprengte ein jugendlicher Zollernheld mit seinen Reitern von der andern Seite her in die Zeltgassen hinein; Friedrich war's, der spätere Eisenzahn, nach anderen Berichten sein jüngerer Bruder, der erst 17jährige Albrecht. Jetzt war die völlige Niederlage der Hussiten entschieden. Sie ließen den größten Teil ihres Heergerätes zurück und eilten in wilder Flucht davon. Noch heute zeigt man auf dem Bernauer Rathause unter einer Menge von Siegeszeichen jenes Tages auch den Sattel des Feldherrn Kosca.

Die Sage erzählt uns aber noch weiteres von dem Orte des großen Überfalls. Die Schlacht fand angeblich auf jenem Felde statt, auf dem die Panke entspringt; das Blut der Feinde soll dort in so gewaltigen Strömen vergossen worden sein, daß der Boden bis auf den heutigen Tag davon rot gefärbt erscheint. Die Örtlichkeit heißt deshalb das Blutfeld oder das rote Land.⁴⁾ —

Es war im April 1448, als der Eisenzahn vor der Stadt Berlin lag, die nun schon seit mehr als sieben Jahren ihm zu troßen wagte und von ihren großen Geschlechtern tapfer genug verteidigt wurde. Es war ein letzter tragischer Kampf der niedergehenden städtischen Freiheit mit der aufsteigenden fürstlichen Allgewalt. Auf wessen Seite der Sieg sein würde, das war von Anfang an nicht zweifelhaft. Friedrich der Eiserne erzwang sich die Öffnung der Tore Berlins — auf welche Weise freilich, ist zweifelhaft. Da tritt wiederum die Sage helfend mit ihrem Berichte ein. Der alte Häftig⁵⁾ erzählt, ein Bürgermeister habe unter dem Vorwande, das heilige Grab zu besuchen, dem Markgrafen die Tore geöffnet oder ihm

wenigstens die Nachricht gebracht, daß ein Sturm in der regnerischen Frühlingsnacht, in der die Wächter lässiger ihren Dienst versahen, wohl gelingen werde. Andere Chronisten behaupten dagegen, der unbeständige Sinn des niederen Volkes habe selbst die Riegel von den gewaltigen Stadttoren zurückgezogen. — Da war es aus mit der alten Freiheit von Berlin; und den, der des Aufstandes Seele gewesen war, den Bürgermeister Bernd Ryke, — den traf draußen auf der sandigen Höhe des Fläming's der mörderische Stoß eines Ritters, der sich des Hofes Dank, gewiß gegen den Willen des strengen, aber edlen Fürsten, verdienen wollte: der kühne Verfechter städtischer Unabhängigkeit fand sein Grab zu Wittenberg in der Verbannung.

Geschichtliche Wahrheit vermischt sich hier unbedingt mit sagenhaften Zügen. Nur aus der gewaltigen Erregung der Bürgerschaft über den Fall ihrer Freiheit ist die Sage vom Verrate des Bürgermeisters hervorgegangen. Wohl kennen wir die Namen der damaligen Ratsmitglieder, von einem Verrate aber zeigt sich keine Spur — ausnahmslos alle Ratsgeschlechter wurden von der Strafe des Kurfürsten betroffen. *)

13. Der Mönch zu Uckermünde.

Anno Christi 1469 hat Markgraf Friedrich 2., Kurfürst zu Brandenburg, mit Hilfe Herrn Heinrichs zu Mecklenburg die Stadt Pasewalk in Pommern belagert, ließ aber von der Belagerung ab, gewann die kleine Panow und Alte Torgelow und rückte danach vor Uckermünde, belagerte es um Jakobi. Es war aber damals in der Stadt ein schwarzer Mönch, der (wie man gesagt) etliche Freischüsse soll gehabt haben, daß er durch Zauberei hat treffen können, was er gewollt, und dem Markgrafen den Tisch mit dem Essen vor der Nase weggeschossen und sich verlauten lassen, wo ferne er nicht bald von der Belagerung abließe, wollte er ihm näher kommen. Ob nun wohl der Markgraf solches alles nicht geachtet, sondern immer feste mit der Belagerung angehalten, so hat er doch endlich davon müssen ablassen. Weil er gesehen, daß er nichts hat schaffen können, ist er derwegen davon abgezogen, als er etwa vier Wochen ungefährlich davor gelegen.

14. Die eiserne Jungfrau.

Am Schloß ist auf der Spreeseite ein kleiner Turm sichtbar, der „grüne Hut“. Unten darin soll die „eiserne Jungfrau“ gestanden haben; die war ganz von Eisen; ihre Arme waren Schwerter, und am ganzen Leibe links und rechts waren auch welche angebracht. War nun jemand zum Tode verurteilt, so mußte er auf eine steinerne Platte dicht vor sie hintreten. Dann schlossen sich durch ein Räderwerk die Arme und zerschnitten den Unglücklichen. Durch eine Klappe, die sich von selbst öffnete, fiel der zerstückelte Leichnam in die Spree.

15. Der Hase im Schloßkeller.

In den Kellergängen des königlichen Schlosses zu Berlin soll sich vor noch gar nicht langen Jahren oftmals ein dreibeiniger Hase mit feurigen Augen gezeigt haben, und namentlich hat er sein Wesen immer in der Nähe des Weinkellers getrieben. Hier stand, als die alte Bürgergarde noch bestand, eines Nachts ein Gardist auf der Wacht und hörte eben, daß die Uhr im Dom zwölfte schlug; da vernimmt er ein gewaltiges Rasseln und sieht auch gleich darauf den Hasen mit den feurigen Augen dahergesprungen kommen; der hatte ein großes Bund Schlüssel, nahm einen hervor und schloß die Kellertür auf. In demselben Augenblick hatte sich der Gardist vom ersten Schrecken erholt und wollte mit seinem Säbel nach ihm hauen; aber da flog auch die Tür schon wieder zu, und der Hase ist nicht wieder zum Vorschein gekommen.

16. Das sonderbare Bild im Schloßhofe.

Auf dem zweiten nach der Spree zu gelegenen Hofe des Schlosses zu Berlin bemerkt man an dem vorspringenden Portal, das nach dem Lustgarten hinausführt, an der rechten Seite ein Bild in erhabener Arbeit, das ein Mädchen auf einem sich bäumenden Rosse darstellt. Man erzählt, eine Prinzessin habe einst einen sehr schönen Hengst gehabt, den sie über Alles geliebt, und gar sündhaftes Wesen mit ihm trieb. Das kam aber bald an den Tag, und der König befahl nun, daß ihre

Schande recht offenbar gemacht und in dem Bilde auf dem Schloßhofe zur ewigen Warnung vor gleicher Sünde dargestellt werden solle.

17. Kurfürst Johanns Beredsamkeit.

Als König Ladislaus von Böhmen sich Schlesien und Mähren untertan machen wollte, worüber der König Matthias von Ungarn herrschte, entstand ein Krieg zwischen Ladislaus von Böhmen, Casimir von Polen und Matthias von Ungarn. Dieser besetzte Breslau, und jene beiden zogen ebenfalls dorthin. „Daher führten die beiden Kurfürsten Ernst von Sachsen und Johann von Brandenburg sechstausend Reiter an das Lager der Könige und erklärten, daß sie Freunde beider Reiche seien, des ungarischen und des polnischen, und daß sie nicht wollten, daß die Ungarn, Polen und Deutschen untereinander einen für Europa verderblichen und für die Türken nützlichen Krieg führten. Deswegen würden sie jedem der beiden Könige ehrenvolle Bedingungen vorschlagen; wenn einer von beiden sie annehme, wollten sie ihm ihre Truppen verbünden, damit der andere an Kraft geschwächt und nachzugeben gezwungen würde: denn sie als benachbarte Fürsten würden nicht dulden, daß Deutschland verwüstet würde. Der König Casimir war sowohl gerechtigkeitliebend als auch ein Freund der deutschen Fürsten, weshalb er weniger vor einem Frieden zurückschreckte. Auch Matthias, obgleich unzufrieden darüber, daß man ihm Gesetze vorschrieb, gab doch unwillig nach und duldete, daß man ihm Bedingungen vorschlug, als er sah, daß er den Polen und Deutschen nicht gleichkommen würde, falls sie sich verbündeten. Als man auf beiden Seiten darüber einige Tage verhandelt hatte, faßte der märkische Kurfürst die ganze Angelegenheit zusammen: er legte allen Heeren die Vorschläge der deutschen Fürsten, die Friedensbedingungen und die Absichten und Vorträge der Könige in einer vier Stunden langen Rede dar. Es führten die Kurfürsten auch ihre halberwachsenen Söhne mit sich in das Lager, damit sie, wie ich glaube, sich das sehr schöne Einvernehmen recht merkten (nämlich der beiden Familien Hohenzollern und Wettin, die aber für diese Zeit ungeschichtlich ist). Denn der Herzog Johann, Kurfürst von Sachsen (der Beständige), pflegte zu erzählen, daß er damals als Jüngling von den Fürsten und Gelehrten habe sagen

hören: wenn auch viele zugegen gewesen seien, die an Klugheit und Beredsamkeit in solchen Übungen hervorragten, so seien sie doch der Meinung gewesen, daß eine solche Angelegenheit mit soviel Schärfe und solchem Glanze von niemand habe dargelegt werden können, wie es von dem Kurfürsten von Brandenburg geschehen sei. So groß war das Lob für die Weisheit und Beredsamkeit des Märkischen Kurfürsten."

18. Joachim 1. und die Raubritter.

Joachim 1. ist sehr jung, nemlich umb das 15. Jahr seines Alters ins Regiment kommen und haben sich alsbald im anfang seiner Regierung viel Rauberey und Mord zugetragen in diesem Lande und seyend also gemein worden, daß man an keinen Ort hatt können sicher reisen, und daß die Leute, so des Morgens aufgestanden, sich gesegnet für die Straßenrauber und sonderlich für die Köckeritz, Lüderitz, die Krächte, Hühelitz. Es ist auch lezlich offenbahr worden, daß des Churfürsten Oberste Hoffdiener und Rätthe solches am meisten trieben und fordereten und des Abends, wann dem Herren seine Dienste geschehen, auff den Raub zogen, des Morgends aber wieder zu rechter Zeit ihrer Dienste warteten, und von einem, welches alhier bey Elzholz geschehen, beraubet worden, der fürnehmste am Churfürstlichen Hoffe der M. Lindenberger genannt, angezeigt und enthaubtet worden, und nachdem andere Edelleute und Knechte mehr, welches den Adel so sehr verdroßen, daß einer, ein Otterstedt, dem Churfürsten an sein Schlassgemach geschrieben: „Marggraff Jochinken hüte dich, wo wir dich fingen, so hencken wir dich“ und hernach mit vielen Pferden auff der Köpenicker Heyden den Churfürsten Joachim zu fangen gelauert, solches ist aber ohngefehr von einem Bauerlein verrathen oder vermeldet worden des Churfürsten Volck auff der Jagt, darumb der Churfürste sich zurück kehret, eilends stärckt und mit vielen Reutern der plackenden Rotte naheilet und bekommt endlich den Otterstett, läßt Ihn viertheilen und seinen Kopff auff einer eisernen stangen zu Berlin auff das Köpenicker Thor stecken, do Er noch heutiges Tages zu sehen ist.

19. Joachim 1. und die geheime Kunst.

Der Aberglaube des Volkes umgab nach und nach den Kurfürsten mit einem vollständigen höllischen Hofstaate. Da wurde von seinem Jäger erzählt, er könne jeden ihm der Zahl nach in einem Zuge bezeichneten Kranich, jede wilde Gans, die man wünschte, herabschießen; er könne das Wild bannen, daß es dem tötenden Bolzen stehen müsse, ja, er könne auch eine Nachtigall verzaubern, so daß sie sich auf einem abgebrochenen Zweige in des Kurfürsten Zimmer tragen lasse und dort singe. Nicht minder stattete das Gerücht auch die beiden reitenden Boten des Kurfürsten, den alten und den jungen Beyerlein, deren Totenschilder ehemals in der Turmhalle zu Marien in Berlin hingen, mit wunderbaren Kräften aus. Mit Windeseile richteten sie die Befehle ihres Herrn aus, namentlich als es einst galt, dem Bruder des Kurfürsten, dem Markgrafen Albrecht, zum Erzbistume Magdeburg zu verhelfen.

Eine ganz unheimliche Person war ferner ein Mönch aus Landsberg an der Warthe, welchen Joachim an seinen Hof gezogen hatte. Die Überlieferung nennt ihn Johannes. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er ein Franziskaner, denn er wälzte sich im Schmutze des Pöbels herum, wie nur je ein Bettelmönch. Er verstand die Kunst, sich unsichtbar zu machen, ob nun durch Farnsamens, den er in die Schuhe gelegt hatte, oder durch anderen Zauber, — das weiß man nicht mehr. Ehe der Kurfürst ihn auf sein Schloß Spandau berief, hatte er der tollen Streiche genug verübt; — er hatte z. B. gewisse Häuser durch sein Toben und Poltern ihren Insassen für immer verleidet; er hatte Henkersknechte in unsichtbarer Weise furchtbar geschunden und gequält, — ebenso einen frommen Landsknecht, der sich vermessen hatte, seinem Unfug ein Ziel zu setzen. Endlich beschimpfte er, durch seine schwarze Kunst geschützt, auch ehrbare Weiber. Kurz und gut, es möchte fast Fürsten Hofe getrieben hätten, der sich solch einen Gesellen, wie den Landsberger Mönch, zum Lehrmeister in den verborgenen Künsten gewählt hatte.

20. Joachim 1. auf der Jagd.

Anno Christi 1533 ist Markgraf Joachimus primus Thurfürst zu Brandenburg auf der Jagd bei Liebenwalde ein Schwein ankommen, welchem er zu Roß nachgeeilet und dar-

über von allen seinen Dienern wegkommen, und da er das Schwein in einem Morast erst gejagt und fangen wollen, hat sich's gegen ihn gewandt und Feuer aus dem Halse geblasen und ist ihm vorne der Spieß entbrannt, ist auch also auf dem Holze verwildert und verirrt, daß er nicht hat können ankommen, bis er endlich zu einem Kohlbrenner kommen, der ihn wieder zu recht bracht hat.

21. Bärenskirchhof.

Unfern des Schlosses Grimnitz in der Mittelmark liegt ein Platz, der rund herum mit Steinen besetzt ist, und der Bärenskirchhof genannt wird. Diesen Namen hat er von folgender Begebenheit erhalten:

Der Kurfürst wollte einst eine Schweinejagd halten, und diese war schon mehrere Tage vorher angesagt. In der dritten Nacht vor der Jagd hörte auf einmal der damalige Haidereuter auf dem Schlosse, namens Bärens, um Mitternacht auf dem Boden, wo er die Schweine körnte, eine Stimme, die rief: „Ist der Stumpffschwanz da? Der soll dem Haidereuter das Leben nehmen!“ Der Haidereuter achtete nicht darauf. Als er aber in der folgenden Nacht dieselbe Stimme nochmals hörte, erzählte er es dem Kurfürsten, in der Meinung, daß irgendein Hofbedienter ihn suche furchtsam zu machen. Der Kurfürst befahl ihm, niemandem von der Sache zu sagen, auch die kommende Nacht zu Hause zu bleiben. Dagegen schickte er seinen Büchsenspanner auf den Boden. Dieser hörte dieselbe Stimme. Da befahl der Kurfürst am andern Tage, als die Jagd war, daß der Haidereuter zu Hause bleiben solle, was auch geschah. Erst als die Jagd ganz zu Ende war, ritt er noch hin, um die getöteten Sauen zu besehen, die gerade aufgeladen wurden. Darunter war wirklich ein Stumpffschwanz. Der Haidereuter ging an ihn heran und sagte: „Du solltest mir das Leben nehmen, und bist eher tot als ich!“ Dabei hielt er das Schwein, bis die aufladenden Bauern die andere Leiter vom Wagen vorgeschoben, daß es nicht herunter fallen sollte. Auf einmal fiel aber unversehens der Kopf des Stumpffschwanzes herunter und schlug dem Haidereuter den Leib auf, wovon er auch bald starb. Er wurde auf der Stelle begraben, die davon den Namen „Bärenskirchhof“ behalten hat.

22. Jagdschloß Grunewald.

Noch heute steht an den Havelufern ein Rest der großen Waldung, die in der Urzeit sich einst von Potsdam bis nach Köpenick hin ausdehnte und mit dichten Kiefernforsten den Winkel zwischen dem unteren Laufe der Spree und den Havelseen bedeckte. Dort liegt zwischen den Dörfern Dahlem und Schmargendorf, in nächster Nähe eines der kleineren Waldseen das Jagdschloß Grunewald, ein Försterhaus wohl aus ältester Zeit, das später von Kaspar Theiß auf Befehl Joachims 2. ausgebaut worden ist. Es hat sich hier noch eine Menge von Erinnerungen an die Tage des prachtliebenden Kurfürsten erhalten. Das Gebäude selbst ist nicht allzu geräumig, aber traulich und anheimelnd; seine Erker, seine Wendeltreppen und Prunktore führen uns lebhaft in vergangene Tage zurück. Eine Inschrift über der Eingangspforte sagt uns, daß dieses Schloß in den Jahren 1542 und 1543 erbaut worden ist, und in der Halle finden wir noch ein sehr lebenswahr gehaltenes Denkmal jener Zeit: Joachim 2., Kaspar Theiß und Kunz Buntschuh, vielleicht ein Hofnarr, sind miteinander zechend auf einem Flachbild dargestellt. Der Kurfürst hat einen stattlichen Humpen in der Hand, Meister Kunz reicht ihm ein kleines Gefäß; offenbar in höchstem Erstaunen aber wendet sich der Kurfürst zu seinem Baumeister und fragt ihn:

Casper Theys was sal di kleine flas (= Flasche)

Die Concz Buntschug hot in der tas (= Tasche)

Diser Wilkum mus zuvor heraus

Sunst wurd ein solchger lerman traus (= Lärm daraus).

In dem Walde rings um das einsame Gebäude aber ist es „nicht recht geheuer“. Gespenstige Wagen, die Pferde oder der Kutscher ohne Kopf, ziehen in gewissen Nächten lautlos die sandigen Wege dahin. Im Grunewaldschlosse namentlich aber haben die Geister seit alter Zeit ihr Heim. Einst hatten Fischer aus der Umgegend in dem Seitenflügel des Schlosses sich zur Ruhe niedergelegt; da kam es vernehmlich „trott, tritt“ die hölzerne Treppe herauf; die wohlverwahrten Türen flogen auf, saugend stürzte es durch die Stube und die daranstoßende Kammer; dann kam es polternd den Schlot zum Ofen herab. Die Männer zitterten und bebten am ganzen Leibe; eine Täuschung war nicht möglich; sie hatten's alle drei gehört, und draußen im Walde regte sich kein Lüftchen. Sie aber hatte es eiskalt angeweht, als es vorüberzog. Wie ein Wirbelwind

raſt es oft in den langen Fluren und in den finſteren Korridoren. Im Hofe jagt es herum, ganz wie die wilde Jagd; oft hat man auch deutlich eine weiße Geſtalt im Wirbel dahinſtürmen ſehen. Es iſt ein unheimlich, geiſterhaft Weſen in dem alten Schloſſe.

Was für ein Geiſt aber iſt es, der da umgeht? Die Leute im Jagdſchloſſe meinen, dort habe vordem eine Hofdame gelebt, die Joachim innig liebte. Als er aber einmal in fernen Landen weilte, da habe ſeine Gemahlin das unglückliche Weib einmauern laſſen. Das ſei am Fuße einer kleinen Wendeltreppe geſchehen, und man könne noch heute die Spuren davon ſehen. Eine andere Sage erzählt uns mit Gewißheit, es ſei der Geiſt der ſchönen Gießerin Anna Sydow, der Geliebten Joachims, der ſo tobe, weil er noch immer nicht die ſehnlichſt erwünſchte Ruhe habe finden können.

Ein düſteres Lebensbild zieht an uns vorüber. Wir ſehen eine ſchöne, friſche und frohe Frau zu Kölln an der Spree rüſtig ſchaffen in ihrem Hauſe. Wohl kann ſie's; denn mit Stolz darf ſie zu ihrem Gemahle, dem kurfürſtlichen Stückgießer Michael Dietrich aufſchauen; iſt er doch ein kunſtverſtändiger Meiſter und wohlgeachtet ringſum im Lande! Da fällt ein trügeriſcher Sonnenschein fürſtlicher Huld auf das Haus des Gießers: wenige Wochen, und er ſieht die Gemahlin nicht mehr an ſeiner Seite — Anna Sydow iſt die Geliebte des Kurfürſten geworden. Der Stückgießer ſtirbt bald darauf. Sie aber prangt nur in Samt und Seide, gleich einer hochgeborenen Dame; ihre Kinder werden zu Grafen und Gräfinnen erhoben; ihre Feſte ſind die glänzendſten im Lande; aber die ſtrafende Gerechtigkeit bleibt auch hier nicht aus. Drei Tage nur ſind ſeit Neujahr 1571 verfloſſen. Da, mitten in der Nacht, klopft es an ihre Pforte — kurfürſtliche Trabanten ſind's; ſie öffnet gern. Aber ſie kommen mit keiner Botſchaft der Freude — ſie führen die ſchöne Frau in den Kerker, in den gefürchtetſten des ganzen Landes, in den Juliusturm zu Spandau. — Kurfürſt Joachim 2. war nicht mehr, und ſein Sohn, Kurfürſt Johann Georg, der mit tieſem Schmerze geſehen hatte, wie des Vaters Günstlinge des Landes Mark verzehrten, hielt ein furchtbares Gericht über die Schuldigen ab, die die Güte Joachims gemißbraucht hatten.

Nachdem einmal die Pforte des Juliusturmes zu Spandau ſich hinter ihr geſchloſſen hatte, ſah ſie die Stätten ihres Glückes, die Jagdſchlöſſer Joachims, nie wieder. Sie ſtarb am 16. November 1575 im Gefängnis. Im Grunewald ſoll

die Gießerin sich am liebsten aufgehalten haben; sie war eine kühne Reiterin, eine eifrige Freundin der Jagd. Deshalb erscheint ihr ruheloser Geist auch an diese Stätte gebannt. Sie ist es, die als wilde Jägerin, zürnend über das ihr gewordene Schicksal, um das alte Schloß und durch seine Gemächer im Sturmwinde rast und tobt. Und ist ihre arme friedlose Seele erst entfesselt, so werden auch all die anderen bösen Geister wach. Dann klingt es ums Haus wie ein fernes Rüdengebell; dann fliegt auch jener gewaltige Hirsch, der vor dem Abscheiden Joachims 2. sich als Todesbote in den märkischen Heiden sehen ließ, durch das Dickicht, daß es knickt und knackt; dann schütteln sich im Walde die zitternden Fichten. Im Schlosse selbst aber steigt der alte Kellermeister, der am Eingang abgebildet ist, die große Wendeltreppe herauf. In der gewölbten Küche unten drehen sich die Spieße für die Braten von selbst; die alte Herrin hält Einkehr in ihr Schloß, und ihrem Geister-rufe folgt das gespenstige Jagdgefolge!

23. Markgraf Hans von Küstrin.

Wir treffen um 1550 einen Wanderer auf dem sandigen Wege dicht vor der alten Johanniterburg Lagow an. Es ist kein junger Mann mehr: Stirn und Wangen sind gefurcht; auch eine ansehnliche Körperlast hat der langsam in der Mittagsonne Dahinschreitende mit sich zu schleppen. Seine Kleidung, abgetragen und verwittert, der von Beulen verunzierte Eisenhut, den er am Gürtel hängen hat, während das Haupt nur mit einer leichten Haube bedeckt ist, der lange Raufdegen mit dem großen, künstlich gearbeiteten Korbe — das alles deutet einen Soldaten an. Er seufzt und seufzt, daß der Weg sich so im Bogen herumziehe, ehe er in das Städtlein einläuft. Endlich aber ist's doch geschafft: an einem verwilderten Kirchhof vorbei, an Lehmscheunen vorüber, kommt der Wanderer ins Städtlein. Vor einer niedern Tür hängt ein Kranz aus Tannenbüscheln mit einem sechseckigen Stern darin; vor dem Hause stehen Krippen und Bänke. Der Soldat setzt sich der Türe zunächst, er lüftet das Wams und ruft nach einem kühlen Trunke.

Ja, man hat gut rufen in einer märkischen Schenke, wenn die wendische Wirtin eben den lieben Rüsseltieren im Koben die Mittagsmahlzeit spendet! Endlich aber erscheint die Krü-

gerin doch, Arme und Beine nackt, das buntfarbige Kopftuch weit herabhängend auf das nicht sehr saubere Kleid. „Was machst du für einen Lärmen, fahrender Gardebruder?“ ruft sie dem erschöpften Gaste zu. „Auch das Vieh will seine Nahrung! Das nährt uns, und ihr kommt ins Land, um uns unsere blut-sauer ersparten Pfennige wegzustehlen.“ — „Ich bin ein dänischer Soldat und habe Geld genug im Beutel! Gebt mir einen Krug Bier!“ erwidert der Gast in befehlendem Tone, und zieht zugleich eine wohlgespickte Börse aus der Brusttasche. Schnell ist das Gewünschte zur Stelle gebracht, und nun geht's nach landesüblicher Sitte an das Fragen. „Woher?“ „Wohin?“ „Weshalb?“ so überstürzt sich die Neugier der Wirtin.

„Will Dienste nehmen bei Seiner Markgräflichen Gnaden, Herrn Hansen von Küstrin!“

Die Wirtin stemmt die drallen Arme in die Hüften, beugt sich vor und lacht laut auf:

„Habt ein anständig Bächlein noch, Gevatter! Wohl Euch! Könnt nun zehren von dem eignen Sette wie der Hamster. Aber laßt Euch nur noch ein paar Löcher in Euren Degengurt stechen!“

„Wozu?“ fragt der Soldat betroffen.

„Seht Ihr,“ antwortet die Frau; „die Sparsamkeit ist eine Tugend, aber nicht der Geiz. Und unser Herr — verzeih“ mir Gott die Sünde — ist geizig, ist schmutzig geizig! Du mein Gott, — man will doch leben! Wir haben das bißchen Krugwirtschaft, — es wirft nicht eben viel ab — und dann gleich fünf Pfennig von dem Säßlein aufzuschlagen auf die Steuer! Was macht Ihr für ein Gesicht, wenn ich Euch einen Heller mehr abfordere? Und wozu das alles? Bloß, daß sie drüben in Küstrin bauen und bauen, Schloß und Festung, und was weiß ich alles! O die Steuern, — o die schlimme Zeit.“

„Ist aber doch für sich selbst ein gar sparsamer Herr, Seine Gnaden!“ warf der Soldat darein, während er die Fliegen von seinem Glase verscheuchte.

„Das sagt Ihr so; ist aber doch nicht an dem!“ lautete die kecke Antwort. „Ist's nicht wahr, daß er Jahrgehalt genommen hat von der hispanischen Majestät? Und wenn dann zu Küstrin die roten, glühenden Kugeln in die Luft geschossen werden, und der Herre sitzt mit seinen Junkern dort oben an der Oder auf der hohen Galerie, und die Becher klingen, daß man's weithin hört — heißt das nicht brav schlampampen? Daß uns Gott unsern lutherischen Glauben bewahre! Es heißt auch, er lerne in der schwarzen Kunst!“

Der Soldat war etwas rot geworden; er warf eine Silbermünze auf den Tisch und schickte sich zum Gehen an. Da eilte auf das Haus ein älterer Mann in schwarzem Gewande zu, auf der Brust trug er ein weißes linnenenes Kreuz. „Gnädigster Herr Markgraf!“ rief er. „Verzeihet, daß wir Euch nicht würdiglich empfangen haben! Wir wußten's nicht; — soeben hat mir der Kantor, der vorübergegangen ist, berichtet“ —

„Laßt gut sein!“ sprach der anscheinende Gardebruder. „Herr Komtur von Schlieben, ich hab' hier unterdes von der Frau Wirtin eine gute Lehre bekommen, was ‚brav schlampampen‘ heißt. Will's mir auch merken; von nun an kommt nur Krossener Landwein und Dünnbier auf meine Tafel. Bei Euch aber lad ich mich zum Nachmittag ein. Ihr Herren vom heiligen Johannes-Orden habt wohl ein Gläschlein von dem Guten noch versteckt!“

Die wendische Wirtin stand mit offenem Munde da. Dann warf sie sich dem Markgrafen Hans zu Füßen und flehte laut schluchzend um Gnade. „Ich zürne Euch nicht,“ sprach gütig der Markgraf; „so aber hat mir doch noch keiner von meinen Räten die Wahrheit gesagt!“ —

In der eben geschilderten Weise liebte es Markgraf Hans von Küstrin, der jüngere Bruder Joachims 2., dem nach des Vaters Tode die Neumark und das Herzogtum Krossen als Erbe zuteil geworden war, im Lande umherzustrreifen, um die Urteile des Volkes über seine fürstliche Tätigkeit zu vernehmen und sich persönlich von dem Zustande des Landes und der Treue seiner Diener zu überzeugen.

Einst ritt er als Fleischer verkleidet in der Umgegend der Johanniter-Kommende Quarttschen umher, den er auf eine nicht eben milde Weise den geistlichen Herren entzogen hatte. Es gefiel ihm gerade, einen Schäferknecht auf die Probe zu stellen. Er verlangte von ihm, daß er ihm einen Hammel heimlich verkaufe; da sich aber der Schäfer weigerte, kam es zum Zank und endlich gar zu Schlägen. Aber der Markgraf zog den kürzeren; er mußte aufs Roß hinauf, um zu entfliehen. Der Schäfer warf zuletzt noch mit der Hellebarde nach ihm und traf ihn so, daß sie im Sattel hängen blieb. Hans ritt davon, aber er ließ die Hellebarde in seinem Marstalle aufbewahren und lohnte dem Schäfer reichlich für seine Treue.

Viele Sagen von Markgraf Hans leben im Oderbruche um Küstrin herum noch heute. Vor noch nicht langer Zeit glaubte es der Landmann in der Neumark steif und fest, daß das Bett des Markgrafen in der Festung Küstrin, unten in den Kase-

matten, an eisernen Ketten aufgehängt sei. Alle Morgen müsse es neu gemacht werden; denn es habe immer den Anschein, als ob jemand die Nacht über darin geschlafen habe. Bekanntlich wird dasselbe auch von Kaiser Friedrich Rothbart und seinen Pfälzen zu Kaiserslautern und Hagenau erzählt. Noch ein anderer Zug altdeutscher Mythologie ist auf Hans von Küstrin übertragen worden. Die deutschen Götter, Wuotan vor allen, haben die Macht, durch die Luft zu fahren. Auch Markgraf Hans vermochte über das Wasser oder durch die Luft zu kutschieren; noch heute hängt zum Gedächtnis daran am Kirchthurm zu Platkow im Oderbruch seine Teerbutte und an einem andern Kirchthurm seine Peitsche. Oft hat er ferner mit schwarzen Stieren, die eigentlich Teufel waren, einen Abzugsgraben gepflügt, der heute wie ein stattlicher Fluß aussieht. So ist der Sage nach auch der Fluß Röricke bei Königsberg in der Neumark entstanden. Weil aber Markgraf Hans ein großer Hegenmeister gewesen ist, so muß er jetzt noch als großer Pudel mit feurigen Augen die Pfarrkirche in Küstrin umkreisen, in der sich seine seit 1758 verschüttete Gruft befindet. Deutlich zeigt es sich in diesen Sagen, wie das Volk die letzten lieben Erinnerungen an die alten Götter, die ihm noch geblieben waren, auf gewisse ihm liebe Persönlichkeiten übertrug.

Während der Besetzung der Festung Küstrin durch die Franzosen schien der Geist des alten Markgrafen völlig ruhelos zu sein. Man sah ihn öfter umgehen, wie er mit seiner Gemahlin in der Pfarrkirche abgebildet war, und manche französische Schildwache stieß er den Wall hinunter. Es darf als sicher gelten, daß mehr als eine dunkle That der Rache dem Geiste des alten Markgrafen zugeschrieben worden ist.

Von Markgraf Hansens Schlosse stehen jetzt nur noch die Grundmauern und ein Turm; äußerlich zeigt die neuzeitliche Stadt nichts mehr, was an ihn erinnert. Aber der Markgraf hatte sich ein Andenken im Herzen des Volkes gegründet, und es ist Wahrheit geworden, was Johann Carion ihm prophezeit hat, daß ein guter Genius ihn durchs Leben begleiten werde; — es war der Genius der Pflichttreue, des festen religiösen Glaubens und der innigsten Liebe zu seinem Volke.

Im Jahre 1880 wurde die durch das Bombardement der Russen 1758 verschüttete Gruft Markgraf Hansens und seiner Gemahlin Katharina von Braunschweig in der St. Marien-Pfarrkirche zu Küstrin in Gegenwart des Verfassers dieses Buches wieder aufgedeckt. Die schlichten Zinnsärge kamen endlich zutage. Aber sie waren erbrochen; den Sarg Hansens hatte

überdem eine Kanonenkugel beschädigt. Sorgfältig wurden die Gebeine gesammelt. Es waren ihrer außer den Schädeln nicht mehr viel erhalten; ein braunroter Staub füllte den Boden der Särge. Nur mühsam waren die Inschriften zu entziffern und jener Wahlspruch des Markgrafen, der seine Grabschrift begann:

„Sola spes mea Christus“.

24. Die Gründung Küstrins.

Der Markgraf Hanns von Brandenburg, spricht man, sah einstens, als er am Ufer hiesiger Wasser stand, daß ein Schiffer im Kahn eine Frau zum Scherze küßte. Er fragte denselben: Was er da mache und erhielt alsobald die freye Antwort von ihm: Gnädiger Herr, ich küße Trinen (Katharinen)! Dies, setzt man hinzu, bewog den Landes-Fürsten, seiner eben neu-befestigten Stadt den Nahmen Küstrin benzulegen. Diese Nahmens-Ableitung ist bisher ziemlich im Schwange gegangen, und man hat derselben mehr Glauben bengemeßen als sie verdienen konnte.

25. Pastor Greulich und Markgraf Hans.

Pastor Greulich war Geistlicher in einem Dorfe bei Schwedt a. O. Er pflegte in seinen Predigten kein Blatt vor den Mund zu nehmen; überdies waren sie größtenteils platt-deutsch. Eine Menge derber Geschichten gehen von ihm, die zum Teil so derb sind, daß man sie kaum wiedererzählen kann; so die von seinem angeblichen „Traum“, durch dessen Erzählung auf der Kanzel er einmal seine Gemeinde bestraft, als sie ihm schlechtes Korn und dergleichen geliefert, so seine Begegnung mit dem alten Friß, als der ihn in der Predigt unterbrach usw. Auch mit dem Markgrafen Hans, der in der Neumark eine so große Rolle spielt, bringt ihn die Sage trotz des Unterschieds der Zeiten zusammen und läßt ihn diesem gegenüber nicht den kürzeren ziehen, obwohl er seinetwegen doch schließlich, wie es heißt, aus der Neumark fort mußte. Als er nämlich hörte, Pastor Greulich habe von der Kanzel

auf ihn geschimpft, wurde er aufgebracht, und beschloß sich zu rächen. Er fuhr eines Abends von Schwedt nach dem Dorfe, wo Pastor Greulich wohnte, hielt vor seinem Hause still und befahl seinen Leuten, unten im Wagen zu bleiben und sich nicht von der Stelle zu bewegen, wenn sie etwa im Hause würden schreien hören. Dann ging er hinauf, wurde von dem Pastor freundlich bewillkommenet, erwiderte aber den Gruß nicht, sondern zog eine Peitsche unter der Kleidung hervor und hieb mit den Worten auf ihn los: „Er verfluchter Pfaffe, wie kann er sich unterstehen und in der Kirche auf mich schimpfen!“ Der Pastor aber, ein ziemlich starker Mann, entgegnete: „O, wenn das so ist, da muß ich Euer markgräflichen Hoheit zeigen, daß ich Herr in meinem Hause bin,“ entwand darauf die Peitsche dem Markgrafen und schlug nun ebenso tüchtig auf ihn ein. So sehr auch Markgraf Hans schrie, seine Leute kamen nicht; er hatte ihnen ja selbst gesagt, sie sollten unten bleiben, wenn auch noch ein so starkes Geschrei entstände. Schließlich warf ihn dann Pastor Greulich noch obenein aus dem Hause. Da er aber doch vor der Rache des Markgrafen sich nicht sicher glaubte, so bat er um seine Versetzung und kam darauf nach Reinickendorf bei Berlin.

26. Die weiße Frau.

Schon seit alten Tagen wissen die Einwohner Berlins von einem unheimlichen Gaste zu erzählen, der sich zu bestimmten Zeiten im Königsschlosse erblicken läßt. Es ist die weiße Frau. Die Sage von ihr hat sich lebendig erhalten bis in unsre Tage; Sie ist zugleich die bekannteste von allen über die Hohenzollern.

Zu ihrem Verständniß müssen wir auf den im Jahre 1361 verstorbenen Burggrafen Albrecht den Schönen¹⁾ zurückgehen. An ihn und seine Lebensgeschichte knüpft die Sage das Erscheinen des Unheil verkündenden Weibes in den Schlössern der Hohenzollern an.

In seinen Jugendjahren führte ihn sein Tatendurst als den ersten seines Geschlechts nach England; er diente dort mit vielen andern Deutschen gegen die Schotten. Dann zog er nach Osten. Auf dem Schlachtfelde von Wehlau, auf einem Zug gegen die heidnischen Preußen, erwarb er sich die Ritterwürde: von dem Meister von St. Mariens-Orden zum Ritter geschlagen

zu sein, galt damals als höchste Auszeichnung. Sein roman-
tisches Gemüt trieb den Fürsten später zu einem Zuge nach dem
Morgenlande; er besuchte nicht allein das angebliche Grab
Christi: nein, auch auf den Horeb, am vermeintlichen Grabe
der hl. Katharina, und auf den Trümmern Babylons ist er
gewesen. Seine Gemahlin war die Gräfin Sophia von Henne-
berg; bevor jedoch diese Verbindung geschlossen wurde, ist, so
erzählt die Sage,²⁾ eine junge Gräfin von Orlamünde, die
Witwe des Grafen Otto, in heftiger Liebe zu dem ritterlichen
Fürsten entbrannt. Auf alles Werben der Gräfin aber habe
Albrecht stets nur die eine Antwort gehabt, eine Verheiratung
mit der Orlamünderin sei ein Unding; vier Augen ständen
ihr entgegen. Die Gräfin, von schrankenloser Leidenschaft ver-
blindet und übermannt, bezog diese Äußerung auf ihre beiden
Kinder, die sie aus ihrer früheren Ehe besaß; sie tötete ihr
Söhnlein und ihre Tochter, indem sie ihnen Nadeln ins Gehirn
stieß „und sie also ohne einige Anzeig einer Wunden getödet“.²⁾
Dann trat sie vor Albrecht hin und sagte ihm, was sie für ihn
getan habe; allein mit Abscheu wendete sich der Fürst von der
Verbrecherin ab; er hatte mit den vier Augen seinen Bruder
und seinen Neffen gemeint, die eine Heirat mit der Gräfin nicht
gut heißen würden. Es wird erzählt, die Verbrecherin habe
nun in furchtbarem Schmerz versucht, ihrem schuldbeladenen
Herzen durch die härtesten Bußübungen wieder Ruhe zu er-
werben. Bald aber sei sie ihrem Grame und ihrer Verzweif-
lung erlegen. Seit jener Zeit erscheine die Gräfin von Orla-
münde in den Schlössern der Zollern als „weiße Frau“, als
todverkündender Geist.

Als Name der Orlamünderin wird Agnes, Beatrix und
Kunigunde genannt. Nach einigen Quellen beging die Gräfin
das Verbrechen nicht selbst; sie sandte vielmehr einen Jäger
mit den Kindern in den Wald, um sie zu töten. Später, so
heißt es fast allgemein, habe sie ihre furchtbare Tat durch die
Stiftung des Klosters Himmelskron zu sühnen versucht. Ganz
abweichend hiervon sind jedoch gewisse Deutungen der Sage
auf eine Gräfin Bertha von Rosenberg, die zuerst auf dem
böhmischen Schlosse Neuhaus als ein guter Geist umgegangen
und erst seit 1561 in die Schlösser der Zollern gekommen sein
soll, als sich der Burggraf Wilhelm von Rosenberg mit einer
brandenburgischen Prinzessin³⁾ vermählte. Noch andere Über-
lieferungen sehen in dem Geiste die unglückliche Anna Sydow,
die schöne Gießerin. Wie sie gelebt und geendet hat, haben
wir schon im 22. Abschnitt erfahren. Auch eine andere Hof-

dame Joachims 2., eine Gräfin von Leiningen, hat man in der weißen Frau wiederzufinden vermeint. Unter König Friedrich 1. fand man 1709 beim Schloßbau ein weibliches Gerippe in einer Luftröhre des alten Mauerwerks vor. Auf Befehl des Königs wurde es auf dem Domkirchhofe bestattet. Da nun bei den nächsten Todesfällen in der königlichen Familie die weiße Frau nicht wieder erschien, so glaubte man, ihre sterblichen Reste seien aufgefunden und sie selbst mit deren Bestattung zur Ruhe gebracht worden.⁴⁾

Die Erscheinungen der weißen Frau haben ihre eigene Geschichte. Auf der Plassenburg in Franken soll sie zuerst im Jahre 1486 nach dem Tode des Markgrafen Albrecht Achilles erschienen sein. Doch soll nach alter Angabe dies nicht die echte weiße Frau gewesen sein, sondern ein Fräulein von Rosenau, die sich als Gespenst verkleidet hatte. Im Jahre 1540 durchschritt der Geist wiederum die düsteren Gänge des alten Schlosses. Da verbarg sich der Markgraf Albrecht von Kulmbach, der Krieger zubenannt, in dem Fürstensaale, in dem die weiße Frau zu erscheinen pflegte. Wirklich trat ein Gespenst tief verhüllt um Mitternacht in die Thür; der Markgraf aber packte es und stürzte es die Treppe nach dem Schloßhofe hinunter. Er rief nach Licht. Als man nachsah, fand man unten den Kanzler Christoph Straß mit zerschmetterten Gliedern vor; Briefe, die er bei sich trug, ließen vermuten, daß er sich dieser Verkleidung bedient habe, um den Markgrafen zu ermorden. Als 1554 das Mißgeschick über den wilden Markgrafen Albrecht Alcibiades von Kulmbach hereingebrochen war und er in der Verbannung von seinen wilden Fahrten ausruhen mußte, da wollte man die weiße Frau in heftigster Wut erblickt haben; sie zürnte, weil selbst der Hohenzoller Georg Friedrich von Ansbach sich an dem Reichskriege gegen den unruhigen „Pfaffenfeind“ beteiligt hatte. Mit Ketten rasseltobte sie über die Treppen; sie mißhandelte jeden, der ihr begegnete, und erwürgte selbst einige niedere Hofbeamten, so daß der Markgraf das Geisterschloß verließ. — Im Berliner Schlosse erschien sie zuerst im Jahre 1598, acht Tage vor dem Tode Johann Georgs; sodann im Jahre 1619, 23 Tage vor dem Hinscheiden Sigismunds.⁵⁾ Im Jahre 1667 sah die Kurfürstin Luise Henriette das Gespenst, ganz nach der Mode der Zeit gekleidet, an ihrem Schreibtisch sitzen;⁶⁾ sie starb bald darauf. Kurt von Burgsdorff, der Oberstallmeister des Großen Kurfürsten, begegnete ihr einst auf der kleinen Wendeltreppe im Winkel bei der Schloßapotheke, jetzt Eingang Nr. 1.⁷⁾ Der

Oberst, ein Mann von unbändiger Stärke und von wilder Sitte, rief ihr zu: „hast du noch nicht genug edles Blut gesoffen, du Satan?“ Da faßte ihn ein mächtiger Arm und stürzte ihn die Treppe hinab. Allein wer weiß, ob den Obersten, der ein starker Trinker war, nicht der Wein zu Falle gebracht hat? — Am 26. August 1670 erschien die weiße Frau wiederum im Baireuther Schlosse und verkündigte den Tod des tapferen Markgrafen Erdmann Philipp;⁸⁾ sie wurde damals in seinem Lehnstuhl sitzend gesehen, und bald darauf stürzte der Fürst mit seinem Rosse im Schloßhofe. Auch im Jahre 1688 wurde sie vor dem Tode des Großen Kurfürsten erblickt; sie erschien damals dem Hofprediger Brunsenius. Bekannt ist, daß auch Friedrich 1. sie gesehen zu haben glaubte; es war indessen seine irrsinnige dritte Gemahlin, die im weißen Nachtgewande, blutend aus mehreren Wunden, in das Zimmer des todkranken Königs stürzte.⁹⁾ Vor Friedrich Wilhelms 2. Tode zeigte sich die weiße Frau wieder auf den Schloßtreppen. In Baireuth entwickelte sie von 1806 bis 1812 einen tödlichen Haß gegen die Franzosen. Mehre Generale erschreckte sie heftig; dem Grafen d’Espagne aber verkündigte sie 1809 seinen Tod. Er erfolgte bald darauf in der Schlacht von Aspern, und selbst Napoleon wurde von ihr beunruhigt, als er 1812 im Schlosse zu Baireuth übernachtete. Bleich und verstört verließ er am Morgen des 15. Mais sein Nachtquartier, indem er zwischen den Zähnen murmelte: „Ce maudit château!“ In den Jahren 1840 und 1850 glaubte man das Gespenst auch im Schweizersaale des Berliner Schlosses wiederum gesehen zu haben. Als bald nach der letzten Erscheinung das Attentat Sefeloge’s auf Friedrich Wilhelm 4. erfolgte, sah der Volksglaube in der unheilvollen Tat eine Bestätigung des Gerüchtes, daß die weiße Frau kurz vorher zu nächtlicher Stunde den Schweizersaal durchschritten habe. Noch in der Nacht vom 25. zum 26. März 1879 will ein Posten im Berliner Schlosse sie gesehen haben.¹⁰⁾

In zwei Gemälden in der Sommerresidenz und auf der Eremitage zu Baireuth glaubt das Volk sogar Bildnisse der weißen Frau zu sehen.¹¹⁾ Natürlich ist das ein Irrtum; denn das eine jener Bilder gehört einer Frau des Reformationszeitalters an: das zeigen schon der dunkle, pelzverbrämte Mantel und die schwarze Kappe mit dem weißen Vorstoß. Das andere Bild aber stellt eine jener lockeren fürstlichen oder adeligen Schäferinnen dar, die in der Geschichte der Baireuther Markgrafen eine fast ebenso verhängnisvolle Rolle spielen

wie die weiße Frau. Auch auf der Plassenburg zeigt man im dritten Stockwerke des westlichen Flügels ein altes, durch Übertünchung fast unkenntlich gewordenes Hochbild, das die weiße Frau darstellen soll. Im allgemeinen schildert die Sage den Anzug des Gespenstes als sehr altertümlich und einfach. Soll ein Glied des zollernschen Hauses sterben, so trägt sie wohl schwarze Handschuhe und einen schwarzen Schleier. Befremden muß es, daß Luise Henriette sie in der Tracht ihrer Zeit, in weißer Atlasrobe und mit der Lockenfrisur der oranischen Damen, gesehen haben wollte.

Was nun die alten Geschichtschreiber von der Gräfin von Orlamünde erzählt haben, gehört nicht ganz ins Reich der Fabel. Zur Zeit Albrechts des Schönen lebte wirklich eine Witwe Kunigunde von Orlamünde. Leicht ist es möglich, daß zwischen den beiden Fürstenhäusern eine Verbindung beabsichtigt war; zerschlagen aber mußte sich dieser Heiratsplan schon um des einen Grundes willen, weil Kunigunde Albrechts Muhme war, also ein kirchliches Ehehindernis vorlag. Sicher ist auch, daß die Gräfin das Kloster Himmelskron wählte, um dort das Gelübde zu tun und den Schleier zu nehmen. Noch eine andere orlamündische Witwe, Pudica, lebte zu Albrechts Zeit; sie war indessen wie Kunigunde kinderlos. Als ganz erfunden erscheint demnach die Erzählung von einem Kindermorde. Sie ist wahrscheinlich aus einem alten mittelhochdeutschen Kinderliede¹²⁾ entstanden, das auch heute noch gesungen wird: eine Mutter schickt ihre Kindlein mit einem Jäger in den Wald, damit er sie töte; unterwegs versuchen die Kindlein Gnade zu erbitten; aber all ihr Flehen hilft nichts. Dies Volkslied, das auch vielen deutschen Märchen zugrunde liegt, wurde im 16. Jahrhundert willkürlich auf die zu Kloster Himmelskron begrabene Gräfin Kunigunde von Orlamünde übertragen, vermutlich weil die Gruft der Abtei auch zwei Leichen von ermordeten Kindern barg. Was zusammenlag, sollte nun eben auch Zusammenhang haben. Vergeblich ist man darum auch heute noch für die geschichtliche Wahrheit der Sage eingetreten. Daß zwei Kindermumien dort vorhanden waren, die man für die Kinder der Orlamünderin ausgegeben hat, wird berichtet;¹³⁾ nur stehen sie in keiner Beziehung zu der Gräfin selbst. Wenn ferner in den ältesten Lesarten des Volksliedes der Knabe den Jäger Hand anflehte:

„Liebster Jäher, laß mich leben,
Will dir all mein Spielzeug geben“,

so hieß es später:

„Liebster Jäger, laß mich leben,
Will dir Orlamünde geben!“

Auch das Töten mit einer Nadel, das keine Spur an dem Körper zurücklassen soll, ist ein sagenhafter Zug. Auf gleiche Weise tötet Wuotan mit einem Dorne die Walküre Brunhild, die sich seinem Willen nicht unterwerfen mochte; ganz ähnlich vernichtet für eine Zeit der Spindelstich das jugendfrische Leben Dornröschens. Völlig erdichtet aber erscheinen die Deutungen der weißen Frau auf Bertha von Rosenberg und auf die schöne Gieslerin. Es ist nach dem jetzigen Stande der mythologischen Wissenschaft für sicher anzusehen, daß nur Reste uralter Götterverehrung die Sage von einer weißen Frau haben entstehen lassen. In allen Ländern, die einst von Deutschen bewohnt gewesen sind, erscheinen weiße Frauen; ja, auch bei den Kelten treffen wir feenhaft Wesen dieser Art an. Wir erinnern an Walter Scotts „Kloster“. Es gibt kaum eine Burgruine, kaum einen Trümmerhaufen in Deutschland, der nicht seine weiße Frau hätte. Alle diese geisterhaften Wesen aber, die auf den Schlössern des deutschen Adels erscheinen, weisen auf die alte Göttin Berchtha, d. h. die Glänzende hin, deren Namen wir vorher bei Bertha von Rosenberg wiedergefunden haben. Auch Berchtha war, wie alle deutsche Götinnen, nur eine Wandlung der einen Hel, der verborgenen Erdmutter, die zu gleicher Zeit Quell alles Irdischen und Vernichterin alles Lebens ist. Die deutsche Mythologie spricht einen tiefen Gedanken aus, wenn sie alle ihre göttlichen Frauen zu einem Urwesen vereinigt: Leben und Tod, Liebe und Haß, Segen und Verderben haben schließlich nur eine, uns ewig verborgene Quelle.

Zieht die leuchtende Berchtha im Winter über die Erde hin, so trägt sie die alte Farbe der Trauer, d. h. die weiße; denn sie ist eine Witwe; sie hat ihren Gemahl, den Sonnengott, verloren. Im Sommer aber besucht sie in prangendem Schmucke die Bergeshöhen und sieht von ihnen über die Felder und die dunkeln Wälder hin, deren geheimnisvolle Nacht ihr zu Füßen liegt. Dann hat sie einen neuen Gemahl gewonnen; eine neue Sonne scheint ihr. Im Herbst aber tötet sie selbst, die erstarrende Erdenmutter, den Blumenschmuck des Feldes, d. h. die Kinder, die sie geboren hat. Alle Züge aus dem Bilde der weißen Frau, ihre Witwenschaft, ihre Sehnsucht nach dem Gemahl, das Töten der Kinder finden sich also

bei Berchtha wieder. An sie glaubten unsere Altvordern mit ganzer Seele. Nachdem das deutsche Volk christlich geworden war, wurden die alten Götter zu Unholden und die Götinnen zu gespenstigen Wesen. Nun durfte Berchtha nicht mehr frei über die Lande ziehen; gebannt war auch sie nach dem Volksglauben auf öde Trümmerstätten, auf denen die Herrlichkeit vergangener Geschlechter in den Staub gesunken war, oder auf andere düstere Orte, da ein froher glücklicher Mensch nicht gerne weilt. Wie aber kam Berchtha als Todesverkündigerin in die prächtigen Schlösser noch herrschender, blühender Fürstengeschlechter? — Es ist eine Eigentümlichkeit, vorzugsweise des deutschen Gemütes, daß der Anblick strahlender Machtfülle den Gedanken an nahe Gefahr, an den Unbestand aller irdischen Dinge in uns wachruft. Vielleicht, so sagt uns eine Ahnung, ist das Verhängnis bereits näher, als wir meinen. Deshalb läßt der Volksglaube sinnig und tief die weiße Frau zu Berlin, London, Kopenhagen, Stockholm, zu Zerbst und Kassel mit deutschen Fürstenhäusern unter einem Dache wohnen. Daß die weiße Frau aber eine Todesverkündigerin ist, erklärt sich sehr leicht. Ist doch Berchtha eine Vermenschlichung der Hel, der Todesgöttin; ist sie doch gleich allen anderen deutschen Götinnen eine Walküre, die nach heißer Schlacht mit schneeigem Fittich der Wahlstatt sich naht, um die Seelen der speereswunden Krieger zu Wuotans Freude hinaufzuführen. Deshalb leitet sie noch jezt als Seelenführerin die Mitglieder mächtiger Familien ins Jenseits. Die weiße Frau führt endlich den Geschlechtsnamen „Rosenau“, „Rosenberg“. Auch diese Benennungen zeigen sie uns als Todesgöttin; denn die Rose ist ein Vorzeichen des Todes.

Bemerkenswert ist, daß auch in den Schlössern der Bourbonen die weiße Frau sich vor dem Tode eines Königs zu zeigen pflegte. Die französischen Könige rühmten sich ja der Abkunft von Bertha der Spinnerin,¹⁴⁾ einer Walküre und Schwanenjungfrau. Da erschien der Geist den Nachkommen als Ahnfrau.

27. Die Geisterkaze.

Es hat der Bischof, Markgraf Albrecht zu Brandenburg, eine Kaze gehabt, die hat Kurt geheißn und hat stets neben dem Bischof auf einem samtnen Polster am Tische gesessen und hat nur das Beste fressen müssen. Des Nachts hat sie vor seinem

Bette gelegen; sie ist aber ein böser Geist gewesen, welches niemand, auch der Herr nicht, gewußt, bis es doch endlich offenbar worden. Es hat nämlich der Bischof auf eine Zeit einmal einen reitenden Boten abgefertigt, welcher nach verrichteten Geschäften sich verspätete, so daß er die Nacht über auf dem Felde hat bleiben müssen. Er band deshalb sein Pferd an einen Baum, legte sich nieder und befahl sich unserm Herrgott. Was geschieht? — Als er kaum eingeschlafen war, kam ein großer Schwarm böser Geister auf den Baum; die stellten eine Umfrage an, was ein jeder den Tag über ausgerichtet hätte. Und da dies geschehen, hat einer gefragt, wie es doch käme, daß sich der Mainzische Kurt entfernt hätte. Darauf hat ein anderer geantwortet: „Er muß etwas Sonderliches und Wichtiges fürhaben; sonst würde er nicht außen geblieben sein.“ Als das der Reiter vernahm, war er in großer Angst und Herzenspein; doch Gott behütete ihn durch seine heiligen Engel, bis die bösen Geister mit einem großen Getümmel wieder dahinfuhren. Glücklicherweise kam also der fromme Bote zu seinem Herrn zurück. Wie er nun dem Erzbischofe berichtet alles, was er gesehen und gehört hatte, da erhebt sich mit einmal die Kaizergar ungestümlich auf den Hinterfüßen in die Höhe, fängt gräulich und schrecklich an zu lauen und zu mauern, gleich als wollte sie den Boten ausschelten, und springt flugs zum Fenster hinaus, daß man nicht gewußt, wohin sie gestoben und geflogen, und hat sich nicht mehr sehen lassen. —

28. Die drei Linden auf dem Heiligengeist-
kirchhof in Berlin.

Auf dem „Kirchhofe des früheren Hospitals zum Heiligen Geiste“ (zwischen Heiligengeistgasse und Spandauer Straße) haben vor vielen Jahren drei gewaltig große Linden gestanden, die mit ihren Ästen den ganzen Raum weithin überdeckten. Das Mauerwerk der an diesen Bäumen noch zu sehenen

Das Wunderbarste an diesen Bäumen war, daß sie angeblich mit den Kronen in die Erde gepflanzt waren und dennoch ein so herrliches Wachstum erreicht hatten. Aber dieses Wunder, heißt es in einem alten Bericht, hatte auch die göttliche Allmacht bewirkt, um einen Unschuldigen vom Tode zu retten. Vor vielen, vielen Jahren lebten nämlich in Berlin drei Brüder, die mit der herzlichsten Liebe einander zugetan waren und mit Leib und Leben füreinander einstanden. So

lebten sie glücklich und zufrieden, als dies Glück plötzlich durch einen Vorfall gestört wurde, den wohl keiner hätte ahnen können. Denn so unbescholtenen Wandels auch alle drei bisher gewesen waren, wurde doch der eine von ihnen plötzlich des Meuchelmordes angeklagt und sollte, obgleich er noch kein Geständnis getan, den Tod erleiden, da alle Umstände die ihm zur Last gelegte Tat wahrscheinlich machten. Noch saß er im Gefängnisse, als eines Tages seine beiden Brüder vor dem Richter erschienen und jeder von ihnen sich des begangenen Mordes schuldig erklärte. Kaum hatte dies der zum Tode Verurtheilte vernommen, als auch er, indem er erkannt, daß seine Brüder ihn nur retten wollten, der Tat geständig wurde, und so auf einmal statt eines Täters drei vor Gericht standen, von denen jeder mit gleichem Eifer behauptete, daß er allein jenen Mord begangen.

Da wagte der Richter nicht, den Urtheilsspruch an dem ersten zu vollstrecken, sondern legte den Fall zuvor noch einmal dem Kurfürsten vor, der verordnete, daß hier ein Gottesurtheil entscheiden solle. Er befahl daher, ein jeder der drei Brüder solle eine junge, gesunde Linde mit der Krone in das Erdreich pflanzen, so daß die Wurzeln nach oben stünden; wessen Baum dann vertrocknen würde, den hätte Gott selbst dadurch als den Täter bezeichnet.

Dies Urtheil sollte dann sogleich beim Anbruch des Frühlings vollzogen werden, aber siehe da! nur wenige Wochen vergingen und alle drei Bäume, die man auf dem Heiligengeistkirchhofe gepflanzt hatte, bekamen frische Triebe und wuchsen bald zu kräftigen Bäumen heran. So ward denn die Unschuld der drei Brüder erwiesen, und die Bäume haben noch lange in üppiger Kraft an der alten Stelle gestanden, bis sie endlich verdorrt sind und anderen Platz gemacht haben.

29. Der arme Schulze von Berlin und der reiche Saldern von der Plattenburg am Fehrbelliner Damm.

Das Städtchen Fehrbellin, das durch die nach ihm benannte Schlacht so berühmt geworden ist, hieß früher schlechtweg Bellin. Weil aber dort die Fähre über den Rhin ging, nannte man es mit der Zeit Fährbellin oder Fehrbellin.

Die Unterhaltung des Fährdamms lag früher dem Bischof von Havelberg ob, dem das Ländchen Bellin gehörte. Mit der Zeit war aber diese Verpflichtung zum Teil an die Salderns auf der Plattenburg in der Priegnitz übergegangen. Über die Veranlassung dazu erzählt die Sage folgendes.

Ein Kurfürst zu Brandenburg — nach einigen soll es Joachim Friedrich gewesen sein, — kam einstmals des Weges. Er hatte sich über den Rhin, wo damals also nur eine Fährre war, setzen lassen und fuhr langsam den eben nicht schönen Knüppeldamm entlang. Da kam ein Wagen mit schnaubenden Rossen dahergefahren und wollte nicht ausweichen. „Wer seid Ihr?“ fragte der Kurfürst. „Ich bin der reiche Saldern von der Plattenburg,“ war die Antwort. „Wohlan,“ erwiderte der Kurfürst, „ich bin der arme Schulze von Berlin, und wenn du der reiche Saldern bist, so sollst du auch künftig das Holz zu einem bessern Fährdamm geben.“ Und so geschah es und ist die Jahrhunderte hindurch so geblieben.

30. Tobelhof bei Berlinchen i. d. Neumark.

Dicht bei Berlinchen, an der südöstlichen Seite, liegt das Rittergut Tobelhof, dessen Gebäude an den großen See grenzen. Die Entstehung des Gutes und seines Namens „Tobelhof“ wird so erzählt:

Ein Kurfürst von Brandenburg, es soll Kurfürst Sigismund gewesen sein, hatte eine Geliebte in jener Gegend, die er öfters besuchte. Sie bekam von ihm ein Kind, einen Knaben. Da er nun das Kind gern zu etwas gemacht hätte, ohne sich gerade öffentlich als dessen Vater zu bekennen, so befahl er der Mutter, es an einem bestimmten Tage an dem Wege, wo er mit seinem Gefolge vorüberreiten würde, auszusetzen. Dies geschah, und zwar in der Gegend, wo noch heut die Gebäude des Tobelhofes stehen. Sie hatte das Kind in einen Kober (Tobel) gelegt, und als der Kurfürst diesen bemerkte, fragte er, was darin sei; man zeigte es ihm, und da rief er aus: „Das ist der Junker vom Tobel, und die Gegend, wo wir ihn gefunden, soll sein Wohnsitz sein.“ So schenkte er dem Kinde das Gut, das nach seinem Namen Tobelhof genannt wurde, und in früherer Zeit eine bedeutende Gerechtigkeit und

Ausdehnung besaß; denn es gehörten mehrer Dörfer, z. B. auch Clausdorf bei Berlinchen, zur Gerichtsbarkeit des Tobelhofes und waren ihm zinspflichtig.

31. Die Einnahme von Rathenow und der Landrat von Briest.

In der Umgegend von Rathenow weiß man noch manches aus der Schwedenzeit zu erzählen, namentlich wie der Landrat von Briest auf Bähne dem Großen Kurfürsten geholfen, die Stadt zu überfallen und den Schweden wieder abzunehmen. Er hat, heißt es, die schwedischen Offiziere auf seinem Gute Kurland, nördlich von Rathenow, den Abend vorher eingeladen und beim Mahle trunken gemacht, dann auch den Überfall des Wassertores, in das die Brandenburger ein- drangen, durch eine Kriegslist ermöglicht. Im Morgengrauen (des 15. Junis 1675) schickte er nämlich Wagen mit Bier- und Brantweintonnen von seinem anderen Gute Bähne jenseits der Havel nach Rathenow, wie er oft vorher getan. Statt der Knechte hatten sich aber Brandenburgische Reiter, die sich Kittel überzogen, auf die Wagen gesetzt; auch in den Fässern steckten solche. So fuhren sie, als der Kurfürst mit seinen Truppen schon in der Nähe war, an das Tor und klopfen an. Die Wache fragte, was sie wollten. Da rief der Briestsche Verwalter, der den Zug führte, hinüber: „Ik bringe ju Bier.“ Da ließen die Schweden sie hinein; die angeblichen Knechte aber zogen ihre Säbel und hieben die Wachen nieder, und so wurde das Tor genommen, und die Brandenburger drangen ein und nahmen die Stadt. Das war drei Tage vor der Schlacht bei Fehrbellin.

32. Das Kind am Denkmal des Großen Kurfürsten.

Als der Große Kurfürst regierte, war ein gewaltiger Religionskrieg, in dem das Morden kein Ende hatte, so daß selbst oft die Kinder in der Wiege nicht geschont wurden. Nun kam der Große Kurfürst einmal, heißt es, durch ein brennen-

des, von seinen Bewohnern verlassenes Dorf und fand in einem Hause ein Kind in einer Wiege; das lachte ihn so freundlich an. Da hat er es aus Mitleid aufgenommen und vor sich aufs Pferd gesetzt und befohlen, daß man aufhören solle mit Morden. Daher soll jenes Wahrzeichen stammen.

Einige behaupten aber, das sei nicht in jenem Kriege, sondern am Tage der Schlacht von Fehrbellin gewesen, als der Kurfürst die in die Mark eingefallenen Schweden aus dem Lande jagte. Da habe er in einem von den Leuten verlassenen Dorfe, durch das er gekommen, das Kind weinend vor einer Hütte gefunden und mit sich aufs Pferd genommen. Darum hat ihn dann, heißt es, auch in der Schlacht keine Kugel getroffen; das Kind ist sein Schutzgeist gewesen, und deshalb soll es an der Bildsäule angebracht sein. Diese hat aber noch ein anderes Merkmal, das auch nicht jeder weiß. Das Pferd des Großen Kurfürsten hat keine Hufeisen. Die hatte der Meister, der die Bildsäule gegossen hat, angeblich vergessen, und als er nachträglich es bemerkte, soll er sich deshalb von der Brücke in die Spree gestürzt haben.

In der Neujahrsnacht übrigens, hieß es immer, dreht sich der Große Kurfürst in der Mitternachtsstunde auf seinem Sockel um.

33. Der Todeswürfel.

In der Kunktkammer des königlichen Schlosses zu Berlin wird ein Würfel aufbewahrt, den man den Todeswürfel nennt. Er verdankt diesen Namen folgender Begebenheit. Zur Zeit des Großen Kurfürsten lebte in Berlin ein reicher Waffenschmied, der eine wunderschöne Tochter hatte. Zwei kurfürstliche Leibtrabanten, die bei ihrem Herrn beide in hoher Gunst standen, warben um ihre Hand. Lange schwankte das Mädchen, wem es den Vorzug geben sollte. Als es sich endlich für den einen entschieden hatte, packte den andern eine rasende Eifersucht. Da wurde eines Abends das Mädchen ermordet aufgefunden. Beide Jünglinge gerieten in den Verdacht der Täterschaft; da sie aber selbst auf der Folter kein Geständnis ablegen wollten, befahl der Kurfürst, die Sache durch ein Gottesurteil zur Entscheidung zu bringen. Beide sollten um ihr Leben würfeln, und wer den höchsten Wurf tun würde, sollte für unschuldig gelten. Die Soldaten stellten sich in Reih und Glied auf; dann wurde eine Trommel vor die Front gestellt. Da

warf der abgewiesene Bewerber mit zwei Würfeln zwölf, und alle Umstehenden hielten nun den Gegner für verloren. Der aber rief laut die Gerechtigkeit Gottes an, ergriff die Würfel und warf sie mit solcher Gewalt auf die Trommel, daß der eine zersprang. Und siehe! nun zählte man sechs, sechs und eins — also dreizehn Augen. So war durch ein Wunder der Schuldige überführt; der stürzte, wie vom Blitz getroffen, zu Boden. Als er wieder zu sich kam, bekannte er, daß er das Mädchen aus Eifersucht erstochen habe. Zwar schenkte ihm der Kurfürst das Leben. Doch das Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Im Gefängnis verfiel er in Wahnsinn und erhängte sich. Der andere wurde seines Lebens auch nicht froh; er suchte und fand den Tod in der Schlacht.

34. Stallmeister Frobens Tod.

O laßt die rührendste Begebenheit,
Die je ein Ohr vernommen, Euch berichten!
Der Landesherr, der, jeder Warnung taub,
Den Schimmel wieder ritt, den strahlend weißen,
Den Froben jüngst in England ihm erstand,
War wieder, wie bis heut noch stets geschah,
Das Ziel der feindlichen Kanonenkugeln.
Raum konnte, wer zu seinem Troß gehörte,
Auf einen Kreis von hundert Schritt ihm nahn;
Granaten wälzten, Kugeln und Kartätschen,
Sich wie ein breiter Todesstrom daher,
Und alles, was da lebte, wich ans Ufer:
Nur er, der kühne Schwimmer, wankte nicht,
Und, stets den Freunden winkend, rudert' er
Getrost den Höh'n zu, wo die Quelle sprang.
Stallmeister Froben, der, beim Troß der Suite,
Zunächst ihm folgt, ruft dieses Wort mir zu:
„Verwünscht sei heut mir dieses Schimmels Glanz,
Mit schwerem Geld in London jüngst erkauft!
Wollt' ich doch funfzig Stück Dukaten geben,
Könnt' ich ihn mit dem Grau der Mäuse decken.“
Er naht, voll heißer Sorge, ihm und spricht:
„Hoheit, dein Pferd ist scheu, du mußt verstaten,
Daß ich's noch einmal in die Schule nehme!“
Mit diesem Wort entsigt er seinem Fuchs,
Und fällt dem Tier des Herren in den Zaum.
Der Herr steigt ab, still lächelnd, und versetzt:
„Die Kunst, die du ihn, Alter, lehren willst,
Wird er, solange es Tag ist, schwerlich lernen.“

Nimm, bitt' ich, fern ihn, hinter jenen Hügeln,
Wo seines Fehls der Feind nicht achtet, vor!"
Dem Fuchs drauf sieht er auf, den Froben reitet,
Und kehrt zurück, wohin sein Amt ihn ruft.
Doch Froben hat den Schimmel kaum bestiegen,
So reißt, entsendet aus der Feldredoute,
Ihn schon ein Mordblei, Roß und Reuter, nieder:
In Staub sinkt er, ein Opfer seiner Treue,
Und keinen Laut vernahm man mehr von ihm.

35. Der Prinz von Hessen-Homburg bei Fehrbellin.

Prinz Friedrich 2., Landgraf von Hessen-Homburg, mit dem silbernen Bein, hatte den Auftrag, mit sechszeinhundert Reitern die schwedische Stellung zu erkunden, ließ sich aber von seiner tapferen Hitze in ein Gefecht fortreißen, das verhängnisvoll geworden wäre, hätte nicht der Kurfürst schleunige Hilfe geleistet, doch war es unmöglich, den Feind zu verfolgen und die Fehrbelliner Brücke zu erobern. Auf dem glorreichen Schlachtfeld verzieh der Kurfürst dem Prinzen, daß er so leichtsinnig das Heil des ganzen Staates aufs Spiel gesetzt habe: „Wenn ich Euch nach der Strenge des Heergesetzes richtete, hättet Ihr Euer Leben verwirkt; aber da sei Gott vor, daß ich den Glanz dieses Glückstages beflecken sollte mit dem vergossenen Blut eines Prinzen, der eins der vornehmsten Werkzeuge meines Sieges war.“

36. Der zerbrochene Ring.

Einst, als die Gemahlin des Kurfürsten Friedrichs des Dritten, aus dem Hause Hessen, auf ihrem Lustschloß, unweit Berlin, dem Sterben nahe war, da hat ihr der geliebte Fürst, der klagend vor ihrem Toddbette stand, geloben sollen, nie eine andere Gattin zu nehmen, sondern unvermählt zu bleiben bis an sein Ende. Solches hat ihr der Kurfürst versprochen; dann ist sie fröhlich in dem Herrn entschlafen. Als es nun gekommen war, daß der Kurfürst wieder eine Gemahlin sich auserwählte,

da ist der schöne goldige Ring, den er am vorigen Verlobetag empfangen und worauf sich zwei ineinander geschlossene Hände zeigten, plötzlich mitten voneinander gebrochen. Dieser Ring findet sich noch heutigen Tages.

37. Der Neidkopf in der Heiligen Geiststraße in Berlin.

In dem Altberliner Hause „Heilige Geiststraße Nr. 38“ ist das vorzüglich gearbeitete Sandsteinbild einer Megäre angebracht, deren Haupt von Schlangen umwunden ist. Mit dem Ausdrucke tödlichen Hasses steckt das grauenhafte Frauenbild die Zunge heraus, was bekanntlich seit alten Tagen ein Zeichen der tiefsten Verachtung des Feindes ist.

Wir besitzen von diesem Steinbilde eine Sage, der eine doppelte Fassung zuteil geworden ist. Cosmar erzählt sie in seinen „Sagen und Miszellen aus Berlins Vorzeit“ folgendermaßen:

König Friedrich Wilhelm 1., der während seiner Regierung sehr viel zur Erweiterung und Verschönerung von Berlin tat, fand ein großes Vergnügen darin, das Leben und Treiben einzelner Bürger im stillen zu beobachten. In einfacher Kleidung schritt er oft unerkannt durch die Straßen, warf einen prüfenden Blick in die Fabriken, trat nicht selten in die Werkstätte armer Handwerker, ließ sich mit ihnen in eine Unterhaltung ein und ergötzte sich an den Antworten der arbeitssamen Bürger. Auf solchen Wanderungen war ihm schon mehrfach die Tätigkeit eines Goldschmieds aufgefallen, der in dem oben genannten Hause, das damals einer ärmlichen Hütte glich und in sehr baufälligem Zustande war, gar eifrig mit seiner Kunst sich beschäftigte. Seine Werkstätte lag im untersten Stock, und da er an heißen Sommertagen bei offenen Fenstern zu arbeiten pflegte, hatte ihn der König, der eines Tages mit ganz besonders guter Laune in seine Stube trat, leicht beobachten können. Sämtliche Läden in den Straßen waren schon geschlossen, denn die Zeit des Feierabends hatte längst begonnen; um so mehr mußte also die Tätigkeit des Goldschmiedes dem Könige auffallen. Einen Augenblick stutzte der fleißige Mann über den unerwarteten hohen Besuch; doch da er die sonderbare Laune des Monarchen kannte, so faßte er sich bald und be-

antwortete unerschrocken die Fragen des Königs, der sich nach allen seinen Umständen erkundigte. Mit jedem Worte schwand immer mehr seine Schüchternheit, und von des Königs freundlichen Mienen ermuntert, erzählte er offen, wie sehr die Armut ihn drücke, und wie oft er Arbeit zurückweisen müsse, weil er aus Mangel an barem Gelde die nötigen Auslagen für Gold und Silber nicht bestreiten könne. Dem Könige gefiel die Offenheit des ehrlichen Mannes; er bestellte bei ihm ein goldenes Tafelgeschirr, zu dem ihm das nötige Metall aus der Schatzkammer geliefert werden sollte. Dies goldene Tafelgeschirr ist bis zum Jahre 1807 im Gebrauch des königlichen Hauses gewesen.

Der glückliche Goldschmied war nun noch fleißiger als zuvor; rasch ging die Arbeit von statten; sauber und geschmackvoll, lieferte sie einen Beweis von der Kunstfertigkeit des Meisters. Der König besuchte ihn öfter, sah in gewohnter Weise dem geschickten Arbeiter zu und freute sich über die nahe Vollendung des bestellten Kunstwerkes. Eines Tages nun, als der König eben auch in der Werkstätte weilte, bemerkte er an den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses Nr. 11 zwei weibliche Personen, die dem fleißigen Goldschmiede, der dicht an seinem Fenster arbeitete, sobald er nur aussah, gar abscheuliche Gebärden „vormachten“ und widerliche Gesichter dazu schnitten. Der König wunderte sich über eine so sonderbare Nachbarschaft und erkundigte sich nach den „Grimassiers“ gegenüber; er erfuhr, daß es die Frau und die Tochter eines reichen Goldarbeiters seien, die aus Neid und Ärger über die Gnade, die der Monarch ihrem armen Kunstgenossen zuteil werden ließ, auf eine so wunderliche Weise ihre Wut zu erkennen gaben.

Der Goldschmied erzählte auch noch, wie die bösen Weiber, bald Xanthippen, bald Medusen gleich, ihn gar oft in seiner Arbeit gestört hätten, und wie er einstmals nicht habe unterlassen können, unter den Arabesken einer Bratenschüssel eine ihrer Fragen zu verewigen. Der König beschloß bei sich, den kleinlichen Brotneid des reichen Goldarbeiters ebenso zu bestrafen, wie er den Fleiß seines armen Günstlings belohnt hatte. Nachdem die bestellte Arbeit vollendet war und das neue Tafelgeschirr bereits im königlichen Speisesaale prangte, befahl der gütige Monarch seinem Schützling, die alte Wohnung in weilen gemietete, zu ziehen. Auf des Königs Kosten wurde hierauf das alte, baufällige Haus niedergerissen und dafür

das jetzt noch stehende errichtet. Zwischen dem zweiten und dem dritten Stockwerk, gerade in der Mitte der Vorderseite aber stand in einer Nische ein weiblicher Kopf, dessen Gesicht scheußlich verzerrt ist. Dieses Zerrbild, das ein Spiegel für die neidischen Weiber des reichen Goldarbeiters sein sollte, wird noch jetzt der Neidkopf genannt.“

Anders hat Friedrich Bertram die Geschichte dieses Wahrzeichens erzählt:

„Am 15. August 1695 wurde in der Klosterstraße zu Berlin der Grundstein gelegt zu der neuen reformierten Kirche, der eine Baustelle zugeteilt war, deren Raum einem ehemaligen markgräflichen Hause angehörte. Vormittags um 9 Uhr begab sich der Kurfürst Friedrich 3. mit seiner Familie und dem Hofgesinde unter dem Geläute aller Glocken vom Schlosse durch die Georgenstraße nach dem Orte, auf dem die Feierlichkeit stattfand. Den Zug eröffneten die Hofmeister der Pagen, die sich ihrem Range nach angeschlossen; nachschritten die Hoffouriere und die Hoflakaien. Dann kamen die Trompeter nebst unterschiedlichen Hofdienern, bei ihnen sechs Heiducken; die Hofkavaliere reihten sich an. Darauf sah man die kurfürstliche Karosse, vorweg den Stallmeister. Zu beiden Seiten marschirten je 25 Mann von den Gardes du Corps, den Karabinier auf der Schulter. In der Karosse saßen der Kurfürst und seine Gemahlin, der Kurprinz und dessen Prinzessin Schwester. Hier auf folgten die Markgrafen Philipp Wilhelm und Albrecht Friedrich, sowie die Minister, sämtlich in ihren Karossen, umgeben von Pagen und Lakaien. Die Zahl der Karossen belief sich auf dreißig. Nachdem dieser Zug bei der Baustätte angekommen war, sangen die Schüler des grauen Klosters „Davids Regentenpiegel“, Psalm 101. Während der Worte des Gesanges: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen!“ aber drängte sich ein junger Mann vor, fiel unweit von dem Kurfürsten auf die Knie und reichte ihm ein offenes Papier entgegen. Als man ihm wehren wollte, winkte der Kurfürst und trat selbst hinzu, um das Dargebotene zu ergreifen. Nachdem er gelesen hatte, gab der Kurfürst den Befehl, daß der junge Mann in eins der Zelte geführt werden sollte. Dort sprach der Landesfürst mit ihm, und der Jüngling erzählte ihm:

„Ich bin der Goldschmiedsgehilfe Benrich und habe einen Traum gehabt, nach dem ich im kleinen eine silberne Krön-
 krone anfertigen und Eurer Kurfürstlichen Gnaden bei der

heutigen Feierlichkeit überreichen sollte. Ich habe getan, wie mir der Traum gebot, der mir auch verhieß, daß mein geringes Werk mit in den Grundstein eingesenkt werden solle."

Dabei überreichte er, abermals kniend, dem Kurfürsten die kleine, wohlgeformte Königskrone. Nachdenklich blickte der Kurfürst sie an; dann rief er aus: „Es ist Gottes Wille, aber ein Geheimnis vor der Welt!“ —

Auf den folgenden Tag beschied er den frommen Gesellen zu sich ins Schloß; die silberne Königskrone aber legte er zu den Münzen und Medaillen, die er mit eigener Hand in den Grundstein des reformierten Gotteshauses festmauerte.

Am folgenden Tage erfuhr der Kurfürst, daß der Goldschmiedsgefelle Benrich, weil er durch die Feierstundenarbeit an der Königskrone das löbliche Gewerbe der Goldschmiede benachteiligt habe, von seinem Meister entlassen worden sei. Der Meister habe seine eigene Tochter Donata gemißhandelt, weil sie dem jungen Benrich gewogen sei; dieser selbst aber werde der Stadt Berlin nunmehr mit schwerem Herzen für immer Valet sagen müssen.

Da ließ der Kurfürst den Tiefbetrübten vor sich rufen und tröstete ihn. Er tröstete aber nicht allein, sondern er half auch. Er ließ den Gesellen Meister werden und warb für ihn um die Jungfrau Donata. Den königlichen Brautwerber konnte der böse Meister natürlich nicht zurückweisen. So wurde Benrich ein bescheidener und doch glücklicher Hausvater.

Sechs Jahre später zog Kurfürst Friedrich 3. als König Friedrich 1. in Berlin ein. Da erinnerte er sich bei dem glänzenden Fest auch des Goldschmiedes und sandte ihm ein Gastmahl in sein Häuschen, daß auch er sich freue über die nun wirklich errungene Königskrone. —

Seitdem waren etwa 16 Jahre vergangen; da gedachte König Friedrich Wilhelm 1. wiederum des Goldschmiedes Benrich. Er ging oftmals an dessen Hause vorbei und sah, daß der Meister immer noch arbeitete, wenn schon alles um ihn her längst Feierabend gemacht hatte."

Von hier ab ist der Verlauf der Geschichte völlig derselbe wie bei Cosmar. Bertram schließt endlich mit zwei altdeutschen Kernsprüchen:

„So zeigte König Friedrich Wilhelm dem Neid sein häßliches Spiegelbild. Wohl dürfte an diesem Hause die Inschrift stehen:

„Wenn Neidesbrand wär' Ofenfeuer,
 Wär's Holz gewißlich niemals teuer.
 Laß Neider neiden, — laß Hasser hassen,
 Was Gott mir gibt, das müssen sie mir lassen!“ — —

Nach den Ergebnissen von Schneiders Nachforschungen hat allerdings unter König Friedrich Wilhelm 1. ein Goldschmied das Haus Heilige Geiststraße Nr. 38 besessen, doch hat er nicht Benrich, sondern Lieberkühn geheißten. Auch ist er nicht arm, sondern wohlhabend gewesen. Zwar hat er kein goldenes Tafelgeschirr für den König Friedrich Wilhelm 1. gearbeitet, wohl aber hat er den silbernen Chor im Rittersaale des königlichen Schlosses, der später eingeschmolzen worden ist, in Auftrag gehabt; er hat ihn mit mehreren anderen Goldschmieden auch zur Zufriedenheit des Königs vollendet. Besonderer Gunst des Hofes hat er sich indessen nicht erfreut. Aber er stand fest auf eigenen Füßen. So konnte er für die ihm zu dem silbernen Chor gelieferten Metallvorräte eine Bürgschaft von 42000 Talern mühelos erlegen.

Ein reicherer Goldschmied hat ihm gegenüber nicht gewohnt.

Mit dem Wahrzeichen des Neidkopfes selbst muß der Besitzer daher eine andere Absicht gehabt haben. Es ist möglich, daß er seine Feinde damit verspotten wollte; vielleicht aber sollten auch Diebe durch dies Hauszeichen von einem Einbruche abgeschreckt werden.

Auch dies Wahrzeichen aber hat seine Geschichte. Der „Neidkopf“ stand bis zum 4. Juni 1841 ungestört an seiner Stelle; dann wurde er entfernt; König Friedrich Wilhelm 4. aber hat dafür Sorge getragen, daß das alte Kunstwerk auch wieder seine alte Stelle erhielt. Am 5. Juni 1858 wurde es von neuem aufgestellt.

38. Der Markgraf von Schwedt.

a) De dulle Markgraf un de Schönermark'schen Buern.

In Schwedt is mal'n Markgraf west, den nennen se immer den „dullen Markgrafen“. De würd' öfters bi den oll'n Friihen zu Tafel lad't.

So is he denn nu ok ens nach Berlin führt un führt dörch Schönermark — dit Schönermark bi Angermünn. As he an det Döörp kümmt, da het he twee Buern sehn, de hebb'n met'ne Börg' (= Last) Mefß dragt.

Dunnmals harr'n de Buern noch korte blaue Hosen un witte Strümp von sülwstgespunn'ne Wull an un ging'n natürlich ok in Höltschen (= Holzschuhen). Um de Strümp wier Stroh wickelt, det se von den Meß nich dreckig würd'n. Un jeder het ne korte Pip rokt. Se harr'n dunn noch so ne groöhn hölten (= hölzernen) Pipenköpp.

As se nu den dullen Markgrafen ankom'n sehn, stäkten se ehre Pip weg. He müßt det öber woll sehn hebb'n; he let sien Kutcher anhol'n un seggt to den en'n von de beiden:

„Mein Sohn, du hast doch geraucht!“

Se dürften dunn jo noch nich roken; dat was to gefährlich. Allns wiern noch wenke Däcker, met Stroh deekt.

Na, die Buer seggt also: Nee, se harrn nicht rokt.

De dulle Markgraf blew dabi: „Du hast doch geraucht!“

He süll det doch man togäb'n; na, endlich gaww he't denn ok to, det he rokt harr.

Wo sien Pip wier, frog he.

De Buer halt sien Pip rut.

„Hast du auch Tabak?“

Ne, Tobak harr he nich bi sich.

Nu mußt he nach Hus gahn un sich sien'n Tobaksbüdel ha'n. As he wedder torügg kümmt, mütt he met den Markgrafen, so as he geiht und steiht, in'n Wagen stieg'n. Na, he wull irst nich; he müßt det tolekt öber doch dohn.

Un nu is de Reis' nach Berlin gah'n. Se führ'n un führ'n, un endlich kam'n se bi't Schloß an.

Da würd anhol'n, un de Dieners kam'n rut un maken den Wagen up.

Da satt doch nu toirst de Buer. De Dieners hebb'n sich wunnert, un de Markgraf seggt:

„Den erst!“

Un de Buer is utstügen.

De Markgraf harr den Buern genau Bescheid seggt, wat he dohn süll. He süll in't Schloß met ringahn, un denn würd'n se in det rote Zimmer kam'n, det wier det Rokzimmer. Da kreg jeder'ne Pip. He süll öber keene neh'm'n; he süll sien ut de Tasch ha'n un düchtig roken.

De Buer is nu ok met in't Schloß ringahn. Un det wier allns so, as de Markgraf seggt harr. He kam ok met int Rokzimmer un het sich met an'n Disch sitten müßt.

As nu jeder ne Pip het reikt krägen, da nemmt he siene ut de Tasch un fängt an to roken, det tolekt keen mier to sehn west is.

As nu allns vörbi west is, dunn is he ok wedder up den Wag'n stäg'n un is met nah Hus föhrt.

De Markgraf is bi'n ollen Fritzen nich wedder lad't word'n; öber de Buer het sich freut, det he ehr hett wiesen künnt, wo doch'n Schönermarkscher Buer roken kann.

b) De Markgraf un de Eierfru.

Enmal ok, dunn stunn der dulle Markgraf up de Oderbrück un kek nach de Isbäck, wo sich winters det Is an zerbreckt. Da is von jensit'n oll Fru kam'n, de harr Eier un Botter in ehr'n Korm.

Se seggt: God'n Dag, un he ok.

Dunn drägt he sich üm un fragt, wo se hen wuill.

„Nah'n dull'n Markgrafen!“ seggt se.

Dat ärgert em denn doch, dat se nah'n „dull'n“ Markgrafen wuill; he geiht bi ehr ran und nemmt ehr den Kram af.

Dunn müßt se sich ümdrägen, un he schmet ehr de Eier all enzel'n hinn'n vör.

c) De dulle Markgraf un de Prester in H.

En anner Mal — 't is grad in'n koll'n Winter west —, kreg he den Infall, he woll den Prester in H. 'n Schabernack dohn. He let spät abends anspann'n un schlett'te nah H. rut. Bi 'n Prester let he anhall'n. Da wörd kloppt un ropen.

Na, un endlich het de Prester ja ok upmakt.

De Markgraf nödigt em in'n Schledde rin, un heidi ging't, wat de Pär lopen kunn'n.

As se halw nah Schwedt henwest sind, dunn het he'n utstieg'n laten, un de Prester müßt in Schlaprock un Pantoffeln to Fot nah Hus gahn. —

39. Das Haus mit den 99 Schafsköpfen.

Am Alexanderplatz in Berlin steht zwischen der Königs- und der Landsberger Straße ein Haus mit einem goldenen Hirsch an der Vorderseite.

Der König Friedrich 2. hat dieses Haus, wie so manche in Berlin und Potsdam, bauen lassen. Der Mann, dem er es baute, soll aber, wird erzählt, ein etwas unverschämter Gesell gewesen sein und den König stets mit neuen Bitten belästigt haben. Bald wollte er dies, bald das noch an dem Hause ge-

macht haben. Schließlich quälte er den König noch damit, daß er gern allerhand „Verzierungen“ angebracht haben wollte. Der König hieß ihn gehen, indem er sagte, er werde schon für passende sorgen, und gab nun, heißt es, dem Baumeister den Befehl, eben jene 99 Schafsköpfe an der Vorderseite des Hauses anzubringen. Bestürzt kam der Mann, als dies geschah, zum König gelaufen; der aber fertigte ihn mit der Bemerkung ab, er habe ja „Verzierungen“ gewollt; daß sie nicht nach seinem Geschmack wären, dafür könne er nicht, und wenn die Köpfe ihm nicht genug wären, solle er sich nur selbst noch ins Fenster legen, dann wäre das Hundert voll.

40. Die Mühle bei Sanssouci.

Als der alte Fritz sich das Schloß Sanssouci gebaut hatte, störte ihn, wie erzählt wird, das Geklapper einer dicht daneben stehenden Mühle, und er ließ dem Müller sagen, er wolle sie ihm abkaufen, wie viel er auch haben wolle. Der Müller wollte aber nicht darauf eingehen. Da ließ ihn der König vor sich kommen. „Hör Er,“ sagte der König, „seine Mühle stört mich, ich will sie Ihm abkaufen. Wie viel will er denn dafür haben?“ — Der Müller blieb aber dabei, daß er sie nicht verkaufen könne: es sei ein altes Familienerbe; sein Vater und sein Großvater hätten schon die Mühle gehabt, und er wolle sie auch seinem Sohne hinterlassen. Da wurde der König ärgerlich und drohte, er werde nicht viel Umstände machen: er werde die Mühle abschätzen lassen, wie viel sie wert sei, und dann ihm das Geld geben. Der Müller aber ließ sich nicht einschüchtern und meinte, das würde doch wohl nicht gehen, da müßte es ja in Berlin kein Kammergericht geben.

So gern der König die Mühle gehabt hätte, — die Antwort freute ihn doch, und er ließ den Müller gehen. Die Mühle aber steht noch heutzutage da, dicht bei Sanssouci.

41. Die Bittschriften-Linde in Potsdam.

Friedrich der Große bewohnte die Eckzimmer im Potsdamer Schloß nach der Teltower Brücke zu, von wo er die Aussicht auf die Havel und den Brauhausberg hatte und von seinem Schreib-

tische aus vermittels dreier Spiegel den Lustgarten, die Brücke und die ganze Umgebung des Schlosses überseh. Unter dem Fenster zunächst der Brücke steht eine alte Linde, die noch jetzt die Bittschriften-Linde genannt wird, weil an ihr alle die ihren Standpunkt zu wählen pflegten, die ein Gesuch in die Hände des Königs zu bringen wünschten. Die halbverwachsenen Narben, die einige Fuß von der Erde ringsum in der Rinde des Baumes zu sehen sind, sollen von dem Pflücken und Zupfen herkommen, womit die Bittsteller in der Unruhe ihres Herzens den Stamm verwundeten.

An diese Linde hat sich nun ein schöner Volksglaube angegeschlossen. Wenn jemand nämlich um die Erfüllung eines Wunsches so recht in Sorge ist, dann geht er um Mitternacht unter die Linde am Schloß und schaut hinauf nach dem Fenster; scheint dieses dann wie durch ein blasses, weißes Licht von innen heraus erleuchtet, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß sein Wunsch in Erfüllung gehen wird. Ein Lichtschimmer aus Friedrichs des Großen Zimmer gilt als das beste Vorzeichen.

42. Friedrich der Große bei Zorndorf.

Bei Zorndorf, so erzählt man nämlich in der Neumark, hat der alte Fritz einem Müller den Sieg zu verdanken gehabt. Der führte ihn durch eine Furt der Oder, daß er unerwartet über die Feinde kam und sie schlug. Wie er aber drüben war, wollte der Müller fort. „Ne,“ hat der alte Fritz gesagt, „Papaken, nu bleibt man hier; Ihr habt mich hinüber gebracht, nun müßt Ihr auch mitmachen.“ — Wie alles vorüber gewesen, hat der König ihn dann gefragt, was er zum Lohne haben wolle. Da hat der Müller gesagt, wer er denn wäre, daß er ihm etwas verspräche. „Ich bin dein König!“ hat da der alte Fritz gesagt. Nun, meinte der Müller, wenn er ihm etwas schenken wolle: er läge schon lange mit dem Förster um eine große Kiefer in Streit, die er zu einer neuen Welle an seiner Mühle benutzen wolle. Die solle er haben, sagte der alte Fritz; ob er aber nicht noch sonst etwas zu erbitten habe; er solle es nur dreist sagen. Da meinte der Müller, dann möchte der Herr, da er doch König wäre, ihm seinen zweiten Sohn vom Militär freilassen, daß er diesem dann die Mühle übergeben könne. Das hat der König auch getan; er hat ihm noch so viel Holz aus dem Forste angewiesen, daß er für alle

Zeiten zu seiner Mühle genug hatte. Das ist aber alles geschehen, weil der Müller dem alten Friß zum Siege verholfen hat.

43. Der preußische Pfiff.

Von Friedrich dem Großen wird in der Neumark erzählt, daß er öfters abends, in einen alten Soldatenmantel gekleidet, umhergegangen sei in der Residenz und die Wirtshäuser besucht habe, um zu sehen, was seine Soldaten dort angäben. Einst traf er auch einen Soldaten in einem Wirtshause, der dort gehörig trank und ihn einlud, gleichfalls mitzutrinken.

Der alte Friß ließ sich zwar etwas nötigen, tat aber doch zuletzt Bescheid. Da ihm jedoch der Geselle zu viel draufgehen zu lassen schien, fragte er ihn: „Aber Kamerad, wo hast du denn das Geld her; dazu reicht doch dein Sold nicht hin?“ — „Ja,“ sagte der andere, „wer den preußischen Pfiff nicht kannte!“ — „Was ist das, der preußische Pfiff?“ fragte der alte Friß. — „Das kann ich dir nicht sagen,“ entgegnete der Kamerad, „du könntest mich verraten.“ Diese Antwort machte den König gewaltig neugierig; er drang in den Soldaten und ruhte nicht eher, als bis ihm dieser das Geheimnis offenbarte. „So höre denn,“ begann der Soldat, „ich verkaufe alles, was zu verkaufen ist; es ist ja jetzt Frieden, — was brauche ich z. B. eine stählerne Säbelklinge; die ist verkauft, siehst du?“ Und damit zog er den Griff seines Säbels heraus und zeigte dem Könige eine hölzerne Klinge. Dieser tat befriedigt und ging weiter. — Er hatte sich aber den Soldaten wohl gemerkt, und nach einiger Zeit hieß es, das und das Regiment solle vor dem Könige zur Parade antreten. Der König kam, ritt einigemal auf und ab, und als er den Kameraden von neulich herausgefunden hatte, befahl er ihm und seinem Nebenmann hervorzutreten. Als der alte Friß sich noch einmal genau überzeugt hatte, daß von diesen beiden der eine sein Mann war, den er gesucht hatte, sagte er zu dem Kameraden mit dem preußischen Pfiff: „Zieh sofort deinen Säbel und haue deinem Nebenmann den Kopf ab.“ Der Soldat erschrak, faßte sich aber schnell und erwiderte: „Ach, Majestät, warum sollte ich das wohl tun? Mein Kamerad Nebenmann hat mir ja nichts zuleide getan!“ — „Zieh,“ rief der alte Friß, „sonst soll dir dein Nebenmann den Kopf abschlagen.“ Da blieb dem Manne mit dem preußischen Pfiff nichts übrig — er legte die Hand

an den Griff, blickte zum Himmel und rief: „Nun, denn, wenn es nicht anders sein kann, so möge mich Gott vor Mord behüten und geben, daß meine Säbelklinge zu Holz werde.“ Und siehe da, wie er den Säbel herauszieht, ist die Klinge von Holz. Friedrich aber lachte und sagte: „Ich merke, du verstehst wirklich den preußischen Pfiff.“

44. Der alte Dessauer als Hegenmeister. Der Hofball.

Der alte Dessauer, so erzählen die Spreewenden, war ein General, der hegen konnte. Einmal saß der Kronprinz Friedrich im Arrest. Aber der alte Dessauer kam immer durch die verschlossene Thür zu ihm und sagte einmal: „Heute ist in England Konzert; wie wäre es wohl, wollen wir nicht auch dahin gehen?“ Der Kronprinz meinte: „Wie wollten wir heute nach England kommen, wenn heute das Konzert ist?“ — „Wenn du nur willst!“ sagte der alte Dessauer. — „Ich will schon,“ antwortete der Kronprinz. Da zog jener sein Taschentuch heraus, breitete es auf dem Boden aus und sagte zum Kronprinzen: „Nun, tritt du auf die eine Seite, ich werde auf die andere treten.“ Da traten sie beide auf das Tuch, und auf einmal waren sie in England, in der Stadt London. Als sie nun angekommen waren, da meldete der alte Dessauer, ein paar fremde Gäste seien da; die wollten auch mitmachen. „Ja, das könnten sie,“ meinte Friedrich. Bei dem Konzerte sagte der alte Dessauer zum Kronprinzen: „Erkennen werden wir uns nicht lassen. Laß du aber dein Taschenmesser hier, dann werden sie sehen, wer die fremden Gäste gewesen sind. Das Messer werden sie uns schon wiederschicken.“ Nach einigen Monden kam auch das Messer an, aber in einer Kiste verwahrt und ein Brief dazu, alles mit der richtigen Aufschrift: „An den Kronprinzen“, und der Kronprinz erhielt die Kiste im Arreste zu Küstrin. Der alte Dessauer aber hatte schon gewußt, daß die Kiste kommen würde, und hatte dem Prinzen gesagt, er solle sie nicht allein aufmachen. So wartete Friedrich denn, bis der alte Dessauer kam. Der aber kam wieder, wie gewöhnlich, durch die verschlossene Thür. „Ich habe mit Verlangen gewartet!“ sagte der Kronprinz. „Das habe ich schon gewußt!“ erwiderte der alte Dessauer. „Es war aber recht, daß du die Kiste nicht aufgemacht hast, sonst wäre etwas passiert. Sie soll

streich und sprach: „Mag's so rumgeien“ und einer gab ihn dann dem anderen weiter, und der Backenstreich ging herum. Und wie sie damit fertig waren, gab der König seinem Nachbar mit der Linken einen Backenstreich und sprach: „Mag's so rumgeien!“ und so mußten sie sich die Backenstrieche wiederum zurückgeben. Danach schlug der König den Mantel zurück und zeigte seinen Stern. Da erschrakten alle sehr; doch der König ließ es für diesmal gut sein. Am anderen Sonntage aber gingen sie fein säuberlich nach der Kirche.

46. Der Schlangenkönig.

Der alte Frik bot seine Dragoner auf, wer ihm die Krone eines Schlangenkönigs besorgen wolle. Da meldeten sich viele Freiwillige und zogen mutig zum schweren Unternehmen aus. In der Heide trafen sie den Schlangenkönig, umringt von allen Schlangen, besonders aber von den Schießschlangen, die sich auf den Schwanz stellen und dann plötzlich weit losfahren; das sind seine Leibwächter. Einer der Dragoner sprengte, ohne sich zu bedenken, mitten in die Untertanen und in die Leibwache, hieb ihrem König den Kopf ab, spickte ihn mitsamt der Krone auf die Degenspitze und jagte mit seinen Kameraden wohlbehalten von dannen. Er brachte dem alten Frik die erbeutete Krone; der alte Frik trug sie immer bei sich und siegte. Der arme Dragoner aber mußte seinen Heldenmut mit dem Leben bezahlen. Denn als er sein Pferd abzäumte, schnellte eine Schießschlange, die sich unter den Schwanzriemen gesetzt hatte, hervor und biß ihm so ins Gesicht, daß er in drei Tagen den Tod fand.

47. Der alte Frik ist kugelfest.

Den alten Frik konnte keine Kugel treffen. Wenn er so rücksichtslos in den Feind und in das Feuer vorging und seine Generale ihn warnten, so sagte er nur: „Ach, die Kugel kommt von oben, die mich treffen wird.“ Er schüttelte auch immer die Kugeln aus dem Hute heraus, so daß sie die Feinde trafen; sonst hätte er seine Kriege nicht so lange und so siegreich führen können.

48. Der große Schäfer von Braunsberg.

Während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms 1. lebte in Braunsberg ein Schäferknecht, ein großer, schöner junger Mann. Die Werber des Königs hatten längst ihr Augenmerk auf ihn gerichtet und versuchten, ihn durch Vereinbarung für das Regiment zu gewinnen. Der Schäfer wollte aber lieber seine Wollträger hüten, als sich selbst im bunten Rock kommandieren lassen.

Als er aber einst in einer schönen Sommernacht sorglos in seiner Schäferkarre bei der großen Herde schlief, kamen die Werber, schlugen die Thür der Karre zu und fuhren mit dem Schäfer davon.

Der Fang wäre nicht übel gewesen, wenn man den Vogel gehabt hätte. Der aber war durch eine Fallthür entkommen und hütete am nächsten Morgen wieder seine Schafe, wobei er Strümpfe von ihrer Wolle strickte.

Nach einiger Zeit kam des Weges, an dem der Riesen Schäfer mit seiner Herde weilt, ein alter Mann, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ. Der Wanderer theilte ihm geheimnisvoll mit, daß man willens sei, ihn mit List oder Gewalt in den Soldatenrock zu stecken, und mahnte ihn zur Vorsicht. Er erbot sich, ihm zu zeigen, wie man es schon öfter gemacht habe. Zu diesem Zweck erbat er sich des Schäfers Stock und steckte ihn durch dessen beide Rockärmel, so daß dieser mit ausgebreiteten Armen dastand. Dann rief er mit kräftiger Stimme: „halloh, halloh!“ Sofort trat aus dem nahen Walde eine Schar bewaffneter Männer, die den Schäfer trotz alles Sträubens fesselte und mit sich nach Potsdam führte, wo er dem Riesenregimente einverleibt wurde.

Kronprinz Friedrich, dem während seines Aufenthaltes in Rheinsberg der lange Schäfer von Braunsberg nicht unbekannt geblieben war, erinnerte sich seiner, als er den Thron seiner Väter bestiegen hatte. Mit Staunen erfuhr er, daß der Schäfergrenadier bei seinem mäßigen Solde ein Leben führe, wie es kaum einem Major möglich sei. Jeden Abend sah er eine kleine Gesellschaft Kameraden bei sich, die er mit Kuchen, Wein, Bier und Tabak bewirtete. Niemand wußte, woher ihm die Mittel zu diesem außergewöhnlichen Aufwande kamen. Der König, der gern dahintergekommen wäre, versiel auf eine List. Er verkleidete sich als gemeinen Soldaten und versuchte sich auf vertrauten Fuß mit dem Grenadier zu stellen. Der neue Kamerad gewann bald des Schäfers Herz und wurde

wiederholt zu den Abendgesellschaften geladen. Als der König die Tonpfeife ablehnte und sich als Schnupfer auswies, wurde ihm die feinste Sorte Schnupstabak gereicht.

Einmal blieb der König zurück, als die übrigen Kameraden sich entfernt hatten. Er drückte seine Verwunderung über den nie gesehenen Luxus eines gemeinen Soldaten aus und forschte nach der Quelle seiner Geldmittel. Der Schäfer erwiderte: „Wenn du mir Verschwiegenheit gelobst, so magst du mich morgen in der Mitternachtsstunde begleiten.“ Der König sagte zu, und zur bestimmten Zeit wanderten beide durch Potsdams stille Straßen. Vor dem Hause eines Kaufmanns stand der Schäfer still, blies in das Schloß, das sofort aufsprang, und beide traten ein. Auf dieselbe Weise öffnete sich die Tür zum Laden und auch die Ladenkasse. Diese entleerte der Schäfer, teilte das Geld in drei Haufen und sagte: „Der eine Haufen gehört dem Kaufmann; denn er ist sein Betriebskapital; der zweite ist sein rechtmäßiger Gewinn; den dritten hat er durch Betrug, und darum nehme ich ihn an mich.“

Weitere Besuche zu machen, zeigte des Schäfers Begleiter keine Lust; wohl aber wünschte er, des Königs Schatzkammer zu sehen. Dazu wollte der Schäfer sich nicht verstehen und konnte schließlich nur durch das feierliche Versprechen, nichts anrühren zu wollen, zur Öffnung vermocht werden. Beide traten auf dieselbe geheimnisvolle Weise in die wohlverwahrten Räume ein. Ungeheure Schätze waren da aufgehäuft. Als Friedrich einige Goldstücke in die Hand nahm, erhielt er einen derben Stoß und wurde schleunigst mit dem Bedeuten hinausgeschoben, er solle nie wieder das gastliche Haus seines Führers betreten.

Am nächsten Morgen erschien ein königlicher Diener, der dem Schäfergrenadier den Befehl überbrachte, sofort zum Könige zu kommen. Wie erschrak er aber, als er in dem Könige seinen nächtlichen Begleiter erkannte! Dieser redete ihn freundlich an und sagte, daß er ihm für den Stoß aufrichtig danke, aber die Beraubung der Kaufleute ernstlich untersage; da er aber gewohnt sei, auf großem Fuße zu leben, so wolle er ihm von jetzt ab den Sold eines Offiziers bewilligen.

49. Das Sinkennest.

Zwischen den Städten Brandenburg, Belzig und Brück dehnt sich ein großer Kiefernwald aus, nach einem früheren Besitzer Brandts Haide genannt. Ein ansehnliches Stück dieses

Waldes, nach Brandenburg zu belegen, führt von Alters her den Namen „das Sinkenneß“; doch weiß man über den Ursprung dieses Namens nichts Bestimmtes anzugeben.

Ehemals soll das Sinkenneß nicht der Familie von Brandt gehört haben, sondern noch zur Zeit Friedrichs 2. königliches Besitztum gewesen sein, und über die Art und Weise, wie es in den Besitz eines Herrn von Brandt übergegangen ist, erzählt man sich folgendes:

Herr von Brandt hatte schon lange den Wunsch gehegt, durch den Erwerb des Sinkenneßes sein Besitztum zu vergrößern und besser abzugrenzen, und endlich faßte er sich ein Herz, schrieb an den König und bat ihn, ihm das Sinkenneß zu verkaufen.

Friedrich 2. lachte, als er die Bezeichnung „Sinkenneß“ las, und sagte zu seinem Hofnarren: „Es ist zum Lachen, daß der Brandt von mir ein Sinkenneß kaufen will, ich will es ihm lieber schenken.“

Als der Herr von Brandt von dieser Gnade des Königs Kunde erhielt, setzte er sich sofort hin und verfaßte ein Dankschreiben an ihn. Dadurch mochte wohl dem König klar werden, daß er vielleicht doch mehr als ein gewöhnliches Sinkenneß verschenkt habe, und er äußerte zu seinem Hofnarren: „Wir wollen doch einmal hinsfahren und das Sinkenneß besuchen, das wir dem Herrn von Brandt geschenkt haben.“

Als aber der König durch den ihn führenden Oberförster erfuhr, wie groß das verschenkte Waldbrevier sei, wurde er unwillig über seine voreilige Freigebigkeit und sagte: „Das war einmal, daß ich ein Sinkenneß verschenkte, aber es geschieht nie wieder; für diesmal mag es geschenkt bleiben; denn ein König darf sein Wort nicht brechen.“

50. Der alte Fritz und der Bauer.

Der alte Fritz war zwar ein großer König; aber einmal ist ihm doch ein Bauer über gewesen. Der säte nämlich gerade Erbsen, wie der alte Fritz — es war in der Gegend von Potsdam — dazu kam und ihn fragte: „Na, werden sie kommen?“ — „Ja,“ sagte der Bauer, „wenn sie kommen, dann kommen sie nicht; wenn sie aber nicht kommen, dann kommen sie.“ Die Antwort hat der alte Fritz sich aber nicht zurechtlegen können, soviel er sich auch den Kopf darüber zerbrochen hat. Der Bauer aber hatte an die Tauben gedacht,

die den gesäeten Erbsen nachstellen, weshalb man diese auch auf die verschiedenste Weise gegen jene schützt und deshalb also gemeint: Ja, wenn sie (das heißt die Tauben) kommen, dann kommen sie (das heißt die Erbsen) nicht; wenn sie (das heißt die Tauben) aber nicht kommen, dann kommen sie (das heißt die Erbsen).

51. Der alte Zieten kommt nicht in Verlegenheit.

Es gibt eine Menge Geschichten, in denen der alte Frik mit Zieten seinen Späß hat und sich mit ihm neckt, wobei aber Zieten immer seinen Mann steht. Diese Geschichten sind oft derber Art; eine harmlose ist noch folgende.

Der alte Frik wollte einmal sehen, wie sich der alte Zieten helfen würde, und befahl, es solle ihm kein Löffel zur Suppe hingelegt werden. Als sie nun bei Tische saßen und die Suppe aufgetragen wurde, sagte er zu Zieten, der ihm gegenüber saß: „Nun lange Er zu, aber ein Hundsfott, wer heute nicht alles aufißt.“ Zieten tat, als merke er die Absicht nicht, ihn in Verlegenheit zu setzen, sondern schnitt sich ruhig einen Löffel aus einem Kanten Brot, den er aushöhlte, und aß damit seine Suppe. Wie er fertig war, sah er sich lächelnd bei Tische um und sagte: „Mit der Suppe wären wir fertig; aber nun, meine Herren, ein Hundsfott, wer nicht seinen Löffel ißt,“ — und damit aß er ruhig den seinigen auf.

52. Wie der alte Frik zweimal Prügel bekommen hat, Zieten aber leer ausgegangen ist.

Als der alte Frik wieder einmal mit Zieten durch die Mark wanderte, um zu sehen, wie es seinen Untertanen ginge, kamen beide eines Abends sehr ermüdet an einen Bauernhof und baten um Nachtlager. Aber der Bauer sagte, er habe kein Gasthaus und wollte sie nicht behalten; zuletzt aber, da sie wiederholten, sie könnten nicht weiter, wies er ihnen mürrisch ein Bett auf dem Heuboden an unter der Bedingung, daß sie

in der Frühe für das Schlafgeld sollten dreschen helfen. Beide versprochen es und gingen schlafen. Der alte Fritz lag vorn, Zieten hinten. Morgens fing der Bauer an zu dreschen; aber die beiden Fremden kamen nicht zur Arbeit herunter, auch nicht, als der Bauer sie gerufen hatte; sie schliefen ruhig fort. Da wurde dieser ärgerlich, nahm einen Stock und trat vor das Bett, schalt die beiden „Faulenzer“ und zog dem, der vorn lag, — das war aber der alte Fritz, — ein paar über. Dann ging er ab.

Die beiden waren aber noch so müde, daß sie auch jetzt noch keine Lust hatten aufzustehen. Für den Fall aber, daß der Bauer wieder käme, meinte der alte Fritz, Zieten könne sich nun vorn hinlegen und den Sturm nötigenfalls aushalten. Der tat es auch ruhig.

Es dauerte nicht lange, da war der Bauer wieder da. Wütend hob er das Deckbett auf und sagte: „Ihr Kerls schlaft noch immer, das ist ja zu toll. Ich werde mir nun aber einmal den da hinten langen; der vorn hat schon seine Prügel weg,“ und so schlug er wieder auf den alten Fritz los, daß es nur so eine Art hatte. — So hat der alte Fritz zweimal Prügel bekommen und hatte noch den Spott obenein; denn Zieten soll ihn oft nachher noch damit geärgert haben.

53. Wie Zieten dem Könige grollte.

Da der alte Zieten die lange Friedenszeit gar nicht gut vertragen konnte, versiel er auf „lauter dumme Wiße“, so daß ihn der König schließlich fortjagen mußte. Grollend zog sich der Alte auf sein Gut Wustrau zurück. Als nun aber der Krieg mit Österreich aufs neue ausbrach, merkte der alte Fritz, daß er den alten Haudegen doch wohl noch einmal gebrauchen könne, und schickte schleunigst einen Adjutanten zu ihm mit der Aufforderung, wieder in seine frühere Stellung zurückzukehren. Zieten aber entgegnete: „Nein, der König hat mich einmal fortgejagt; ich komme nicht wieder.“ Auch ein zweiter Adjutant, den der König abschickt, richtet bei dem alten General nichts aus. „Da werde ich wohl selbst nach Wustrau müssen,“ meint endlich Friedrich, machte sich auf den Weg und erscheint plötzlich im Schlosse zu Wustrau. „Zieten, er muß kommen, ich gebrauche ihn!“ ruft er bei seinem Eintritte dem alten Waffengefährten entgegen, und Zieten — wie er den

König sieht, hat allen Groll vergessen. „Na, wenn mich Majestät so sehr gebrauchen, muß ich schon wiederkommen,“ erklärt er seinem Könige, läßt sofort die Pferde satteln, und vorwärts geht's mit dem Könige nach Berlin und von da in den Krieg.

54. Friedrich und seine Edelknaben.

Als Friedrich die Geschichte des Siebenjährigen Krieges zu Ende geschrieben hatte, ließ ein Edelknabe einen Funken auf die Handschrift fallen. Sie verbrannte vollständig. Der Knabe warf sich dem König zu Füßen und bat um Gnade; aber sanftmütig sagte Friedrich zu ihm nur: „Sei nur ruhig. Ich werde diese Geschichte noch einmal schreiben.“ —

Einmal klingelte Friedrich mehrmals nach seinem Edelknaben, ohne daß sich jemand bei ihm meldete. Er öffnete die Thür zum Vorzimmer und fand ihn auf einem Stuhle eingeschlafen. Ein offener Brief lag auf seinen Knien; Friedrich las ihn. Die Mutter des Knaben dankte ihrem Sohne für die Hilfe, die er ihr schickte. Der König war darüber so gerührt, daß er dem Knaben eine Rolle Goldstücke in die Tasche steckte. Dann entfernte er sich heimlich. Als er wieder in seinem Zimmer war, klingelte er so heftig, daß der Edelknabe erwachte und zu ihm eilte. „Du hast gut geschlafen,“ sagte der König zu ihm. Verwirrt steckte der Knabe die Hand in die Tasche und fühlte das Geld. Er erbleichte, sah den König an und brach in Tränen aus, ohne ein Wort sprechen zu können. „Was hast du denn?“ fragte der König endlich. „Ach, Majestät,“ rief der Knabe und warf sich ihm zu Füßen, „man will mich vernichten. Woher käme sonst dies Geld in meine Tasche?“ — „Mein Freund,“ antwortete der König, „Gott schickt uns das Gute im Schlaf. Schicke das deiner Mutter! Grüße sie von mir, und sage ihr, daß ich für sie und dich sorgen werde.“

55. Am Abend nach der Schlacht bei Leuthen.

Nach der Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember 1757 soll sich im Schlosse zu Lissa folgendes ereignet haben:

Kügler, Sagen der Hohenzollern.

Der König war kaum dicht vor der Schloßthür angekommen, als verschiedene österreichische Offiziere mit Lichtern in den Händen aus den untern Zimmern und von den Treppen herabgestürzt kamen, um in der finstern Nacht ihre auf dem Schloßplatz haltenden Reitsperde zu finden und wegen des Schießens davonzujagen. Der König stieg mit seinem Adjutanten ganz ruhig vom Pferde und sagte zu den österreichischen Offizieren: „Bon soir, Messieurs! Gewiß haben Sie mich hier nicht vermutet. Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ Es wird aber auch erzählt, Friedrich habe den Besitzer des Schlosses, den Baron von Mudrach, gefragt: „Ist hier alles reene?“ Der habe es bejaht; aber als Friedrich dennoch so viele österreichische Offiziere im Schlosse vorfand, soll er ihm bedeutet haben, er verdiene, daß ihm der Kopf vor die Füße gelegt werde. Darüber soll sich der Schloßherr zu Tode gegrämt haben.

56. Der Trümmelmann.

Der alte Fritz hatte einen Trümmelmann (Trommler), den er sehr liebte; denn solange der die Trommel rührte, ging im Felde alles gut. Zuletzt freilich nützten dem Fritz auch seine Siege nichts mehr. Denn das Geld ging ihm aus. Er trug schon löcherige Stiefel, in die das Wasser hineinlief, und stieg deshalb lieber gar nicht mehr vom Pferde. Da rief er den Trümmelmann heran und sprach zu ihm: „Trümmelmann, du mußt my eenige Schäpel Geld anschaffen; kicke mal, wo du ditt herkrnjst!“ Der Trümmelmann machte ein trauriges Gesicht; dann aber fiel ihm ein, daß man von dem alten Amtmann von Thorin, einem argen Geizhals und Zauberer, erzähle, er habe ungezählte Fässer Goldes in heimlichen Kellern stehen. Da mußte er hin.

Er machte sich auf, und wie er in Thorin ankommt, sieht er die Arbeitsleute sich keuchend abmühen bei der Ernte; denn dem harten Amtmanne ging alles nicht schnell genug. Trümmelmann stellt sich hin und beginnt seine Trommel zu rühren. Gleich bei den ersten Wirbeln beleben sich die Mienen und die Glieder der Arbeiter, und bald geht die Arbeit, als hülßen hundert unsichtbare Hände. Das gefiel dem Amtmanne, und er sann schon darauf, die wunderbare Trommel an sich zu bringen.

In der Nacht schlief der Trümmelmann nach schlechtem Abendessen in der Bräustube. An diese stieß eine kleine Kammer, durch eine schmale offene Spalte mit ihr verbunden, in die einzutreten der Amtmann ihm streng verboten hatte. Gegen Mitternacht erwachte der Trümmelmann von dem Geräusch schlürfender Schritte in dieser Kammer. Dann hörte er eine schwere Tür gehen, und dumpfe Kellerluft drang bis zu ihm hin. Nach einiger Zeit schien die schwere Tür sich wieder zu schließen, und die Schritte entfernten sich.

Das muß der Trümmelmann untersuchen. Er betritt die Kammer, macht Licht mit seinem Zunder und trommelt leise mit seinen Trommelstöcken an den Wänden hin. Auf einmal weicht ein Teil der Wand zurück, eine steile Treppe zeigt sich, und in dem Keller, zu dem sie führt, stehen mehrere Reihen Säffer übereinander. Da also war der Schatz! Der Trümmelmann steigt hinab, aber heben kann er keines der Säffer; so schwer sind sie. Am nächsten Morgen geht alles wie Tags zuvor; der Amtmann ist noch ungeduldiger, und Trümmelmann muß trommeln, bis ihm die Hände lahm werden. Endlich, als schon der Vollmond heraufsteigt, ist die letzte Fuhre, ein Suder Erbsen, herein.

Der geizige Amtmann aber kümmert sich nicht mehr um seinen treuen Helfer und bietet ihm nicht einmal ein Abendbrot. Da sucht Trümmelmann in Hunger und Ärger die Erbsen auf, die beim Einfahren der letzten Fuhre zur Erde gefallen sind, um sich daraus selbst ein Gericht zu kochen.

Als er aber die Bräustube betritt, wo er die vorige Nacht geschlafen hat, fällt ihm etwas ein. Er geht in die Nebenkammer, läßt die Wand zurückweichen und streut auf die Treppe, die zum Keller führt, einen Teil der Erbsen vorsichtig aus. Dann kocht er sich die übrigen Erbsen und legt sich nieder.

Alles kommt, wie in der vorigen Nacht. Aber auf die schlürfenden Schritte und das Ächzen der Tür folgt diesmal ein dumpfer Fall und ein furchtbarer Schrei. Dann ist alles still. Als Trümmelmann nachsieht, liegt der Geizhals am Fuße der Treppe tot da, mit verdrehtem Gesicht.

Nun war der König Erbe des einsamen, erbenlosen Geizkragens. Trümmelmann will gleich am Morgen fort, es ihm zu melden. Wie er aber austritt, hört er Pferdegetrappel, und bald steht der Fritz mit wenigen Getreuen selbst vor ihm und ruft: „Trümmelmann, es steht schlecht, vielleicht kannst du noch helfen mit dem Geld und deiner Trommel!“ Da be-

richtet Trümmelmann, was er erlebt hat. Neun volle Wagen Goldes läßt der König abfahren, und nun nahm der Krieg bald eine bessere Wendung und kam zu gutem Ende.

57. Der Schimmel von Mollwitz.

In der Nähe des Schlosses in Niederschönhausen bei Berlin, in dem die Gemahlin des großen Königs wohnte, bemerkt man zwischen zwei großen Kastanien einen Hügel dicht neben der Straße. Das ist, wie die Leute sagen, das Grab des Schimmels von Mollwitz, der durch seine Schnelligkeit dem Könige in der Schlacht das Leben rettete. Das Tier erhielt später das Gnadenbrot, und als es schließlich starb, ließ es die Königin dicht neben dem Schlosse begraben.

58. Friedrich der Große in der Schloßkirche zu Charlottenburg.

Es wird erzählt, daß sich Friedrich nach seiner Ankunft (aus dem Siebenjährigen Kriege) nach Charlottenburg begeben und Musiker und Sänger ebenfalls dorthin bestellt habe, mit dem Befehle, das Tedeum von Graun in der Schloßkirche aufzuführen. Auf solche Anordnung habe man dem Erscheinen des gesamten Hofes entgegengesehen. Aber der König sei ohne Begleitung in die Kapelle eingetreten, habe sich niedergesetzt und das Zeichen zum Anfang gegeben. Als die Singstimmen mit den Worten des Lobgesanges eintraten, habe er das Haupt in die Hand gestützt und geweint.

59. Der Spuk an der Hof- und Garnisonkirche in Potsdam.

Bei der Garnisonkirche, in der Friedrich der Große begraben liegt, will man zuzeiten allerhand Erscheinungen gesehen haben. Um Mitternacht hat man plötzlich Orgelspiel leuchtet wäre. Namentlich aber haben die Schildwachen, die

dort des Nachts gestanden, öfter behauptet, es hätten sich mit einem Male die Türen der Kirche geöffnet, und der alte Fritz, wie er leibt und lebt, sei hoch zu Roß herausgeritten gekommen; das Pferd hätte aber keinen Kopf gehabt! Wenn er dann die Runde von der Breitenstraße aus nach dem königlichen Stadtschlosse und Sanssouci gemacht, so sei er, wie er ausgeritten, wieder zurückgekehrt und verschwunden, wie er gekommen. Die Türen hätten sich von selbst wieder geschlossen.

60. Der Ring der Markgrafen von Ansbach-Bayreuth.

Kurz vor dem Heimfalle Ansbach-Bayreuths an Preußen, also in den Tagen des Königs Friedrich Wilhelms 2., begegnet uns eine Sage, die sich auf das Haus Ansbach-Bayreuth bezieht.

Damals lebte in Bayreuth ein Kammerherr von Bose, der Sprößling einer altpreußischen Adelsfamilie, der für einen Sonderling galt. In Bayreuth verstand man's damals sehr wohl, das Leben zu genießen; es folgte Fest auf Fest. Geist und Schönheit, ritterliche Sitte und rauschende Vergnügungen waren dort vollauf zu finden! Der Herr von Bose hielt sich indessen den heiteren und witzigen Kreisen der Gesellschaft fern; er beschränkte sich auf ein kleines, sehr altertümliches Turmgemach des Bayreuther Schlosses. Ja, er ließ sich die Nacht über darin einschließen. Es verbreitete sich am Hofe daher das Gerücht, daß er ein Nachtwandler sei.

Nun träumte diesem menschenscheuen und finstern Herrn eines Nachts, es klopfte dreimal an die Wand seines Turmzimmers. Zu gleicher Zeit wurde der buntgewirkte Teppich, der als Tapete die Wandung bedeckte, zurückgezogen, wodurch eine Tür sichtbar wurde. Durch diese trat lautlos ein Mann im Pilgergewande in das Zimmer. Lautlos schwebte die Erscheinung auf den Kammerherrn zu, bis sie vor dem Bette stillstand, worin Herr von Bose lag. Fest und lange sah der greise Mann dem Kammerherrn ins Auge, gleichsam, als wolle er sich überzeugen, ob der Edelmann auch Mut, Treue und Entschlossenheit besitze; dann endlich, nachdem die Prüfung zugunsten des Herrn von Bose entschieden zu sein schien, sprach er:

„Mache dich auf und gehe nach Kloster Himmelskron, der Begräbniskirche der alten Markgrafen von Bayreuth! Laß dir die Pforte zu ihrer Gruft öffnen! Schaue in diesem Heilig-

tume des Todes weder nach links noch nach rechts, sondern gehe gerade aus, bis du an dem Altare der Krypta vorübergekommen bist. Im dritten Gewölbe, am letzten Pfeiler, steht einsam für sich ein Sarg von braunem Eichenholze, geschmückt mit geschnitzten Cherubinköpfen: das ist der rechte. Von ihm hebe den Deckel ab. Ich werde dir dabei behilflich sein; das glaube, wenn du mich auch nicht siehst. In den eichenen Sarg aber ist ein zinnerner eingesezt; auch ihn wirst du mit leichter Mühe zu öffnen vermögen. Darin ruht ein Ahn deines Herrn. Noch ist dessen Leiche wohl erhalten. An dem Goldfinger der linken Hand trägt der alte Markgraf einen Goldring, der mit Edelsteinen geschmückt ist; den mußt du der Leiche von der Hand abziehen. Merke aber wohl, was ich dir sage. Du bist der Auserwählte; nur du vermagst das Werk zu vollbringen. Solltest du es aber aus törichter Furcht unterlassen, so wird das Haus der Hohenzollern aussterben."

Nach diesen Worten verschwand die Gestalt. Der sehr beherzte Kammerherr von Bese wiederholte sich noch einmal alle ihre Worte. Dann schließ er ruhig weiter. Als er jedoch am Morgen erwachte, war er sehr geneigt, den ganzen Vorfall für einen lebhaften Traum zu halten. Er war einer von den starken Geistern, die an nichts Übersinnliches glaubten; er schlug sich daher die Sache aus dem Sinne.

Allein nach einigen Wochen hatte er genau dasselbe Traumgesicht; der greise Mann trat wieder durch die Thür, von der sich trotz der genauesten Untersuchung bei Tage keine Spur auffinden ließ, in das Turmgemach; aber seine Züge erschienen heute noch bekümmelter, noch bittender und flehender als das erste Mal. „Du warst noch nicht in Himmelskron;“ so sprach er vorwurfsvoll; „fürchtest du dich etwa vor der Gruft deiner Fürsten? — Auf, eile zu dem Sarge! Vergiß es nicht: im dritten Gewölbe, der letzte Sarg von Eichenholz! Säume nicht! Nur einer der Diamantsteine des Ringes ist noch nicht erblindet; erlischt auch sein Glanz, so geht das preußische Königshaus unverzüglich zugrunde!“

Der Herr von Bese dachte lange über den Traum nach. Er wußte nicht recht, was er tun sollte; denn so mutig er auch war, so fürchtete er doch den Spott des fröhlichen und ungläubigen Hofes. Auch in anderer Beziehung erschien ihm der Auftrag nicht unbedenklich. Es war klar, daß er ihn seinem Herrn, dem Markgrafen, mitteilen mußte. Würde es diesem aber nicht erscheinen, als wenn sich ein schlichter Kammerherr höchst ungerechtfertigt in die innersten und eigensten Ange-

legenheiten des Hauses Hohenzollern einmischte? — Obwohl er an der Wirklichkeit der Erscheinung nun nicht mehr zweifelte, so entschloß er sich daher dennoch, zu schweigen.

Da wiederholte sich die Erscheinung zum dritten Male. Er erschrak; denn jetzt schien der greise Bote aus der anderen Welt Tränen zu vergießen. Mit dringender Stimme bat er:

„O, ich sagte dir es schon einmal: Nur noch ein Stein an dem Ringe ist hell! Erleuchtet auch er, so wird es binnen kurzer Zeit erschütternd lauten: „Heute noch Hohenzollern und nun nimmermehr!“

Tief ergriffen erwachte der Kammerherr. In voller Klarheit stand die Erscheinung vor seiner Seele. In dieser Nacht vermochte er aus Sorge über die Last, die auf seine Schultern gelegt war, die Ruhe nicht mehr wiederzufinden.

Er faßte daher einen festen Entschluß und ließ schon am frühen Morgen den Markgrafen um eine Unterredung bitten.

Allein der Fürst fand an diesem Tage keine Zeit, sie dem Edelmann zu gewähren. Erst am folgenden Tage, des Nachmittags, bot sich eine günstige Gelegenheit; denn der Markgraf hatte eine Spazierfahrt unternommen, und Herr von Bose war gerade Kammerherr vom Dienst.

Allein, es schien zu kommen, wie er vermutet hatte. Der Markgraf nahm die Mitteilung sehr kühl auf; er lächelte anfangs; dann zuckte er die Achseln.

Dennoch wirkte das Vernommene in der Seele des Fürsten fort. Er fand, daß die Angelegenheit doch wichtig genug sei, um nach Berlin gemeldet zu werden.

So wurde denn dem Könige Friedrich Wilhelm 2. Bericht erstattet. Er erschrak und beschied seinen Vetter von Bayreuth augenblicklich dahin, daß man zwar „alles unnötige Aufsehen vermeiden, dennoch aber in der Gruft von Himmelskron Nachforschungen anstellen solle. Fände sich Iothaner Ring an der Hand der fürstlichen Leiche, so solle er entfernt und in der Schatzkammer des markgräflichen Hauses bis auf weiteres niedergelegt werden.“

Es wurde nun eine Abordnung ernannt, die sich mit Herrn von Bose nach dem ehemaligen Kloster Himmelskron begeben sollte. Das geschah. Mit großer Mühe wurde endlich der Eingang der längst vermauerten Gruft aufgefunden. Mit Erstaunen sah Kammerherr von Bose, daß die Beschaffenheit der Gruft der ihm geoffenbarten Beschreibung durchaus entsprach. Er sah den Sarg bei Fackelschein schon aus einiger Entfernung und rief: „Der ist's!“

Sunächst wurde der schwere Deckel von Eichenholz entfernt. Wirklich fand sich nun ein Sargsarg mit dem markgräflichen Wappen vor. Als man ihn geöffnet hatte, bot sich den Mitgliebern der Abordnung ein ergreifender Anblick dar. Der alte Markgraf — man weiß jedoch nicht, welcher — lag still und friedlich in seinem letzten, engen Hause da; fast schien es, als sei er erst den Tag zuvor hineingebettet worden. In seinem Arme lag ein Schwert; an dem Goldfinger der linken Hand erglänzte in der Tat ein mit Edelsteinen besetzter Ring. Nur einen Augenblick hielt jedoch die Mumie der eindringenden Luft stand. Mochte es deren Einwirkung, mochte es die Erschütterung sein, die durch die Öffnung des Sarges verursacht worden war: kurz, der Leichnam fiel plötzlich zusammen; es blieb nichts weiter als Gebein und ein Häuflein Staub. Mit Gewalt mußte Herr von Bose sich zwingen, der an ihn ergangenen Aufforderung nachzukommen und dem Toten den Ring vom Finger zu ziehen. Es war ein Ring mit Diamanten, die kunstvoll gefaßt waren, so daß sie eine Blume bildeten. Man prüfte sie genau und fand in der Tat, daß das Feuer aller bis auf einen einzigen erloschen war; nur dieser eine blickte noch hell.

Es wurde nun an Ort und Stelle sofort eine Befundsschrift über das Vorgefundene aufgenommen. Dann begab sich die Abordnung nach Bayreuth; Ring und Befundsschrift aber wurden im Archive zu Ansbach niedergelegt.

Allein das dem Kammerherrn von Bose zuteil gewordene Gesicht bestätigte sich auch noch in anderer Weise: kurze Zeit, nachdem man den Ring aus der Gruft von Kloster Himmelskron herausgeholt hatte, traf von Berlin die erfreuliche Kunde ein, daß dem königlichen Hause Kindersegen beschert worden war. Wohl ging die Linie der Hohenzollern, die in Franken „auf und unter dem Gebirge“ zu Ansbach, Bayreuth und Kulmbach geherrscht hatte, bald darauf zu Grabe; der Hauptstamm des Hauses Hohenzollern aber grünte fort.

Es sei hier gleich ein anderer Bericht aus viel späterer Zeit angeschlossen:

61. Ein Schicksalsring im preußischen Hause Hohenzollern.

Louis Schneider, der Vorleser des Kaisers Wilhelms 1., erzählt aus dem Jahre 1865:

„Ich hatte mich eines Sonnabends früh, wie gewöhnlich, im Adjutantenzimmer befunden, um das Aufstehen des Königs zu erwarten, als sich auch der geheime Rechnungsrat und erste Tresorier Geiling dort einfand. Er trug ein versiegeltes Paket in der Hand, das er dem Krontresor hatte entnehmen müssen, um es dem König zu übergeben. Wahrscheinlich — sagte Herr Geiling — enthalte das Paket Aktenstücke in bezug auf den vielbesprochenen Ring, von dem die Sage geht, daß, solange er im Besitze des Hauses Hohenzollern bleibe, es ihm gut ergehen werde. Da ich in der Aufschrift die Handschrift König Friedrich Wilhelms 4. erkannte, so fragte ich Geiling nach dessen Inhalte und las — soviel ich mich erinnere:

„Ich habe dieses Paket in Gegenwart meiner Schwester Louise der Niederlande geöffnet, von dem Inhalt Kenntnis genommen und es, mit meinem Sekret versiegelt, dem Fürsten Wittgenstein zur Aufbewahrung zurückgegeben.“

Die Aufschrift war viel länger; doch erinnere ich mich bei der Flüchtigkeit, mit der ich sie einsehen mußte, nur des Sinnes, nicht des Wortlauts genau. Das Paket war länglich und zweimal gesiegelt.

Der Zufall wollte, daß ich einige Tage später, zum Behufe einer historischen Arbeit, in der Manuskriptensammlung der Königlichen Bibliothek zu Berlin einen Folioband (Nr. 367 der Ms. russ.) mit dem Titel:

„Goldmacherei der alten Churfürsten und andere Superstitiosa“

in die Hände bekam und darin folgende Notiz fand:

„Von dem Geheimen Kriegsrath Krüger hörte ich (nemlich der Ordensrath König) die Nachricht, welche er aus den Papieren des verstorbenen Kriegs-Zahlmeisters, Geheimen Rathes Köppen gezogen, daß Friedrich 2. beim Antritte seiner Regierung, außer vielen alten Münzen, die er verkaufen lassen, auch ein Schächtelchen mit einem Ringe, der einen schwarzen Stein eingefast, gefunden, wobei ein Zettel gelegen, den König Friedrich 1. eigenhändig geschrieben habe, und der ungefähr folgendermaßen gelautet: Diesen Ring hat mir mein seliger Herr Vater auf Dero Sterbebette eingehändigt mit der Erinnerung, daß, so lange dieser Ring bei dem Hause Brandenburg erhalten werde, solches nicht allein Wohlergehen haben, sondern auch wachsen und zunehmen würde. Der König hat diesen Ring dem Köppen aufzuheben befohlen, hernachmals aber solchen abgefordert, und habe der Letztere nach diesem weiter nichts davon erfahren.“

Einige Seiten weiter befand sich in demselben Manuskripte, mit dem Zeichen

DM

versehen, noch die folgende Notiz:

„„Einer fürstlichen Person, Sagt man, soll eine große Kröte, ennen güldenen ring mitt ennem Demantt und zwei Rubinen verseht, auff's Bett gebracht haben undt auß ihrem mundt vor Sie fallen lassen, in dem gedachte Fürstin, eben zu dem mahl in der Geburth gearbeitet. Dieser ring soll noch heuttiges Tages dem in des Stammes erstgeborenen immer fort, zum gedächtniß und vermeintem, hierunter verborgenem Glück und Wohlergehen gegeben und zugeeignet werden.““

Dahinter verweist eine Bemerkung mit Bleistift auf die erste Seite des Bandes, also auf die Notiz des Ordensrats König.

Nun fesselte mich die Sache. Sofortige Erkundigungen ergaben nun zwar, daß unbestimmte Gerüchte über das Dasein und sorgfältige Aufbewahrung eines solchen Ringes vorhanden, eine nähere Kenntniss der Umstände oder eine geschichtliche Begründung des Besizes nicht zu erlangen war. Vielsach wurde dieser Ring mit dem in Beziehung gebracht, den angeblich die Gräfin Lichtenau dem sterbenden Könige Friedrich Wilhelm 2. vom Singer gezogen haben soll, und als dieser mit schwacher Stimme rief: „Her den Ring!“ den Umstehenden ihren Raub durch den Befehl zu verdecken suchte: „Hering ruft der König. Er will einen Hering haben.“

Der Hof-Staatssekretär, Hofrat Dohme, gab mir folgende genauere Auskunft:

Er habe den Auftrag erhalten, die in den Kommoden des Marmorpalais bei Potsdam aufbewahrten Papiere zu verzeichnen, und darunter mehrere mit Bleistift geschriebene Zettel des Königs gefunden, die sich auf einen Ring beziehen, den der Oberkastellan Lehmann aufbewahrte. Auf einem dieser Bleistiftbefehle war gesagt: Lehmann solle dem Könige den Ring bringen, aber bei seinem Kopfe vorsichtig damit umgehen. Ein anderer Zettel habe, ohne erkennbare Veranlassung, dem Lehmann besondere Sorgfalt bei Aufbewahrung dieses Ringes eingeschärft. Auch habe sich eine wohl drei Seiten lange Geschichtserzählung dabei befunden, die — soviel Dohme sich erinnere — mit dem übereinstimme, was ich ihm

Papiere jedem neuen Könige vorgelegt werden. Auch mit der von Ihnen angeführten Aufschrift meines hochseligen Bruders hat es — dem Sinne nach — seine Richtigkeit. Soviel ich mich erinnere, ist es ein altmodisch geformter Ring mit einem einfachen dunkelfarbigen Stein. Genau kann ich die Farbe des Ringes nicht charakterisiren. Jedenfalls aber war es weder ein Diamant mit zwei Rubinen, noch war es ein schwarzer Stein. Von all den Dingen, die Sie aus schriftlichen und mündlichen Überlieferungen gesammelt haben, steht nichts in den Papieren, die das Paket enthält, sondern nur, daß der Ring von einem meiner Vorfahren stammt und Friedrich 2. wie alle seine Nachfolger befohlen haben, daß der Ring sorgfältig aufgehoben werden soll. — Das mit der Kröte und den Bleistiftzetteln meines Großvaters sind mir ganz neue Sachen. Nachdem ich den Ring und die Papiere meiner Frau und dem Prinzen gezeigt, habe ich ebenfalls die weitere sorgfältige Aufbewahrung befohlen. Daß mein hochseliger Bruder sich habe die Porträts mehrerer Kurfürsten zeigen lassen, um zu sehen, ob einer von ihnen einen ähnlichen Ring am Finger trägt, ist möglich. Ich habe nie davon gehört. Jedenfalls enthalten jene Papiere nichts, was den Wunderglauben nähren könnte, und viel weniger, als was Sie darüber zusammengetragen haben.“

In den Worten des Königs und in dem Ausdruck, mit dem er sie sprach, zeigte sich so durchaus kein Wunderglaube und kein tieferes Interesse, daß ich dies als besonders charakteristisch für ihn anführen muß und eben deswegen den Gegenstand etwas ausführlicher behandelt habe.“

62. Die Krone auf dem Kirchturm von Blankenburg.

König Friedrich Wilhelm 2. hat sich im Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen mit Julie von Voß, die er zur Gräfin von Ingenheim erhob, trauen lassen. Als die Gräfin einst nach Buch bei Bernau fahren wollte, gebar sie unterwegs in Blankenburg einen Sohn. Die Blankenburger nahmen sie freundlich auf und versplegten sie und den kleinen Prinzen aufs Beste. Darüber war der König hocherfreut. Er schenkte den Blankenburgern eine goldene Krone. Darauf waren die Leute nicht wenig stolz. Damit nun auch die Bewohner der

Nachbardörfer das Geschenk bewundern könnten, brachte man die Krone so hoch an, wie es nur eben ging, nämlich auf der Spitze des Kirchturms. Das Haus, in dem die Gemahlin des Königs Aufnahme gefunden hatte, stand schrägüber der Kirche neben dem Gasthause.

63. Das Denkmal Friedrich Wilhelms 3.

An das Denkmal Friedrich Wilhelms 3. im Tiergarten zu Berlin hat sich eine Sage geheftet. Eine Marmorader auf dem Stiefelblatt des Königs hat den Glauben erzeugt, das solle eine Flicke oder, wie der Berliner sagt, „einen Kießer“ bedeuten. Der Künstler habe, heißt es, mit ihr die Sparsamkeit des alten Herrn ausdrücken wollen.

64. Friedrich Wilhelm 4. und die Peizer Stadtforst.

Wahrzeichen der Stadt Peitz im Landkreise Kottbus ist eine Kiefer, die hoch oben auf dem Turm der ehemaligen Befestigungsanlagen wurzelt und im Volksmunde den Namen der „Peizer Stadtforst“ führt. Einst wollte der König Friedrich Wilhelm 4., von einer größeren Reise heimkehrend, der getreuen Stadt Peitz seinen Besuch abstatte. Alle Bewohner waren voller Freude, den Landesherrn von Angesicht zu Angesicht sehen zu können; sie schmückten Häuser und Straßen mit Blumen und Fahnen, und Bürgermeister und Rathsherrn versammelten sich bereits am Vormittage im Rathhause, um ja rechtzeitig zur Stelle zu sein. Doch die Ankunft des Königs verzögerte sich. Ein Rad des königlichen Wagens war auf dem schlechten Wege gebrochen, und die Ausbesserung erforderte längere Zeit. Stunde um Stunde verrann; die Herrn vom Rat tranken einen Schoppen nach dem andern auf das Wohl des Landesherrn, und gegen Abend stand mancher auf seinen Füßen weniger fest als die alte Kiefer auf dem Turm. Plötzlich rollte der Wagen des Königs daher. Lächelnd begrüßt der Monarch die Vertreter der Stadt, hörte geduldig die Rede des Bürgermeisters mit an, erklärte aber dann, er habe sich leider so verspätet, daß er sogleich weiterfahren müsse. Auf die Frage, ob sie noch einen Wunsch hätten, erwiderte der

Bürgermeister nach längerem Besinnen: „Majestät möchten uns den alten Turm schenken!“ — „Den sollt Ihr haben!“ sagte der König und gab das Zeichen zur Weiterfahrt. Nun erst wurde den Umstehenden klar, daß die Bitte eigentlich recht töricht war; denn den Turm hatten sie ja, und er brachte ihnen keinen Nutzen. Slugs setzte man den Bürgermeister auf ein Pferd und beauftragte ihn, dem Könige nachzureiten und ihn um ein Stück Wald als Stadtheide zu bitten. Der Bürgermeister holte auch den königlichen Wagen ein und sagte, als ihn der König nach seinem Begehr fragte: „Majestät, wir haben uns die Sache anders überlegt, wir möchten statt des Turmes lieber eine Stadtforst haben!“ Da wies der König mit dem Daumen rückwärts über die linke Schulter und sagte: „Es bleibt dabei, Ihr bekommt den Turm und die Stadtforst, die oben darauf steht.“ Seitdem führt die Kiefer diesen Namen.

65. Kaiser Wilhelm 1. im Kriege 1870/71.

Als der französische Krieg war, hat der alte Kaiser nach den Schlachten immer traurig dagestanden und sich die großen Löcher angesehen, in die die Toten gelegt wurden. Ihm sind die Tränen in die Augen gekommen, und er hat gesagt: „Es tut mir zu leid, daß meine armen Kinder so hin mußten.“ In jener Zeit hat er alles mit den Soldaten geteilt, auch das Brot, wenn die Versorgung zulezt knapp wurde. Sie haben gesehen, wie er dann neben seinem Schimmel stand und Brot aß. Die Krone hat er in jener Zeit nicht getragen; die verspart er sich zu Großem; und wenn er sie in den Schlachten getragen hätt', dann wär' es nicht gut geworden, — denn — so sagen doch alle Leut', — es wird immer am meisten nach dem Höchsten geschossen.

66. Wie der Kronprinz über die Mauer kletterte.

Ja, der Kaiser Friedrich! — Als der im Kriege Anno 1870 noch Kronprinz war, kletterte er über die Mauer von Paris und besah sich alles, weil doch die Stadt nicht zerstört werden sollte. Der alte Kaiser hatte das angeordnet. Die Leut' meinen, er hat das getan, weil dort ein silberner Turm ist.

67. Prinz Friedrich Karl.

Prinz Friedrich Karl hat sich vor dem Deutsch-französischen Kriege als Schäfer verkleidet in Frankreich eingeschlichen. Er hatte nämlich gehört, daß die Franzosen große Landstrecken unterminiert hätten, um die Preußen, wenn sie in Frankreich einrückten, in die Luft zu sprengen. Er wollte gern Näheres über diese Vorkehrungen der Franzosen erfahren. Überall bot sich der Prinz als Schäfer an; aber die Leute sagten immer: „Wir brauchen keinen Schäfer; denn wir halten keine Schafe.“ Da sagte der Prinz, er wundere sich, daß sie so viel Weide unbenuzt ließen, und da erfuhr er, daß wirklich alles unterminiert sei.

Der Prinz Friedrich Karl war so'n treuer Krieger. Er spionierte viel herum. Aber einmal ist's ihm doch schlecht bekommen; da wär' er beinah' gefangen genommen. Er ging nämlich als Schweinetreiber rum; er kaufte die Schweine und verkaufte sie wieder. Als er einmal so handelte, riß ihm der Wind den Mantel von der Brust. Da war gleich zu sehen, wer er war, und da mußte er flüchtig werden. Einige behaupten, es soll in Königsberg oder in Danzig oder in Rußland gewesen sein; aber es war in Frankreich, damals vor dem Kriege 1870.



Anmerkungen.

1. Berg und Burg Hohenzollern.

Zur Geschichte der Burg sei verwiesen auf: Nachrichten über die königliche Stammburg Hohenzollern, Berlin 1863. — L. Schmid, Belagerung, Zerstörung und Wiederaufbau der Burg Hohenzollern im 15. Jahrhundert, Tübingen 1867. — Graf R. Stillfried, Hohenzollern. Beschreibung und Geschichte der Burg nebst Forschungen über den Urstamm der Grafen von Zollern, Berlin 1870. — L. Schmid, Die älteste Geschichte des erlauchten Gesamthauses der königlichen und fürstlichen Hohenzollern. 3 Bde. Tübingen 1884–1888, Bd. 2 (1886), S. 1–30. — P. Manns, Geschichte der Grafschaft Hohenzollern im 15. u. 16. Jahrh. (1401–1605), Hechingen 1897. — R. Th. Zingeler, Hohenzollern, Stuttg. 1897. — Heinz, Die Hohenzollernschen Lande während des Dreißigjährigen Krieges. Mitt. des Ver. f. Gesch. u. Altertumskunde in Hohenz. 31 (1897–1898), S. 106–129. — Runkel, Zur Gesch. der Besatzung der Burg Hohenz. . . . von 1806–1815, ebd. 33 (1899–1900), S. 33–220. — Schöne Abbildungen bringt Bodo Ehardt, Burgen der Hohenzollern, Hohenzollern-Jahrbuch 9 (1905), S. 252–298.

§. 4. ¹⁾ Erinnert sei an die sagenhafte Entstehung dieses Namens, wie Uhland sie in Eberhard, dem Rauschebart (3. die Schlacht bei Reutlingen) schildert. Der Name wird auch als „Eichenalm“ gedeutet. — ²⁾ Diese Deutung ist, soviel ich sehe, zuerst begründet von Paulus Cassel, Hohenzollern-Ursprung und Bedeutung dieses Namens sprachwissenschaftlich erläutert. Berlin 1871, S. 20 ff. Ihr schließen sich an L. Schmid, Älteste Gesch. 2. Bd., S. 1–17, ferner Großmann, Berner, Schuster, Zingeler, Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern, Berlin 1905, S. XI und noch jüngst Otto Hinzke, Die Hohenzollern und ihr Werk. 4. Aufl. Berlin 1915, S. 7. Die älteste Form des Namens begegnet in einer kurzen Nachricht in den Annalen Bertholds, des Fortsetzers Hermanns von Reichenau (Monumenta Germaniae historica, Script. V 272), wo es zum Jahre 1061 heißt: Burchardus et Wezil de Zolorin occiduntur. (Über beide vgl. Schön in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 45, S. 411 ff.) Die sonstigen Mutmaßungen über die Bedeutung des Namens, die Schwebel anführte, habe ich als wertlos gestrichen. Bis 1893 verzeichnet das darüber Gefabelte und Erforschte Egli, Nomina Geographica S. 1026: „Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, daß unter allen Ortsnamen Deutschlands, neben Berlin, gerade Zollern einer der bestrittensten und am meisten umfritten ist.“ Die älteren Namenformen bei Desterley, Histor.-geogr. Wörterb. des deutschen Mittelalters. Gotha, 1883, S. 800.

S. 5. ³⁾ Diese Verse stammen aus einem Michaelsliede in dem Jesuitengesangbuch Psalterium 1642. Es beginnt:

O Heros invincibilis,
Dux Michael,
Adesto nostris proeliis!
Ora pro nobis
Dux Michael.

Daß die alten Schwaben dies lateinische (!) Lied gesungen hätten ist eine Sage, die sich stützt auf Zuccalmaglio in *Reichs- und deutschen Volksliedern*, München 1838—40, II S. 287, und *Montanus*, *Deutsche Volkslieder*, Jferlohn 1854, I S. 53, der es ganz eigenwillig verdeutschte und die törichte Meinung ausspricht, es habe früher gelautet: „Herzog Ödin, Schirmherr des deutschen Volkes“. Vgl. noch *Erk = Böhme*, *Deutscher Liederhort* III Nr. 2089. — Die „Geschichte des deutschen Michel“ hat *Aldolf Hauffen* geschrieben, Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, 1918. Vgl. dort S. 27 f. — ⁴⁾ Im Jahre 724 gründete Bonifaz dort ein Kloster. An dessen Stelle heutzutage die St. Michaelskirche, 1808 neu erbaut.

E. 5. ⁵⁾ Daß der Zollern in alter Zeit Michaelsberg ge-
heißen habe, behauptet die Zimmernsche Chronik I E. 15. Zeile 7
(vgl. Anm. 6). — ⁶⁾ Dieser alte Brief hat dem Fürstlich Hedin-
gen'schen Archivar Reiner noch vorgelegen und ist von ihm in
seiner „Generalogie des Hauses Hohenzollern“, Stuttg. u. Sig-
maringen 1843, E. 7 f. mitgeteilt worden. Vgl. aber das nicht
sehr schmeichelhafte Urtheil über den Verfasser bei Stillsriede-
Märker, Hohenzollerische Forschungen, Berlin 1847, E. 28—29.
— Übrigens behauptet dies schon die Zimmernsche Chronik, Aus-
gabe von Barck, 2. Aufl., Freiburg i. B. u. Tübingen 1881
bis 1883, Bd. 1, E. 15. Doch ist diese offenbar aus der Volks-
überlieferung stammende Nachricht ganz ungegültlich (L.
Schmidt, Älteste Gesch. Bd. 2, E. 192, Anm. 3). — ⁷⁾ Vgl.
Anm. 2.

5. 7. ⁸⁾ Über Silberdrat vgl. Roethe in der Allgem. deutschen Biogr. Sein Gedicht bei Liliencron, Histor. Volkslieder der Deutschen, Bd. 1, Nr. 59. Die vorn abgedruckte Strophe, Vers 413—420 des Gedichts, in Faksimiledruck bei Krauske, Hohenzollern und die Mark Brandenburg, in Velhagen u. Klafings Volksbüchern der Geschichte Nr. 121. — ⁹⁾ Über die Vorgänge in den Jahren 1422 u. 1423 sind wir leider nur sehr unvollkommen unterrichtet, da das Zollernsche Archiv in jenen Jahren und auch die späteren dortigen Archive im Dreißigjährigen Kriege verschleppt und arg verwüstet worden sind. Nachrichten besitzen wir außer in Chroniken (z. B. Chron. Elwacense in Mon. Germ. hist., Script. 10, 44, 40 zum Jahre 1423), in einem Kopialbuche der Stadt Augsburg (Städte-Chroniken 4 Augsburg 1, 232, 24 f.) noch in einigen an die Stadt Straßburg gerichteten Briefen, der Zimmernschen Chronik aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts und in den Gedichten von Silberdrat (vgl. Anm. 8) und Konrad Winzler aus Reutlingen: De castro Hoehen Zorn, hg. von A. Stälin, Württembergische Jahrbücher 1851 und von A. Holder, Alemannia 4, 197. Dazu vgl. die Gedächtnisverse aus der Zimmernschen Chronik Bd. 1, S. 276 unten im 8. Abschn., S. 47.

§. 8. ¹⁰⁾ Die Zimmernsche Chronik. — ¹¹⁾ Vgl. die Übersicht zu Anfang der Anmerkungen.

§. 9. ¹²⁾ Die „Nachrichten“ §. 77. Danach ist auch das Folgende wiedergegeben.

2. Stammesagen der Hohenzollern.

Stillsfried = Märker, Hohenzollerische Forschungen, Berlin 1847, S. 28: „... durch 300jährige Tradition gleichsam legitimierter Sagen zu nahe treten zu wollen, wennschon wir nicht zugestehen mögen, daß die Kritik gezwungen werden könnte, dieselben für etwas anderes auszugeben als nur für Sagen, und zwar im gegenwärtigen Falle für eine absichtlich erfundene, betrügerisch eingeschwärzte Sage.“ Gründe dafür hat Priebatsch angedeutet im Hohenzollern-Jahrb. 3 (1899), S. 86 (Ehrenhändel der Hohenz. im 15. Jhrh.): Die Erlangung des Kurfürstentums schuf den Hohenz. überall Neider. In Pommern höhnte man dreist, ein Burggraf von Nürnberg sei ungefähr dasselbe wie ein slawischer Kastellan, könne also nicht mehr sein als ein pommerscher Ubliger, als ein Puttkamer oder Pafelent (Riedel, Codex Dipl. Brand. IV 388; Raumer, Cod. cont. I 266). Oswald von Wolkenstein machte schlimme Bemerkungen über die „gemachten“, d. h., neugebackenen Kurfürsten (Ausgabe von Beda Weber 56). Daher sind sie auf Verschönerung ihres Stammbaums bedacht und lassen sich ihre angeblich italienische Abstammung durch findige Gelehrte bekräftigen. Aber alle regierenden Häuser aller Zeiten haben sich einen hohen Stammbaum zugelegt; das englische Königshaus will sich sogar von dem Judenkönig David herleiten, andere von Gott selbst! — Die unnötig breite Darstellung Schwebels habe ich zum Teil durch alte Berichte ersetzt. Durch wieviel verdunkelnde Sage sich die Wissenschaft ihren Weg zur Wahrheit hat bahnen müssen, zeigt außer dem Buche von Stillsfried-Märker ein hübscher kurzer Überblick von Georg Schuster: Der Urstamm Zollern und die Burggrafen von Nürnberg-Zollern, Hohenzollern-Jahrbuch 8 (1904), S. 20 bis 22. Hingewiesen sei auch auf die sagenhafte Schwester oder Tante Kaiser Rudolfs von Habsburg, Clementia, die die Gemahlin des Burggrafen Conrads I. von Nürnberg gewesen sein soll. Ein Lese- oder Abschreibefehler hat sie in die Welt gesetzt. Dies hat Großmann nachgewiesen in der Genealogie (vgl. S. 4 Anm. 2), S. 155–172, diesem ausgezeichneten Denkmal unermüdlicher Ausdauer und deutschen Gelehrtenfleißes. Vielleicht stammen die Hohenz. von den rhätischen Markgrafen, den Burgfingern ab (so L. Schmid, Älteste Geschichte usw., vgl. Vorbemerkung zu S. 4 Anm. 2) und S. 28 Anm. 2); doch ist das nicht als geschichtliche Tatsache zu erweisen (so Berner in den Forschungen zur Brand. u. Preuß. Gesch. 6, S. 1 ff.). Aber seit 1200 kann die Stammtafel der königl. u. fürstl. Hohenz. lückenlos bis in die Gegenwart verfolgt werden. — Das vorliegende Buch enthält nur eine kleine Auswahl von Stammesagen!

§. III. ¹⁾ Brief vom 28. April 1466 bei Riedel, Cod. Dipl. Brand. III 3, 76. Diese Überzeugung hatte sich dem Kurfürsten aufgedrängt, als ihn 1452 auf einer Reise durch Oberitalien Viceguera 1., Graf von Colalto und Treviso, Rat Kaiser Friedrichs 3., als Geschlechtsverwandten begrüßte und von Venedig

nach seinen Schlössern Colalto und San Salvatore führte. Die Colonnas sollten von den Camillern abstammen, wie die damalige Zeit glaubte (Rentsch, Brandenburgischer Cedern-Hain, Bareut 1682, S. 4). Die Hohenzollern waren mit den Colaltos wenigstens weiblicherseits stammbewandt (L. Schmid, Älteste Gesch. Bd. 2, S. 191, Anm. 2). Die Verwandtschaft mit den Colalto suchte zu begründen Jac. Zabarella, Merovea sive Familiarum Brandenburgiae et Zollerensis in Germania, Columniae Colaltaeque in Italia Origines . . . Patavii 1660. —

2) Auf dem Konzil zu Konstanz fiel im Jahre 1417 dem seihen zum Papste (Martin V.) gewählten Kardinal Colonna die starke Ähnlichkeit seines Wappens mit dem des seihen zum Kurfürsten von Brandenburg erhobenen Burggrafen Friedrichs 6. von Nürnberg auf, und er war in „kritischer Leichtfertigkeit“ (Hinze, Hohenzollern S. 3) geneigt, daraus kurzerhand auf eine Geschlechtsverwandtschaft der beiden Häuser zu schließen. In einem Briefe an den König Wladislaus von Polen, der kurz vorher (1421) seine Tochter Hedwig mit dem 2. Sohne dieses Kurfürsten verlobt hatte, ging er sogar so weit, die Verwandtschaft der Häuser Colonna und Hohenzollern als alte Überlieferung (ab antiquo accepimus) zu bezeichnen (vgl. Ludwig, Reliqu. mspt. V 409).

S. 12. 3) Die Schlacht wird heut allgemein als die an der Grune bezeichnet. Der Bach ergießt sich rechts in das Fläzchen Rippach. Das Schlachtfeld liegt süd. von Groß-Görschen und Lützen. Vgl. hierzu Meyer von Knonau, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich 4. und Heinrich 5., Ep3. 1900, 3. Bd., S. 337 f. und namentlich S. 644—652.

S. 12. 4) Die Geschichte von Ferfrid tischte zuerst der neulatinische Dichter Johann Schöffer in Frankfurt a. d. O. († 1585) auf, der in seinem Gedichte Marchias die Hohenzollernsche Stammesage behandelt. Reineccius erzählte sie ihm nach in den Origines illustr. stirpis Brandenburg. Francof. 1581. Von ihm stammt die Herleitung von Jagarolla. Dazu Stillefried, Hohenzollerische Forschungen, Berlin 1847, S. 5 f. Die obige Darstellung leicht erneuert nach Rentsch, Brandenburg. Cedern-Hain, S. 5—8. Wer übrigens Rudolf von Schwaben getötet habe, ist nicht sicher. Bruno, De bello Saxonico cap. 121 (Mon. Germ. hist. 5) nennt Heinrich von der Laach; Laurentius von Lüttich fabelt von Gottfrid von Bouillon in den Gesta episc. Virudinens. (Mon. Germ. hist., Script. X, 495). — Daß der Papst dem Gegenkaiser Rudolf die Krone zugesandt habe, war damals allgemeiner Glaube. Andreas Werner, Chronica des Hochlöblichsten Rheserfreien Erzbischofs und Primat Stiffts Magdeburg, ebd. 1584, vermag sogar ihre Inschrift mitzuteilen: Roma dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.

S. 13. 5) Nach Andreas Werner, Chronica, S. 152. Diesen König Guntram als Ahnherrn der Hohenz. erfand der in der Genealogie so phantasievolle Abt Tritheim von Sponheim, Annalium Hirsaugensium Tom. I. II. St. Gallen 1690.

S. 13. 1) Mit den Welfen brachte die Zollern zuerst in Verbindung Reiner Reineccius in der Chronica Des Chur und Fürstlichen Hauses der Marggrafen zu Brandenburg usw. Wittenberg 1580. Es soll „ganz ausführlich vnd mit beständigem grunde erwiesen vnd dargetan werden“. Vgl. auch Rentsch,

Cedern-Hain S. 17 ff. — Grimm, Deutsche Sagen Nr. 521. —
 2) Hierzu vgl. Abel, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter
 Karl dem Großen Bd. 2, S. 192 und Anm. 8. — Grimm,
 Deutsche Sagen, Nr. 456 und Anm.

S. 15. 3) Diese Geschichte steht mit allen wesentlichen Ein-
 zelheiten schon im Annalista Saxo, Mon. Germ. hist. VI S. 764.
 Daß Eticho mit zwölf Genossen aus Kummer in den Berg im
 Scharnitzer Walde geht, berichten z. B. Conr. Botho, Cronicken
 der Sassen, Mainz 1492 zum Jahre 814 und Crantz Saxoni-
 carum rerum libri XIII, Colon. 1596, Buch II 26. — Grimm,
 Deutsche Sagen Nr. 524. 525.

S. 16. 4) Das Helmkleinod des Brackenkopfes erkaufte Burg-
 graf Friedrich 4. von Nürnberg (* 1287, † 1332) am 10. April
 1317 von Leutolf von Regensburg.

S. 16. 5) Vgl. Georg Grandaur, Eine alte Genealogie
 der Welfen und des Mönchs von Weingarten. Geschichte der
 Welfen. Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit Bd. 48. S. 3. 7.

S. 18. 1) Um 753 gründete Herzog Tassilo von Bayern das
 Benediktinerkloster Wessobrunn, südw. vom Ammersee bei Mün-
 chen. Berühmt geworden ist es durch eine Handschriftensammlung
 von 100 Blättern, die vor 814 verfaßt ist und jetzt in der Staats-
 bücherei in München liegt. Auf Blatt 65 b und 66 a steht das
 sogen. Wessobrunner Gebet. Die Gründungsjage in den Mon.
 Boica VII, S. 336. Verwiesen sei auch auf Jagger, Kloster
 W., ein Stück Kulturgeschichte unseres engeren Vaterlandes,
 München 1885, S. 7—9 und Schöppner, Sagenbuch der
 bayerischen Lande, 3 Bde., München 1874; Bd. 1, 442.

S. 19. 2) Sie war eine Tochter des Langobardenkönigs
 Desiderius, Tassilo mithin ein Schwager Karls des Großen.

S. 21. 3) Tassilo (3.) ist nur in der Sage geblendet. Sein
 Todesjahr ist unbekannt; nur der 11. Dezember ist überliefert.
 Vgl. noch Karl Wehrhan, Die deutschen Sagen des Mittel-
 alters, München 1919, Bd. 1, Nr. 34.

S. 22. 4) Den Herzog Tassilo 3. von Bayern hat Johann
 Herold Basilius (so genannt nach seiner Vaterstadt Basel)
 leichtfertig als Ahnherrn der Zollern angesprochen, als ihn Graf
 Karl 1. von Hohenz. im Jahre 1560 beauftragte, in fremden
 Archiven und Büchereien nach der ältesten Geschichte seines
 Hauses zu forschen. Seine Fabeleien hat er nicht drucken lassen;
 aber seine Handschrift ist im Laufe der Jahrhunderte kritiklos
 oftmals ausgeschrieben worden. Nach ihm ist Tassilo von Zollern
 ein Bruder Welfs 1. und Zeitgenosse Karls des Großen, ja sogar
 Großvater zweier angeblicher Stifter der Häuser Habsburg und
 Colonna. Obwohl Basilius scharf angegriffen worden ist, hat
 sich der Glaube an seine Behauptungen bis ins 19. Jahrhundert
 hinein gehalten. Erinnert sei an Friedrichs des Großen Wort
 in der Einleitung zur Geschichte seines Hauses (1750): „Thassilon
 est le premier comte de Hohenzollern, connu dans l'histoire.“ —
 Großmann berichtet in der Genealogie S. XI., der Kaiser Fried-
 rich 3. habe ihm auf den Hinweis, daß sich die Hohenzollern nicht
 sicher vor dem Jahre 1061 nachweisen lassen, geantwortet: „Das
 ist auch genug.“ Stillsfried-Märker stellen Basilius hin als „den
 Urheber der ganzen nachfolgenden genealogischen Misere“ und

geben ihn „dem nunmehr wohl nicht mehr schwankenden Verdammungsurtheile der Welt“ preis (Hohenz. Forschgg. S. 10).

§. 22. ¹⁾ Die Abtei ist um 724 gegründet und 1799 aufgehoben worden.

§. 26. ²⁾ Diese Überlieferung geht für die schwäbische Linie auf die Zeit des Grafen Karls 1. von Hohenzollern † 1576 zurück (vgl. §. 22 Anm. 4); die fränkische stand schon seit dem 14. Jahrhundert zu Einsiedeln in Beziehung. — Otilo Ringholz, Das Erlauchte Haus Hohenzollern und das Fürstliche Benediktinerstift U. L. Fr. zu Einsiedeln in ihren gegenseitigen Beziehungen. Mitt. des Ver. f. Gesch. in Hohenz. 32 (1898—1899), S. 93—160.

§. 27. ³⁾ Mon. Germ. hist., Script. XV, 445 ff. Übersetzung bei Barth, Hohenzollernsche Chronik, Sigmaringen 1862, S. 62 ff. Brentano hat der Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ ein selbstverfaßtes, volkstümlich anmutendes, schlichtes Lied über St. Meinrad eingefügt (Bodes Ausg. in Bonges Klassikern Bd. 2, S. 339 f.). Mehrere Veränderungen der Sage bei Stumpf, Schweizer Chronik, Zürich 1548, S. 106. Bei ihm das Ibykusmotiv. Verwiesen sei noch auf Stillfried, Altertümer u. Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses Hohenz. Neue Folge. Bd. 1, Berlin 1859. L. Schmid, Der heilige Meinrad in der Ahnenreihe des erlauchten Hauses Hohenz. Sigmaringen 1874. Meyer von Knonau in der Allgem. Dtsch. Biogr. Bd. 21, S. 238 f. und Justus Landoit, Ursprung u. erste Gestaltung des Stiftes Maria-Einsiedeln, ebd. 1845. S. 21 ff.

§. 27. ¹⁾ Stillfried, Die Burg Hohenzollern, Berlin 1870, S. 62. Vgl. noch Seb. Locher, Mitt. des Ver. f. Gesch. in Hohenzollern 19 (1885—1886), S. 106; Quelle ist Petrus, Suevia eccles. S. 781—783.

3. Irmentrud.

§. 28. ¹⁾ So vermutet Schmid, Älteste Gesch. II an vielen Stellen, namentlich S. 139 ff. Dagegen die Ausführungen bei Großmann, Genealogie S. 133 ff. zu Anm. 3. Adalbert wird erwähnt von 1095 (dem Gründungsjahr des Klosters) bis 1101, Mönch seit 1099, dort auch beigesetzt. R. J. Glaz, Gesch. des Klosters Alpirsbach auf dem Schwarzwalde, Straßb. 1877, S. 209 f. — ²⁾ „Der Badiſche Archivrat Leichtlin ist anscheinend der Erste gewesen, welcher 1825 die Meinung aussprach, daß die Zollern ihren Ursprung im Sülchgau hätten, und im Jahre 1831, daß sie von den schwäbischen Herzögen der Burckabinger abstammten.“ (So Großmann, Genealogie S. IX ff.). Diese Vermutung griff Prof. Dr. L. Schmid auf, und auch Märker und Riedel stellten sich ihr nicht entgegen. Schmid gründete dann darauf 1884—1888 sein Hauptwerk, die „Älteste Gesch.“ (vgl. Vorbemerkung zu S. 1 in den Anm.) in 3 Bänden. Noch kurz vor seinem Tode am 2. April 1898 veröffentlichte der hochverdiente Gelehrte im Alter von beinahe 88 Jahren seinen „Schwanengesang“: Beleuchtung und schließliche Erledigung der bis dahin noch schwebenden Frage von der Burckabinger Herkunft der Hohenzollern, Sigmaringen 1897, und glaubte fest, die ganze Streitsache und sagenhafte Herkunft für immer gelöst zu haben (vgl. Vorbemerkung zu den

Anm. zum 2. Abschnitt). — Der letzte Burchadinger, Burchard 2., starb 973. Zwischen ihm und Burchard von Zollern († 1061) klappt eine beinahe hundertjährige Lücke, die Schmid und seine Anhänger dadurch ausfüllen wollen, daß sie als Zwischenglieder die stammverwandten Grafen von Nellenburg einfügen; aber deren Verwandtschaft mit beiden Geschlechtern beruht auch wieder auf Vermutung. Schmid's Annahme ist nicht unnötig; aber er hat sie nicht, wie er glaubte, wissenschaftlich bewiesen. Über das Jahr 1061 kommt die Genealogie nicht hinaus (vgl. Anm. 4 zu S. 22). Denn ein Rudolf comes de Zolrn, der 1031 in den Mon. Boic. XXIII, S. 7 als Vorfahr der Hohenzollern erwähnt wird, ist „bei der unzweifelhaften Unechtheit dieser Urkunde“ zu verwerfen (Großmann, Genealogie S. 133, 1). Nicht einmal das Verwandtschaftsverhältnis jener beiden Burchard u. Wezil zueinander ist aufgeklärt. Aber die ganze Frage vgl. die schon mehrfach erwähnte „Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern“ von Großmann, Berner, Schuster, Zingeler S. 133 ff.

2. Aufl. Bd. 1, S. 107—108: „Der großen und hohen seulen im langwerf der fürchen von ainem stuch ist sich wohl zu verwundern, dergleichen das die von zwaien rindern sollen zum bau geführt sein worden, von denen das groß oxsenhorn und das hüftbein vor des münsters thür im vorschopff hangen, daher ich mir nit gnug verwundern kan etlicher dorheit, die do streiten, das solche und andere große seulen vor zeiten seien gegossen worden, darvon man doch in der geschrift nichts glaubwürdiges findt“ —

S. 29. ⁴⁾ Riedel, Gesch. des Preussischen Königshauses, Berlin 1861, Bd. I, S. 21. — Schmid, Älteste Gesch. II 148 führt aus *Monne*, Quellsammlung zur Badischen Landesgesch., Karlsruhe 1848, I 95 als Schwester Wenzels von Haigerloch (— 1162) eine Irmentrud an, die als Nonne zu St. Agnes in Schaffhausen (Schweiz) am Ausfah gestorben ist; doch läßt der Quellenbeleg ihre Herkunft durchaus fraglich; denn Witte, Die ältesten Hohenzollern und ihre Beziehungen zum Elsaß, Straßburg 1895, S. 30 hält sie für eine Tochter des Grafen Adalbert von Mörsburg.

4. Die Hohenberger.

L. Schmid, *Gesch. der Grafen von Zollern-Hohenberg* 2 Bde., Stuttgart 1862. Der 2. Bd. enthält Monumenta Hohenbergica: Urkundenbuch zur Gesch. ufw. — Theodor Schön, *Gräfin Gertrud (Anna) von Hohenberg, die erste deutsche Königin aus dem Hause Zollern. Mitt. des Ver. f. Gesch. u. Altertumsk. in Hohenz.* 34 (1900–1901), S. 1–32.

²⁾ Zimmernsche Chronik, 2. Aufl. Bd. 4, S. 123—124.

5. Die Burgen Hohenzollern, Hirschberg und Schalksburg.

S. 32. 1) L. Egler, *Mythologie, Sage u. Gesch. der Hohenzollernschen Lande*. Sigmaringen 1894, S. 5 f. — 2) Aus Hauffs Märchen „Wirtshaus im Speßart“ die Sage vom Hirschgulden.

Dichterisch bei Egler, S. 84 ff. Hauff hat diesen Schwank gewiß aus der Volksüberlieferung geschöpft.

S. 34. ³⁾ Egler, Mythologie S. 10.

S. 34. ⁴⁾ Egler, S. 79 f. Es sei noch darauf hingewiesen, daß die einstige Meinung, die Schalksburg sei der Stammsitz der Hohenzollern und die Kapelle zu Burgfelden deren ältere Grabstätte, schwerlich haltbar, sondern gewiß eine „Sage“ ist. Das Wandgemälde, das den Anlaß dazu gegeben hat, kann nicht den Tod der im Jahre 1061 gefallen Grafen Wezil und Burkard darstellen, weil die Figuren einen Heiligenschein tragen. Die Burg wird auch erst zwei Jahrhunderte später erwähnt als der Hohenzollern (Witte, Die älteren Hohenz. in ihren Beziehungen zum Elsaß, Straßburg 1895, S. 116—120).

6. Die Gründung von Kloster Stetten.

S. 36. ¹⁾ Pöcher in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern XIX 97 ff. L. Egler, Mythologie S. 55 ff. — ²⁾ Zimmernsche Chronik I 291—294.

S. 37. ³⁾ Beide ruhen höchst wahrscheinlich noch dort (Genealogie S. 59 „Friedrich 5.“). Von diesem Friedrich stammt das älteste Hohenzollernwappen in Farben. Aus dem Kloster Stetten bei Hechingen, der ehemaligen Zollerischen Grabstätte, ist es in die Michaeliskapelle der Burg Hohenz. gebracht worden und wird dort aufbewahrt. Vgl. Seb. Pöcher in den Mitt. des Ver. f. Gesch. in Hohenzollern 19 (1885—1886), S. 97—107.

7. Die Heiligenkreuz-Linde am Hohenzollern.

S. 41. ¹⁾ Die erste Sage aus Barth, Hohenzollernsche Chronik, Sigmaringen 1862, S. 149—155, Stillsfried, Beschreibung der Burg S. 12 f. und neuzeitlicher Fortbildung gemischt. Berthold von Mildenstein heißt der Schütze bei Egler, Mythologie, S. 64 ff. Dort noch S. 204 f. eine Fassung von 1731. Die zweite Sage in der Zimmernschen Chronik I 450, 14—452, 11. Hinterher noch zwei ähnliche Sagen aus Konstanz und der Gegend um das Kloster Wald zwischen Sigmaringen und Überlingen. Nach Zingeler, Hohenzollern S. 39 verlegt die heutige Sage das Ereignis beim Kloster Wald in den Dreißigjährigen Krieg! — Es handelt sich um Graf Jos Niklaus 1. (1433—1488), genannt der „Natterer“, weil er „Boß Natter“ zu fluchen pflegte (vgl. Manns, Graßsch. Hohenz. S. 38; dort fälschlich 1439. Auf S. 61 f. die erste Sage). Er baute mit Hilfe des kurfürstl. Hauses Brandenburg die 1423 zerstörte Stammburg 1454 wieder auf. Wiedergabe eines alten Bildes über den Frevel in den Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Altertumskunde in Hohenz. 1873—1874, Tafel 9.

8. Graf Friedrich 12. von Hohenzollern, der Öttinger.

Manns, Graßsch. Hohenz. S. 1—37. Den Öttinger hat Gustav Schwab in seiner Ballade „Der Graf von Zollern“ und Ludwig Laistner in der Novelle „Henrike“ (Novellen aus alter Zeit, Berlin Wilh. Herz, 1882) dichterisch gestaltet; auch Ludwig Egler widmet ihm in der „Mythologie usw.“ ein langes Gedicht in Nibelungenstrophem.

G. 43. 1) Dieser Klatsch stammt aus der Zimmernschen Chronik I 264.

(S. 47. ²⁾) Diese Geliebte heißt nach Manns, Grassich, Hohenz. S. 17 heute mitunter Amasia de Messingen (Mößingen). Aus Amasia sei die Bezeichnung „Meze“ entstanden (S. 302, Anm. 12). — ³⁾ Vgl. z. B. Wilibald Alexis, Der falsche Woltemar, 1. Buch, 18. Kapitel, die ergötzliche Geschichte von Hans Lüddecke. — ⁴⁾ Zimmernsche Chronik I 276. Sie sagt selbst, die Verse seien in unscharfem Latein geschrieben; eine Übersetzung macht deshalb Schwierigkeiten: Im Jahre 1423 belagerten die Reichsstädte das edle Zollernschloß, das bis dahin wie ein Gestirn glänzte, am 15. Mai, wobei die eigne Besatzung, die gesont wurde, es übergab. Daß nicht mit Gewalt verfahren war und man die Gefangenen aus dem Verließ geführt hatte, erregte das Herz zweier Grafen, leiblicher Brüder, zur Zwietracht; Stttinger war der erste, aber nicht weniger Eittelfriz; des väterlichen Besitzes beraubt, wurden sie aus dem Lande getrieben.

S. 49. ⁵⁾ So die Zimmernsche Chronik; aber die Gräfin starb erst 1444.

9. Die Wolfsjagd in Nürnberg.

S. 49. Älteste Aufzeichnung angegeben bei Samuel Wilhelm Netters, Zweiter Versuch einer Gesch. der durchlauchtigsten Herren Burggraven zu Nürnberg usw., Frankfurt u. Spz. 1753, S. 310—333. Vgl. die Erzählung von M. Voebell Ein Blatt aus der Geschichte der Hohenzollern, Der Bär 1893, S. 633 bis 635 u. 642—643. Es handelt sich um die Söhne Johann und Siegmund des Burggrafen Friedrichs 3. von Nürnberg († 14. August 1297) und seiner Gemahlin Elisabeth von Meran. Der Mord geschah um den 1. Sept. 1261, jedenfalls vor dem 12. April 1262 hinter dem Deutschen Hause in der Nähe von St. Jakob bei Nürnberg; Beisetzung am 4. Sept. in dieser Kirche. Vgl. Genealogie S. 7 und namentlich S. 182—184. Die Herausgeber „verweisen den Mord . . . aus dem Reiche der Fabel wiederum in den historischen Wahrscheinlichkeit“. Gleichwohl lasse ich die Geschichte hier stehen.

10. Die Wahrsagungen der künftigen Größe des Hauses
Hohenzollern.

C. 51. ¹⁾ Die Sage über die Auffindung bei Weisse. *Vaticinium metricum* D. F. Hermann, Berlin 1746, S. 13 ff. Aber schon Gottsched ist sie in seiner Übersetzung des Bayle'schen Wörterbuchs 1742 bekannt, 2. Teil, S. 106 unter *Catalodus*. Vgl. die sehr wichtige Arbeit von G. Sello, Lehnin. Berlin 1881, S. 205. Die Weissagung wird auch erwähnt von Christian Heinrich Velsen im Märzheft von 1748 seiner Monatschrift: *Curieuse Natur-, Kunst-, Staats- und Sittenpräsentien*. 96 von den 109 Versen wurden gedruckt zuerst bei Georg Peter Schulz, Das Gelehrte Preußen Teil IV 4, Juli, Thorn 1723, S. 289 ff. Der zweite Druck dieser Verse in [Georg Seylers] *Preussischem Wahrsager von Zoroaster 1741* enthielt eine Übersetzung in schlecht gereimten Alexandrinern. Die obige Übersetzung von Dr. Eduard Wilhelm Sabel, *Literatur der*

jogen. Lehninschen Weissagung. Heilbronn 1879, S. 18—21. Die Darstellung Theodor Fontanes im 3. Bande (Havelland) der Wanderungen durch die Mark Brandenburg ist in den Übersetzungen nicht immer genau! Freilich weichen auch die zahlreichen sonstigen stark voneinander ab, weil es die vielen Handschriften tun. Die Weissagung gehört eigentlich nicht hierher; denn sie ist ein literarisches Kunstwerk und wie die Prophezeiungen der jüdischen Propheten (vgl. Delitzsch, Die große Täuschung, Stuttgart 1921), der Pythia, der sibyllinischen Bücher des Altertums und des Mittelalters eine zu bestimmten Zwecken abgefaßte Kampfschrift, nämlich gegen die protestantischen Hohenzollern zur Verherrlichung der katholischen Kirche und zur Werbung für sie und läßt sich, wie alle solche „Wahr sagungen“, da, wo sie nicht die schon bekannte Vergangenheit betrachten, nach Belieben drehen und deuteln. Von Vers 76 an hapert es denn auch bedenklich! Auf jeden Fall richtet sich die Schmäh schrift von selbst mit der Behauptung, die Hohenzollern würden im 11. Gliede aussterben. Das ist nicht geschehen, und damit ist auch die anmaßende Behauptung im 2. Verse, als sei die Schrift von Gott eingegeben, zum mindesten als Lästerei zurückzuweisen. Wenn das nach katholischer Lehre möglich wäre, könnte sich der so Begnadete auf keinen Fall auch in noch so geringfügiger Hinsicht irren! Schon die Fabelei in Vers 43 über Kurfürst Johannes Verbsamkeit (vgl. S. 70 und Anm.) beweist, daß die „Weissagung“ sich auf Melanchthons Erzählung stützt und also da nach abgefaßt ist. — Ich führe nur die wichtigsten Schriften an, die leicht den Weg zu tieferem Studium haben: Adolf Hilgenfeld, Die Lehn. Weiss., Epz. 1875. Sabell (vgl. oben). Johannes Schrammen, Des sel. Bruders Hermann aus Lehnin Prophezeiung . . . Köln 1888. Max Ruge, Bemerkungen zu dem Vat. Lehn. Programm des Berl. Gymn. zum Grauen Kloster 1889 und Hans Schneider, Aber die Handschriften des Vat. Lehn., ebd. 1890. Franz Rammers, Die Lehninsche Weissagung über das Haus Hohenzollern. Geschichte, Charakter und Quellen der Fälschung. Münster 1897 (katholisch; eine glänzende, abschließende Untersuchung). Zu welchen Verirrungen der menschliche Geist durch Wunderglauben verführt werden kann, mag der Seelenforscher ersen aus der Schrift von einem Professor (!) Franz Spirago in Prag, Die Zukunft Deutschlands nach der Lehn. Weissagung, Lingen (Ems) 1921. Es lohnte sich nicht, diesen traurigen Anflug hier zu erwähnen, wenn er nicht schon in 4. Aufl. die Geister durch den Anschein tiefster Gelehrsamkeit verwirrte. Falsche Angaben und scholastische Spitzfindigkeiten durchziehen das unkritische Machwerk des bedauernswerten Verfassers. Vgl. Rügler in den Mitteilungen des Vereins f. d. Gesch. Berlins Oktober 1921. Mag jeder nach seiner Art selig werden! Aber wer im Ernste behaupten kann, daß die Leiber der heiligen drei Könige vorhanden seien und seit Barbarossas Zeiten (1162) im Kölner Dom ruhen, beweist endgültig, daß wissenschaftlich mit ihm nicht zu streiten ist. — Der Verfasser der Weissagung ist unbekannt. Daß es der Propst Andreas Fromm von der Berliner Petritirche sei, sucht Hilgenfeld zu beweisen. Dagegen Fontane Bd. 1 der Wanderungen (Grafschaft Ruppın),

§. 60—70. Bailleu glaubt an einen in der Stadt Brandenburg oder deren Umgebung wohnenden katholischen Märter um 1691 (Ztschrft. für preuß. Gesch. u. Landeskunde Bd. 15 (1878, S. 368—370). H. Pröhle, Die Lehn. Weisag., Berl. 1888, sucht die Ansicht Gieseler's zu stützen, daß Niclas von Zitwiz der Verfasser sei, ein 1704 als Abt des Benediktinerklosters Hugsberg verstorbener Konvertit, der die Fälschung 1692 in der Form und unter Verwendung von Vergils Bucolica geschmiedet habe. — Daß Friedrich der Große sich die Weisagung erklären ließ, berichtet der Baron Christophle Louis de Sedendorf in seinem Journal secret, beigegeben dem 2. Bde. der deutschen Uebersetzung der „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königl. Preussischen Prinzessin (!) Friederike Sophie Wilhelmine . . .“ Sübingen, Cotta, 1810 und 1811, S. 157 zum 2. Oktober 1736. Friedrich war damals krank und glaubte, dem Tode nahe zu sein. S'étant fait expliquer par Natzmer le vaticinium leninense, il a dit: „Je ne serai pas pessimus: je mourrai donc.“ —

§. 59. ²⁾ Diese Weisagung aus dem Jahre 1506 deutet Leutinger (1554? —1612) an De Rebus Marchiae Brandenburgensis, ed. Krause 1729, Lib. 1, S. 18 § 19. Nach einer handschriftlichen Chronik der Stadt Berlin in der dortigen Staatsbibliothek (Ms. Bor. in Fol. Nr. 29) teilt sie mit Béringuier „Der Bär“ 3. Jhrg. (1877), S. 21. In den Werken Carions läßt sie sich nicht auffinden. Rentsch sieht sie im Brandenburgischen Cedern-Hain 1682 S. 510 schon als erfüllt an. Vgl. allgemein Ramper, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage, München 1896, S. 150.

§. 60. ³⁾ Er lebte von 1530—1595 oder 1596. Vgl. die Allgem. deutsche Biographie, volkstümlich Rügler, Aus Alt-Berlin, Ep3., Quelle & Meyer, 1914, S. 97—108. — ⁴⁾ Lebte von 1554(?)—1612. Opera, ed. Küster 1729, Teil 2, S. 1239.

§. 61. ⁵⁾ Das ist der „Preussische Wahrsager“ (vgl. S. 51, Anm. 1) und der „Europäische Staatswahrsager“, Bremen 1741 und 1758. — ⁶⁾ Haino Flörke ist also ein ganz besonders Begnadeter (nach Spiragos Ansicht; vgl. Anm. 1); denn er schickt seine Weisagung aus dem Himmel — Vorläufer des Unfugs mit den Himmelsbriefen im Weltkrieg!

§. 61. ⁷⁾ Béringuier, Alte und neue Prophezeiungen von der künftigen Größe des Hauses Hohenzollern, in der Zeitschrift Der Bär 3. Jhrg. (1877), S. 24. — Ich übergehe die Weisagungen, die aus Mißbrauch oder besser grobem Unfug mit der Bibel entstanden sind, wie z. B. die des Schlossermeisters Rohde in Potsdam (vgl. Max von Desselb im Bären 1883 [9. Jhrg.], S. 294. 321. 345). Auch die auf den Kriegsausgang bezüglichen dürfen füglich fehlen. Die gewiß schöne Phantasie über die letzte Schlacht am Birkenbaum kehrt in mannigfacher Abänderung in vielen Gegenden Deutschlands wieder. Man mag sich über sie unterrichten bei Dr. F. Rohr, Die Entscheidungsschlacht des Europäischen Krieges am Birkenbaum, Verlag von J. u. A. Temming, Bocholt i. W. 1917, oder auch zu Anfang der prachtvollen plattdeutschen Dichtung von Karl Wagenfeld, De Antichrist, Warendorf i. Westf., J. Schnell-

scher Verlag. Ein mystisches Zahlenspiel, das die Wiederherstellung der Hohenzollernherrschaft für den 19. März 1927 ankündigt, enthält das Jahrbuch des Deutschen Kriegerbundes für 1921 (Kryffhäuser-Verlag, Berlin W. 50), S. 42—44. Der Mitteilender hat sie angeblich den Papieren eines alten Herrn (welches?) vom Jahre 1849 entnommen, wo berichtet wird, daß eine Zigeunerin dem alten König Wilhelm dies nach dem Attentat in Baden in jenem Jahre weisagte. Anderen „Kriegsaberglauben“ stellt Ulrich Bunzel zusammen in den Mitt. der schles. Gesellschaft für Volkskunde 20 (1918), S. 41—71. F. Zur Bon sen, Die Völkerschlacht am Birkenbaum, 4. Aufl. 1916. Karl Wehrhan, Zur Örtlichkeit des Birkenbaums, Ztschr. f. rhein.-westf. Volkskunde 16, 47—48.

11. Die Topplersage.

§. 62. Eine Wappensage — besser ein Verstoß gegen das achte Gebot, womit sich, wenn so etwas heute geredet würde, der Staatsanwalt zu beschäftigen hätte. Haenle im 38. Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelfranken 1871, S. 1—87. Die Würfelgeschichte steht in der Chronik von Göttingk, einem Magdeburger, der von 1632 bis zu seinem Tode 1679 in Rothenburg lebte und 1655 auch Bürgermeister dort war (abgedruckt bei Haenle). „Die Geschichte mit den Würfeln ist selbstverständlich eine Ausschmückung der Sage, welche aus dem auf dem Rathause und in der Jakobskirche angebrachten Toplerschen Wappen sich gar leicht bilden konnte. Das Wappen der Topler hat ein schrägliegendes Dreiecksschild mit Würfeln in der Hand. Topeln heißt im Alideutschen würfeln.“ (Haenle a. a. O. S. 23.)

12. Der Hohenzollern Kurhut und Schwert.

§. 64. ¹⁾ Graesse, Sagenbuch des Preussischen Staates. Glogau 1868, Bd. 1. S. 52.

§. 65. ²⁾ Andreas Angelus, Annales Marchiae Brandenb., Frankfurt 1598, S. 207. Hassitz, Microchronologicon (siehe die Anm. zu §. 68). Vgl. Julius Heidemann, Engelbert Wusterwih' Märkische Chronik nach Angelus u. Hassitz, Berlin 1878, S. 118 Anm. Samuel Seck, Versuch einer Gesch. der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau. Ebd. 1787, 2. Teil, S. 6 bis 11. Zu Rodinger noch Seelmann (folg. Anm.) S. 98 Anmerkung!

§. 66. ³⁾ Rollenhagen * 1542 zu Bernau, nördl. von Berlin, † 1609 in Magdeburg. Die Stelle im Froshmäuseler (hg. von Goedeke, 2. Teil, S. 113, Vers 47—60. Statt Ludwig muß es aber Friedrich heißen; vgl. Seelmann, Gesch.-Blätter für Stadt u. Land Magdeburg 24 (1889), S. 83—109.

§. 67. ⁴⁾ Die Stelle aus dem Stadtbuch, das verloren gegangen ist, überliefert aus Fidicin, Territorien der Mark Brandenburg, Nieder Barnim S. 18, Anm. 3 (Berlin 1857 bis 1864). Die Sage zuerst bei Ruhn, Märkische Sagen, Berlin 1843, Nr. 163. Bei der Belagerung ist weder der Kurfürst noch

einer seiner Söhne beteiligt gewesen: Sello, Die Einfälle der Hufiten usw., Ztschrft. für Preuß. Gesch. u. Landeskunde Bd. 19; dazu Mar Goerliker, Der hufitische Einfall usw. Programm der Luisenschule zu Berlin, 1891 u. 1892. Verwiesen sei auf das Volksschauspiel von Rudolf Lorenz, Die Hufiten vor Bernau, ebd. 1911, das alle diese überwiegend sagenhaften Vorgänge dichterisch hübsch gestaltet. Woher die Verse stammen, hat schon Sello nicht feststellen können. Richard Jecht, Der Zug der Hufiten nach der Mark (Forschgg. zur Brand. u. Preuß. Gesch. 1912, Bd. 25, S. 29—50) vermutet, daß sie auf die Stelle combusti sunt im Bernauer Stadtbuch zurückgehen (S. 42, Anm. 4). Aber der Ausdruck combusti fuerunt kommt auch mit Bezug auf die Abwehr der Hufiten bei Müllrose vor im Chronicon Archiepisc. Magdeb. (Script. rerum Germ. II 357). Sicher ist die Abwehr durch kochenden Brei sagenhaft. Sie wird von Konitz in Westpreußen 1433 und von Reppen und Drossen 1477 gleichfalls berichtet. Sogar noch bei Trautenau am 28. Juni 1866 sollen die Einwohner dies Mittel gegen die siegreichen Preußen angewendet haben! Vgl. Richard Schmitt, Die Gefechte bei Trautenau nebst einem Anhang über moderne Sagenbildung, Gotha 1892, S. 217—218. — ⁵⁾ Am bequemsten bei Holze, Die Berolinensien des Peter Hassitz, Schriften des Vereins f. d. Gesch. Berlins, Heft 31, Berlin 1894, S. 7—9. Romanhaft bei Wilibald Alexis, Der Roland von Berlin. Hassitz verlegt den Vorfall irrtümlich in das Jahr 1440. Aber nach Clauswitz (Einleitung zu Borrmanns Bau- und Kunstdenkmälern von Berlin, ebd. 1893, S. 38) ist auch 1448 nicht richtig, sondern eher 1446.

S. 68. ⁶⁾ Rykes Grabmal ist in Wittenberg heute nicht mehr vorhanden. Vgl. Rügler, Aus Alt-Berlin, Epz., Quelle & Meier, 1914, S. 81—86.

13. Der Mönch zu Uckermünde.

S. 68. Thomas Rantzows († 1542), Chronik von Pommern in hochdeutscher Mundart. Letzte Bearbeitung. Hg. von Georgaebel, Stettin 1897, S. 310. Oben nach Hassitz in Riedels Cod. Dipl. Brandenb. IV 1, S. 68; dort auch S. 302 vom Pfarrer Dionysius berichtet. Angelus, Annales Marchiae Brandenb., Frankfurt a. d. O. 1598, S. 230. Er merkt zu diesem Kunststück an: Der Teuffel nicht so kühne ist Als ein Mönch und alt Weib voller List. Solche Jägerkunststücke auch in Grimms Deutschen Sagen Nr. 257 und 258. Friedrich dem Großen soll am 10. April 1741 bei Laugwitz der Braten ebenfalls von einer Kugel heruntergerissen worden sein; vgl. Grünhagen, Aus dem Sagenkreise Friedrich (! so) des Großen, Breslau 1864, S. 15. Karl Wehrhan, Sagen aus Hessen und Nassau, Leipzig-Gohlis 1922, Nr. 107.

14. Die eiserne Jungfrau.

S. 69. Adalbert Ruhn, Märk. Sagen u. Märchen, Berlin 1843, Nr. 122 nach mündl. Quelle. Wortlaut oben bei Monke, Berliner Sagen und Erinnerungen, Epz., Quelle & Meier, 1911, S. 14. Die Sage von dem Marterwerkzeug hat sich gebildet im

Anschluß an eine Statue auf einem Fußgestelle neben dem Eiskeller. „Dies ist aber gänzlich unbegründet. Es war hier ehemals ein kleiner Garten, worin sich König Friedrich 1. mit der Gräfin von Wartenberg zu treffen pflegte . . . Die Statue war ein Zierat dieses kleinen Gartens.“ (So Nicolai, Berlin und Potsdam, 1786, 1. Teil, S. 109 Anm.). Von einem heimlichen Gericht schweigen alle geschichtlichen Nachrichten. Der Name „Grüner Hut“ kommt zum ersten Male vor in einer Verordnung Joachims 2., also rund 100 Jahre nach Erbauung des Schlosses. Der Turm war ein Schloßgefängnis für geringere Vergehen des Hofgesindes. Der Name kann nicht wegen des grünlich schimmernden Kupferdaches gegeben worden sein, da zur Zeit seines ersten Auftauchens der Turm mit Schiefer gedeckt war. Friedrich Rabe, Die eiserne Jungfrau oder das heimliche Gericht im königlichen Schlosse zu Berlin. Ebd. 1847.

15. Der Hase im Schloßkeller.

S. 69. Ruhn, Märk. Sagen, Berl. 1843, Nr. 120.

16. Das sonderbare Bild im Schloßhofe.

S. 69. Ruhn, Nr. 121.

17. Kurfürst Johanns Beredsamkeit.

S. 70. Der Beinamen „Cicero“ geht auf die vorne überlieferte sagenhafte Erzählung Melanchthons zurück im Vorworte vom 12. August 1557 zu Johann Schoffers Lobgedicht auf den Ruhm der Hohenzollern Insignia ill. et inclytæ familie Marchionum Brand. Sie ist abgedruckt im Corp. Reform. IX 218. Vgl. F. Wagner, Kurf. Joh. v. Brand. kein Cicero, Forschgg. zur Brand. u. Preuß. Gesch. 14 (1901), 45–68. Melanchthon verlegt das Ereignis in das Jahr 1486. Dies ist ebenso unhaltbar wie die Zeitangaben anderer Geschichtschreiber; Johann ist damals nämlich gar nicht in Schlesien gewesen. Melanchthon hat seinen Bericht 25 Jahre nach dem Tode des Erzählers niedergeschrieben, wahrscheinlich aus dem Gedächtnis, wobei ihm ein Vorfall aus dem Jahre 1474 vorgeschwebt hat; aber Johann ist auch dabei unbeteiligt gewesen. Zuerst nennt Reineccius ihn Cicero in: Chronica des Chur- und Fürstlichen Hauses der Markgr. zu Brand. Wittenberg 1580. Sonst wird er nach seinem Körperbau Magnus genannt. Auch die Zahl der Pferde wird später anders angegeben. Die großen Kenntnisse im Lateinischen, um die es sich bei einer Verhandlung zwischen Deutschen, Ungarn, Böhmen und Polen damals nur gehandelt haben kann, hat Johann gleichfalls nicht besessen. Friedrich der Große sagt in den Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg spöttisch und doch so richtig: „Un prince qui peut décider les litiges par la force des armes est toujours un grand dialecticien; c'est un Hercule qui persuade à coups de massue.“ (Akademieausg. seiner Werke, Berlin 1846, Bd. 1. S. 14.)

18. Joachim 1. und die Raubritter.

S. 71. Quelle ist: Creusing (2. Hälfte des 16. Jhrh.), Märktische Fürstenchronik, hg. von Holke in den Schriften des Vereins f. d. Gesch. Berl. 23 (1886), S. 157 f. Dazu S. 36–39,

wo „diese reine Erfindung“ näher beleuchtet wird und auch die Verse auf die Raubritter (Vor Lüderitz und Röckeritz . . .) auf ihren wahren Gehalt untersucht werden.

19. Joachim 1. und die geheime Kunst.

§. 72. Hassfitz (Ende des 16. Jhrh.), *Microchronologicon*, Holzes Ausgabe in den Schriften des Vereins f. d. Gesch. Berlins 23, 1894, S. 26—29. Der Mönch aus Landsberg wird erwähnt schon bei Thomas Rantzow († 1542), Ausg. von Gaebel, Stettin 1897, Bd. 1, S. 397 Anm. 2. In Spandau kommt 1540—1542 ein Pfarrer Johann Herz (Cordus) aus Zerbst vor und 1567—1578 Johann Aquila aus Luckau; vgl. Daniel Friedrich Schulze, *Chronik von Spandau*, hg. von Otto Recke, Spandau 1913, S. 128. 129. (Staatsbibl. in Berlin Td 9719). Ein Sagenschwank, den Volke auf Joachim 1. und Carion bezieht, steht in den *Forschgg. zur Brand. u. Preuß. Gesch.* Bd. 11 (1898), S. 201—204.

20. Joachim 1. auf der Jagd.

§. 72. Handschriftliche Chronik des Vöcelius, *Marchia illustrata* (Anfang 16. Jhrh.) in der Staatsbibliothek zu Berlin. Vorne Wortlaut nach Hassfitz (vgl. Anm. zu Abschnitt 19). Bedmann, *Histor. Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg*, Berlin 1751, Teil 3, S. 782 f. spricht von Joachim 2. und Köpenick. Aber diesem kündet bei Köpenick noch ein Hirsch mit einem Kruzifix zwischen den Geweihen Unheil (Bedmann a. a. O.). Hassfitz (a. a. O. S. 67) weiß noch nichts von diesem Aussehen. Eine andre Jägersage über Joachim 1. und einen wütenden Eber beim ehemaligen Hause zum „Schweinskopf“ in Plökensee bei Berlin bringt Monke (Anm. zu S. 69, Abschnitt 14), S. 26 f. nach mündlicher Überlieferung (auch „Brandenburgia“ vom März 1908).

21. Bärens Kirchhof.

§. 73. Bedmann (vgl. Anm. zu Nr. 20), Teil 1, S. 782. Es handelt sich um ein altes Hünengrab. Vgl. Schwarz, *Märkische Forschgg.* 11, 267—270 und Nachtrag im „Bären“ 4 (1878), S. 69—70.

22. Jagdschloß Grunewald.

§. 74. Vgl. Schwarz, *Sagen u. alte Gesch. der Mark Br.*, S. 28—30. Über Anna Sydow: Joh. Carl Corr. Delrichs, *Beiträge zur Brand. Gesch.*, Bln., Stettin u. Lpz. 1761, S. 209—220. Dazu Friedr. Holze, *Magdalena von Brandenburg*, Märk. Forschgg. 1887, S. 171—206. Ihr Todesdatum wird nur in der Chronik der Kölner Stadtreiber überliefert (Schriften des Ver. f. d. Gesch. Berlins 1, 1865, S. 10). Über den Hirsch gegen Schluß vgl. Anm. zu Abschnitt 20.

23. Markgraf Hans von Küstrin.

§. 76. Die Sage (?) von der unerkannten Wanderschaft bei Leutinger (vgl. Anm. 4 zu S. 60), Lib. XII, § 22 (ed. Krause S. 441). Wie Hans in Sternberg, so wandert auch der Alte Friß umher (Lemke in *Brandenburgia* 2, 211), Der Wendenkönig

(ebd. 12, 28), Herzog Friedrich von Jnnbruck (ebd.), Friedrich Wilhelm 1., Prinz Friedrich Karl u. v. a. m. Die Sagen über Hans zuerst bei U. Ruhn und W. Schwarzk, Norddeutsche Sagen, Märchen u. Gebräuche, Epz. Brockhaus, 1848, Nr. 38 u. 39, ferner Schwarzk, Sagen u. alte Geschichten der Mark Brand., Nr. 76. 77. 80. 120 und Müller, Sagenbuch des Landes Friedeburg in den Schriften des Vereins f. Gesch. der Neumark Heft 23 (1909), S. 1—48, Nr. 6: Markgraf Hans auf der Jägersburg. Sogar im Kyffhäuser will ihn ein phantasierender Tischlergeselle aus Nordhausen gesehen haben. So erzählte eine Frau in Straußberg in der Mark; ihr hatte es ihr Mann mitgeteilt, der aus Nordhausen stammte: Ruhn u. Schwarzk S. 222, Nr. 10 und Anm. dazu S. 497 (vgl. dazu in unserm Vorwort die Stelle über Friedrich den Großen bei Schildhorn). Viele Sagen von Hans werden auch auf den Markgrafen Karl von Schwedt übertragen und auch auf einen Ritter Kurt, der auf dem großen Burgwall gewohnt haben soll, einer Insel im Ober-Mäersee (Brandenburgia 5, 247). Daß im 18. Jhrh. Sagen über Hans umliefen, bezeugt Gottfr. Traugott Gallus, Gesch. der Mark Brand. für Freunde historischer Kunde, 2. Aufl., Züllichau u. Freystadt 1799, 3. Bd. S. 7 unten: „Noch bis jetzt pflanzen sich in der Provinz mündlich zum Theil abentheuerliche Erzählungen von den Zauberkünsten Johanns fort.“ Veranlaßt sind sie durch Johanns Vorliebe für die Sterndeuterkunst, die die Quellschriftsteller bezeugen. Franziskus Hildesheim berichtet, Carion habe sogar den Namen von Johanns Schutzgeist festgestellt als Bathsitihadel (Küster, Collectio opusc. ad. Hist. March. 1753, 22.—24. Stück, Nr. 4, S. 69). Seine Gruft soll einer „merkwürdigen Sage“ nach gegen Ende der siebziger Jahre des 19. Jhrh. durch einen gewaltigen Blitzschlag freigelegt worden sein. Den wahren Sachverhalt teilt Berg mit: Schriften des Ver. f. Gesch. d. Neumark 7 (1898), S. 203 und nochmals mit Abbildungen im Hohenzollernjahrbuch 10 (1906), S. 130—137.

24. Die Gründung Küstrins.

S. 80. Siegmund Justus Ehrhardt, Altes u. neues Küstrin, Glogau 1769, S. 20—21. Ähnlich berichtet O. Monke aus dem Jahre 1905 in der Brandenburgia 15 (1907) 266, der alte Fritz habe befohlen, in der Nähe von Potsdam ein Dorf anzulegen. Auf seine Frage, wie es denn heißen solle, antworteten die Maurer: „Wo, wer wees“ (= Nowawes)! — In den am meisten verbreiteten Sagen fehlt aber die Beziehung zu Hans.

25. Pastor Greulich und Markgraf Hans.

S. 80. W. Schwarzk, Nachlese zu den Sagen u. alten Gesch. der Mark Brand. „Der Bär“ 2 (1876), S. 116—117.

26. Die weiße Frau.

S. 81. Wichtigste Quellen u. Schriften: Rentsch, Brand. Cedern-Hain, Bareut 1682, S. 318—319: Frauen von Orlamünd hindern 4 Augen und 2 Rind. Bruchius, Chronologia Monasteriorum Germaniae praecipuorum etc., Sulzbaci 1682, S. 133—134. Jacob Schmidt, Collectionum Memorabilium Colonensium Decas I, Berlin 1733, S. 47—50. Falkenstein,

Nordgauische Altertümer, Schwabach 1734, Bd. 3, S. 151 ff. Dorf Müller, Gesch. u. Beschreibung der Pfaffenburg, 1816, S. 30–31. von Raumer, Die weiße Frau im Schlosse zu Berlin in Ledeburs Allgem. Archiv für Geschichtsfunde des Preussischen Staates Bd. 4, S. 97–113 (Berlin 1831). Minutoli, Die weiße Frau, Berlin 1850. Nicolaus Hoyer, Die Stammjagen der Hohenzollern und Welfen, Düsseldorf 1857. Stillfried, Altertümer und Kunstdenkmale des erlauchten Hauses Hohenz. Neue Folge, Heft 2, Berl. 1859. Kraußhold, Die Weiße Frau und der Orlamünder Kindermord, Erlangen 1866 (dazu Histor.-politische Blätter für das katholische Deutschland Bd. 36, München 1870, S. 299–313), ders. im Archiv für Oberfranken 1869, Heft 1. Johannes Schrammen, Die Schicksals- oder Totenfrau im Hause der Hohenzollern. 2. Aufl., Köln 1888. Chr. Meyer, Zwei Dramen im Hause der Zollern, Hamburg 1890. Archiv für Gesch. u. Altertumsfunde von Oberfranken Bd. 11, Bayreuth 1870, S. 41 und ebd. Bd. 21, II (1900), S. 51. E. Verner, Die weiße Frau in Berlin im Jahre 1660, Hohenzollernjahrbuch 8 (1904), S. 237 bis 242 (mit Bücherangabe) und Fr. H. Hofmann, Ein Bildnis der weißen Frau, ebd. S. 242–243. — Grimm, Deutsche Sagen Nr. 263. 585, auch Nr. 445 und die Anmerkungen dazu. Karl Wehrhan, Die deutschen Sagen des Mittelalters, 2. Band, München 1920, Nr. 252.

S. 81. ¹⁾ Albrecht der Schöne, Burggraf von Nürnberg, geb. 1319, gest. 4. April 1361 zu Behrren (Batersdorf?); vgl. Tr. Märker, A. d. Sch., Berlin 1858.

S. 82. ²⁾ Kentsch, a. a. O. — ³⁾ Gemeint ist Joachims 2. Tochter Sophia, geb. 14. Dez. 1541, gest. 27. Juni 1564 im Schlosse Krummau i. Böhmen; vgl. Tr. Märker, Sophie von Rosenberg, Berlin 1864.

S. 83. ⁴⁾ Nicolai, Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin u. Potsdam, Berlin 1786, Bd. 3, S. 14 Anm. Er sagt noch: „Sie wagte es zwar noch einmal (nämlich zu erscheinen), unter R. Friedrich Wilhelm (dem Ersten); als aber der König das Gespenst von der Wache gefangen nehmen und öffentlich in die Fiedel (= an den Pranger) stellen ließ, so ist seitdem alles Spuken unterblieben.“ Zuerst bei Samuel Jacobi, Brand. Lyc. Spand. Rect., Die von Gott erschaffene unsichtbare Welt 1725 (hierzu Ludw. Geiger, Berlin 1688–1840, ebd. 1892, Bd. 1, S. 201 f.); vgl. noch Jacob Schmidt a. a. O. — ⁵⁾ Siehe Ledeburs Archiv a. a. O. — ⁶⁾ Hosprediger Ant. Brunzenius, Leichenpredigten auf die Churfürstin Dorothea, 1689. Ihm selber soll sie erschienen sein und den Tod des Gr. Kurfürsten angekündigt haben. Petrus Goldschmidt, Höllicher Morpheus Kap. 4, S. 165. — ⁷⁾ Schmidt, a. a. O. S. 49 und Goldschmidt a. a. O..

S. 84. ⁸⁾ Kentsch, a. a. O. S. 714. — ⁹⁾ Pöllnitz, Mémoires Bd. 1, S. 392, Berlin 1791. — ¹⁰⁾ Fritz Ellguth, Bär 5 (1879), S. 81 und 8 (1882), S. 10. 69. Erfunden von einem Schreiber für das Berliner Börsenblatt. Friedrich Wilhelm 3. spielt in eigenhändigen Aufzeichnungen über den Tod der Königin Luise auf die weiße Frau an; Paul Bailieu, Königin Luise's letzte Tage, Hohenz.=Jahrb. 6 (1902), S. 41

Anm. 1. Eine schwarze Frau erschien vor ihrem Tode im Charlottenburger Schlosse; vgl. den zeitgenössischen Brief, den Paul Seidel mittheilt im Hohenz.-Jahrb. 9 (1905), S. 323. Vor dem Tode der letzten Kaiserin ist sie nicht mehr erschienen; aber die große Glocke im Berliner Dom zersprang während des Trauer=geläuts an ihrem Begräbnistage — aus Weh um den Niedergang des einst so großen Volkes. — ¹¹⁾ Fr. Hofmann a. a. O. Das Bildnis in der Eremitage zu Bayreuth stellt in Wirklichkeit die Markgräfin Sophia-Luise von Brandenburg-Kulmbach dar († 1702).

S. 85. ¹²⁾ Vgl. Des Knaben Wunderhorn, Ausg. von Bode in Bong's Klassikern Bd. 2, S. 72: Albert, Graf von Nürnberg spricht. — ¹³⁾ Zuerst von Bruschius, a. a. O.

S. 87. ¹⁴⁾ Die Tochter des Grafen Charibert von Laon, Gemahlin Pippins des Kurzen und Mutter Karls des Großen, die 783 starb. Ihre ganze Persönlichkeit ist mythisch; vgl. Simrock, Bertha die Spinnerin, Frankfurt 1855. Bismarck sagte im Norddeutschen Reichstage am 24. Mai 1870: „Die Zeiten, wo Bertha spann, sind nicht mehr“ (d. h., die goldenen Zeiten sind vorbei).

27. Die Geisterkage.

S. 87. Haffitz bei Riedel, Cod. Dipl. Brand. IV 1, S. 107.

28. Die drei Linden auf dem Heiligengeistkirchhof zu Berlin.

S. 88. Wortlaut nach Schwarzk, Sagen u. alte Gesch. der Mark Brand. Nr. 5. Zuerst berichtet von Jacob Schmidt, Collect. memor. Berol. Decas Secunda, 1727, S. 28—30. Dazu Rüster, Altes und neues Berlin Bd. 1, 1752, S. 684 b. Die Linden waren schon zu Schmidts Zeit nicht mehr auf dem Kirchhof zu sehen. Beide weisen die Angaben eines „ungenannten Autors der Beschreibung des Elbstroms“ als falsch zurück, ohne das Buch näher zu bezeichnen. Es ist die „Ausführliche und Grundrichtige Beschreibung des ganzen Elb=Stroms usw.“ Nürnberg, In Verlegung Christoff Riegels, Druckts Andreas Knorzen Seel. Wittib. A. 1687. S. 735 (Staatsbibl. in Berlin S 13784). Vgl. noch Brandenburgia 5, 269. 284. 400—405; 6, 27; 9. 90; 13, 182—183 und die Abb. S. 190.

29. Der arme Schulze von Berlin und der reiche Saldern von der Plattenburg am Fehrbelliner Damm.

S. 89. Schwarzk (vgl. Anm. zu Abschn. 28) Nr. 109.

30. Tobelhof bei Berlinchen i. d. Neumark.

S. 90. Schwarzk in der Ztschrft. Der Bär 2 (1876), S. 105.

31. Die Einnahme von Rathenow und der Landrat von Briest.

S. 91. Schwarzk (Anm. zu Abschn. 28) Nr. 23. Quelle: „Offizierlesebuch“ Bd. 1 (1793), S. 152—153 in der Erzählung des 101 Jahre alten Majors von Götz, der Fehrbellin als Fahnenjunker mitmachte. Abgedruckt auch „Bär“ 12, S. 542 bis 543. Zur Kritik vgl. die Bücherangabe im 34. Abschnitt.

32. Das Kind an dem Denkmal des Großen Kurfürsten.

§. 91. Schwarz (Anm. zu Abschn. 28) S. 2—3. Zuerst bei Ruhn u. Schwarz, Norddeutsche Sagen S. 79, aber dann weiter ausgepinnen. Das „Kind“ ist der Kopf Minervas; denn Schlüter hat den Kurfürsten in römischer Imperatorenracht dargestellt. Deshalb hat sein Pferd auch keine Hufeisen, weil sie bei den Römern nicht üblich waren. Daß der Kurfürst losreiten könnte, ist eine Huldigung des Volkes für dieses wunderbare Meisterwerk ähnlich wie Lessings in seinem Singspiel: Ihr bleibet vor Verwundrung stehn . . .

33. Der Todeswürfel.

§. 92. Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit, Berlin 1833, Bd. 2, S. 33 ff.

34. Stallmeister Frobens Tod.

§. 93. Kleist, Prinz Friedrich von Homburg II 8. Zuerst angegeben von dem Freiherrn von Gundling in seinem nur handschriftlich vorhandenen Leben des Großen Kurfürsten vom Jahre 1708 (Staatsbibl. in Berlin, Ms. boruss. Nr. 167): „Der Kurfürst nahm sich hierauf einige Regimenter von dem linken Flügel und ging darauf in die Feind, auf welche der Feind ungemein canonicirte, so daß der Kurfürst sein Pferd verwechselt, weilens solches allzu leicht konnte erkannt werden, welches er seinem Stallmeister Frobenio, dessen Familie sich noch im Lande aufhält, gegeben, welcher aber gleich durch einen Stuch-Schuß erlegt worden, woraus man sahe, daß die Schweden Nachricht bekommen, was der Churfürst vor ein Pferd geritten.“ Daraus schöpfte der Baron von Poellnitz, Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers Souverains de la Maison de Brand., Berlin 1791, Bd. I, S. 91—92. Die Handschrift dazu ist 1754 abgefaßt; aus seinen Erzählungen aber nahm Friedrich der Große die Geschichte auf in seine Mémoires pour servir à l'hist. de la maison de Brand., Berlin 1751, S. 148—149. Gleichzeitige Quellen wissen nichts von dem Pferdewechsel, z. B. der 1686 als Reifemarschall verstorbene Augenzeuge Dieterich Siegmund von Buch, der ein französisch geschriebenes Tagebuch hinterließ; im Auszuge am bequemsten zugänglich bei Rinkenborg, Fehrbellin, Voigtländers Quellenbücher Nr. 50, S. 67. Pufendorf, Reb. Brandenburg. Lib. XIII, S. 998—999 berichtet nur: Ipse Elector aliquot alas e sinistro cornu ad strenue pugnandum animatas in hostem ducebat non sine maximo periculo, confertim fulminantibus Suecorum machinis; e quibus emissus globus Emanuele Frobenium stabuli praefectum retro istum equitatem prosternebat. Auch Johann Rungius von Breitenwalde erwähnt in seiner Leichenpredigt auf Froben, gedruckt in Frankfurt a. d. Oder 1675, nichts von diesem Ereignis; er hätte es sicher getan, wenn es geschichtlich wäre. Auf dem 1695 von Mercier hergestellten Wandteppich mit der Darstellung dieser Schlacht (vgl. Nicolai, Berlin u. Potsdam, 1786, S. 878), jetzt im Ausbau der Gobelinalgalerie, Saal 3 des königlichen Schlosses zu Berlin, reitet der Kurfürst einen Schim-

mel und Froben einen Braunen. Abbildung im Hohenzollernjahrbuch Bd. 1 (1897), zwischen S. 28 u. 29; dazu Max Jähns auf S. 32. — Karl Ed. Haase berichtet in den „Sagen aus der Grafschaft Ruppin“, ebd. 1887, S. 11 von einer alten Eiche in Neu-Ruppin, von der aus der Gr. Kurf. nach dem Volksglauben den über die kahlen Berge abziehenden Schweden nachgesehen haben soll. — Karl Gutzkow, Aus der Knabenzeit, Frankf. a. Main 1852, S. 50 erwähnt einen Stallmeister des Prinzen Wilhelm, der sonderbarerweise den Eigennamen „Major“ führte und bei Groß-Görschen als „ein geliebter, bewelter, treuer, brandenburgischer Froben“ fiel. Die näheren Umstände sind mir unbekannt. Ähnliches wird aus der Zeit Joachims 2. erzählt: Brecht, Der Bär 1875, S. 83 f. Durch Tausch seiner Kleider und seines Schimmels (!) soll auch Napoleon bei Austerlitz von dem Korporal Spohn gerettet worden sein; vgl. Otto Schell, Sagen des Rheinlandes Nr. 326 (nach Simon & Gohls 1922). — Wichtigste Schriften: Jahrbücher der Preuß. Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms 3., April 1799, S. 345–361; Verfasser ist der Rat König. H. von Gansauge, Veranlassung und Gesch. des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675, Berlin 1834. Voßberg, Märktische Forschungen 9 (1865), S. 345 ff. Schottmüller, Die Schlacht bei Fehrbellin, ebd. 15 (1871), S. 294–296. Witzleben u. Hassel, Fehrbellin; Berlin 1875, S. 105 u. 69*–70*. Schwarz, Ztschrft. für Preuß. Gesch. 13 (1876), S. 209–216. Brod, ebd. S. 354–357 und Programm von Friedeberg i. d. Neumark 1875, S. 23 u. 31. E. Brecht im Bären 1875, S. 83 f. Schwarz, Bilder aus der Brandenb.-Preuß. Gesch., Berlin 1875. Hünke, Forschgg. zur Brand. u. Preuß. Gesch. 10 (1898), S. 374 und 377.

35. Der Prinz von Hessen-Homburg bei Fehrbellin.

S. 94. Wortlaut nach Erich Schmidts Ausgabe der Werke Kleists, Lpz., Bibliogr. Institut, Bd. 3, S. 9, der in Kürze zusammenfaßt, was Friedrich der Große in den Mémoires (vgl. Anm. zu 34), S. 147–149 berichtet. Auch diese volkstümliche Darstellung hat Friedrich von dem Baron von Voellnitz Bd. I, S. 90, der aber an Stelle des Verbots anzugreifen den Befehl zum Rückzuge setzte, falls die Schweden gewillt wären vorzugehen. Die Verstimmung des Kurfürsten über den Prinzen ist geschichtlich und darin begründet, daß jener infolge der Erschöpfung der Truppen den Sieg nicht nach seinem Willen ausnutzen konnte. Über diese Entzweiung wurden allerhand Vermutungen laut, die man besser als leichtfertigen Klatsch bezeichnet denn als Sage. Sicher aus der Erzählung des 101 Jahre alten Majors von Götz (vgl. Anm. zu 31) stammt der in Kleists packendem Drama erwähnte Zug von Homburgs Frömmigkeit (S. 160, 167). — Joh. Jungfer, Der Prinz von Homburg, Berlin 1890, S. 81–89 und die zum 34. Abschnitt genannten Bücher. Auch Eugen von Savoyen soll bei Jenta am 11. Sept. 1697 und Zieten in der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757 gegen ausdrücklichen Befehl angegriffen und gesiegt haben. Beides ist ebenfalls unrichtig.

36. Der zerbrochene Ring.

§. 94. Gräffe, Sagenbuch des Preussischen Staates, Glogau 1868, Bd. 1, S. 31 nach Lothar, Volksagen u. Märchen, Lpz. 1820, S. 91. Zuerst bei Georg Gottfried Rüster, Altes u. Neues Berlin, Bd. 3, Bln. 1756, Sp. 548. — Vgl. hier noch Nr. 60. 61.

37. Der Neidkopf.

§. 95. Alexander Cosmar, Sagen u. Miscellen aus Berlins Vorzeit, Berlin 1831, Bd. 1, S. 14 ff. erzählt diese Geschichte zum ersten Male. Die Erzählung von Fr. Bertram steht im Gubitzschen Volkskalender von 1857. Wichtig: Louis Schneider in den Vermischten Schriften des Vereins f. d. Gesch. Berlins, Bd. 1 C. Berliner Denkmäler Tafel 3. Berlin 1865. Dazu Gottfried Rinkel, Mosaik zur Kunstgeschichte, Berlin 1876, S. 191. Ein Aufsatz von Frehdorf, Neidkopf und Krone zu Berlin, Brandenburgia 10 (1901—1902), S. 375 bis 384 bringt eine in so vergewaltigtem und schwülstigem Deutsch geschriebene Erklärung für dies Wahrzeichen, daß sie verstehen mag, wer will. Mielke, Brandenburgia 7 (1898—1899), S. 286 bis 294: „Der Neidkopf, auch der Berliner, ist ein Schutzsymbol wie die Neidschriften.“

38. Der Markgraf von Schwedt.

§. 99. E. W. Land, Blicke in das Volksleben der Uckermark, Prenzlau 1912, S. 106—108. — Im Jahre 1670 hatte die Kurfürstin Dorothea, die zweite Gemahlin des Großen Friedrich Wilhelm, die Herrschaft Schwedt erworben; nach ihrem Tode ging sie durch den Erbvertrag vom 28. Juli 1690 zunächst auf den Markgrafen Philipp Wilhelm über, den ältesten Sohn der Kurfürstin. Markgraf Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, der erste seiner Linie, starb im Jahre 1711; ihm folgte Markgraf Friedrich Wilhelm, sein Sohn, der bis zu seinem Tod am 4. März 1771 regierte. Als letzter der Markgrafen von Brandenburg-Schwedt übernahm nun der Bruder des Verstorbenen, der Markgraf Friedrich Heinrich, das Ländchen Schwedt; er verschied am 12. Dezember 1788. Das Markgraftum Schwedt fiel hiermit wiederum an den Hauptstamm der Hohenzollern zurück.

39. Das Haus mit den 99 Schafsköpfen.

§. 101. Schwarz, Sagen u. alte Geschichten der Mark Brandenburg Nr. 1 und die Anm. dazu. Das Haus hat Friedrich 1780 bauen lassen. Darin und davor, wie auch im „Stelzenfruge“ nach der Prenzlauer Str. zu, fanden die wöchentlichen Viehmärkte statt. Zur Erinnerung daran seien an dem Gasthause der Hirsch und die Widderköpfe angebracht worden.

40. Die Mühle bei Sanssouci.

§. 102. Wortlaut nach Schwarz. Vgl. Hertslet-Helmolt, 8. Aufl., S. 277—299. Die Erzählung kommt wahrscheinlich zuerst vor in Joh. Georg „Zimmermanns Briefen an einige seiner Freunde“, hg. von Kengger, Alarau 1830; überarbeitet in dessen Buche „Über Fr. d. Gr. und meine Unter-

redungen mit ihm kurz vor seinem Tode“, Karlsruhe 1788, 3. Aufl. Epz. 1788, S. 222. Über der Ausspruch „Ja, Ew. Majestät, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre,“ steht zuerst in den „Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs des Zweiten“. Berlin bei Johann Friedr. Unger, 8. Sammlung 1787, S. 86. Die Gesch. ist wahrscheinlich nach dem Vorbilde einer persischen Erzählung aus dem 6. Jhrh. nach Christo geschaffen (Büchmann, Geflügelte Worte, 24. Aufl., S. 302); vgl. auch 1. Buch der Könige 21. Aus dem Gedichte des Franzosen Andrieur (1759–1833) *Le meunier de Sans-Souci* stammt die Drohung: *Vous, de prendre mon moulin? Oui, si nous n'avions pas des juges à Berlin!* (gedruckt 1797) und aus Hebels Geschichte „König Friedrich u. sein Nachbar“ (Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes 1819, Bongs Ausg. 4. Teil, Nr. 264) die Antwort: „Wenn nur das Hofgericht in Berlin nicht wäre.“ Wie es sich in Wahrheit verhielt, untersucht Louis Schneider, *Die historische Windmühle bei E., Märkische Forschgg.* 6 (1858), S. 165–193.

41. Die Bittschriftenlinde in Potsdam.

S. 102. Schwarz, S. 37. Zuerst bei Karl von Reinhard, *Sagen u. Märchen aus Potsdams Vorzeit*, ebd. 1837, S. 219–224.

42. Friedrich der Große bei Zorndorf.

S. 103. Schwarz zuerst in den Märk. Forschgg. 8 (1863), S. 171–185, Nr. 2; wiederholt in den *Sagen u. alten Gesch.* 1. Aufl. 1871, S. 48–49, aber später weggelassen. Ich setze die Geschichte doch wieder her, weil ich sie vor langer Zeit bei einem Besuche in jener Gegend, wenn auch in etwas veränderter Form, so doch inhaltlich noch so gehört habe.

43. Der preussische Pfiff.

S. 104. Schwarz, 1. Aufl. S. 50 und auch später.

44. Der alte Dessauer als Herrenmeister. — Der Hofball.

S. 105. Wilibald von Schulenburg, *Wendische Volks-sagen und Gebräuche aus dem Spreewald*, Epz. Brockhaus, 1880, S. 37–38. Die nächste Geschichte ebd. S. 41.

45. Der alte Fritz und die Feiertage.

S. 106. Schulenburg S. 40.

46. Der Schlangenkönig.

S. 107. Reusch, *Sagen des preussischen Samlandes*, erst in der 2. Auflage, Königsberg 1863, S. 42–43.

47. Der alte Fritz ist kugelfest.

S. 107. Schulenburg S. 38.

48. Der große Schäfer von Braunsberg.

S. 108. R. E. Haase, *Sagen der Grafschaft Ruppin*, ebd. 1887, S. 25–27. Abgedruckt im „*Bären*“ 13 (1887), S. 460–461, gefürzt bei Lore, *Märkische Sagen*, Epz.=Gohlis 1921, S. 174

bis 175 und irrtümlich auf Friedrich Wilhelm 1. bezogen. Vgl. auch Grimms Deutsche Sagen Nr. 571: Landgraf Moritz von Hessen. Ähnliches mit Bezug auf irgendeinen russischen Kaiser teilt Elisabeth Lefke mit, Brandenburgia 12 (1903—1904), S. 31. Veranlaßt ist die Sage über Friedrich wohl durch seine Geldnöte als Kronprinz, wozu man Fontanes Wanderungen, Grafschaft Ruppin, S. 87 vergleichen mag. — Vgl. das Märchen Die Springwurzeln in den Deutschen Märchen seit Grimm, hg. von Paul Janert, Jena 1917, S. 177—179.

49. Das Sinkenneß.

S. 109. W. Lahn im „Bären“ 4 (1878), S. 38. Friedrich wird noch in einer ähnlichen Sage getäuscht bei Haase (vgl. Nr. 48), S. 120: Dem Müller in der Amtsmühle an der Straße von Wittstock nach Mirow erlaubte Friedrich zum Danke für freundliche Bewirtung nach einer Jagd, sich so viel Land anzueignen, als er in einer Stunde mit seinem Pfluge umackern könne. Der Müller zog mit seinem Pfluge eine weite Strecke rings um sein Gehöft herum eine Furche, die eine große Anzahl Morgen Landes einschloß, und durfte in der Tat dieses „umackerte“ Land behalten. — F. Bruns im „Bären“ 5 (1879), S. 115—116: „Böhmer Heide“ wird zu „Bohms Heide“ nordöstl. von Liebenwalde i. d. Mark. Friedrich habe sich dort verirrt und sei von einem Bauern Bohm zurechtgewiesen. Der solle sich eine Gnade ausbitten und erhält den Wald geschenkt. Aber der letzte Bohm soll die Heide unentgeltlich an den Staat zurückgeben. Jetzt aber gebe es so viele Bohms, daß der Staat schwerlich zu seinem Rechte gelangen werde.

50. Der alte Fritz und der Bauer.

S. 110. Schwarz, Nr. 20. Allgemein gehalten und weiter ausgesponnen bei Paul Janert, Deutsche Märchen seit Grimm; Jena 1917, S. 406 f.

51. Der alte Zieten kommt nicht in Verlegenheit.

S. 111. Schwarz, Nr. 40. Die Quelle für diese Geschichte hat Johannes Volke mitgeteilt: Forschgg. zur Brand. u. Preuß. Gesch. Bd. 11 (1898), S. 204—205. Es ist ein Schwank in einem Bande der Dresdener Bücherei (M. 5, S. 61), den um 1600 der Nürnberger Goldreißer Benedikt von Watt zusammengeschrieben hat. Dort sind es zwei Landsknechte, die sich auf diese Art foppen wollen. Zu verschiedenen Geschichten über den alten Fritz und Zieten vgl. Schwarz, Märk. Forschgg. 8 (1860), S. 174 f. Ein Schwank „De ole Fritz un de Bessenbinder“ in den Plattdeutschen Volksmärchen, gesammelt von Wilhelm Wigger, Jena 1914, S. 100—103.

52. Wie der alte Fritz zweimal Prügel bekommen hat, Zieten aber leer ausgegangen ist.

S. 111. Schwarz, Nr. 111 und Anm. dazu: Mittelalterliche Legende, worin Christus mit Petrus wandert. Dieser bekommt die Prügel.

53. Wie Zieten dem Könige grollte.

©. 112. H a a s e (vgl. zu Nr. 48), ©. 94.

54. Friedrich und seine Edelknaben.

©. 113. Die erste Geschichte gehört in das Reich der Sagen; höchstens einzelne Teile der Handschrift sind verbrannt. Sie stützt sich auf einen Vermerk des Vorlesers C a t t, der in einen von Feuer beschädigten und angefohlten, heute im Hohenzollernmuseum aufbewahrten Band der *Réflexions morales de l'Empereur Marc-Antoine* (tome I, Amsterdam 1740) eingetragen hat: *Ce pauvre Marc-Antoine a été brulé sur la table du roi en novembre 1763. L'histoire de la dernière guerre que Sa Majesté avait entièrement finie, fut dévorée par les flammes avec tous les matériaux sur cette même table. Sa Majesté me donna cet Antoine pour souvenir de l'incendie et de la perte qu'elle avait faite.* Vgl. Volz, *Hohenzollernjahrbuch* 13 (1909), ©. 29 und Hertslet, 8. Aufl. ©. 274. — Quelle der zweiten Geschichte ist Nicolai, *Anekdoten* Heft 4, Vorwort ©. XXII.

55. Am Abend nach der Schlacht bei Leuthen.

©. 113. Nicolai, *Anekdoten von König Friedrich 2.*, Heft 3, 1789, ©. 239f. „Ist hier alles reene?“ bei Hirschberg, *Die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758* (1856). „Ist bei ihm alles reene?“ berichtet Ruken, *Vor 100 Jahren*, Bd. 2, ©. 155 (1857) nach der Erzählung des in hohem Alter in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts verstorbenen Kastellans von Pissa, Weihe, der gegen 60 Jahre bei dem Besitzer des Schlosses gedient hat. Friedrich selber berichtet nichts von einem solchen Vorfall, nicht einmal der Schlossherr selber in einem sehr vertraulichen Briefe vom 8. Dezember 1757 an seinen eher neveu, den Roser in den *Forschgg. zur Brand. u. Preuß. Gesch.* 1 (1888), ©. 605—618 gegen Schluß mittelt. Danach sagte der König: „Bon soir, mon cher baron Mudrach.“ Österreicher waren nicht im Schlosse, und Mudrach hat sich auch nicht zu Tode gegrämt, wie Ruken „sagt“. — Schon die berühmte Ansprache vor der Schlacht ist im Wortlaute ungewiß. Ähnliche soll der König nach der Schlacht bei Hochkirch, ferner bei Torgau und im Bayerischen Erbfolgekriege gehalten haben. Vgl. Roser a. a. O.

56. Der Trümmelmann.

©. 114. Wortlaut nach Lohre, *Märkische Sagen* Nr. 222. Starf zusammengedogen aus R. Wilke, *Monatsblätter des Touristenklubs für die Mark Brandenburg*, 21. Jhrg. (1912), Nr. 1.

57. Der Schimmel von Mollwitz.

©. 116. Lohre, Nr. 239 nach Aufzeichnung von Otto Monke, der die Sage um 1900 am Orte hörte. Das „Grab“ ist der Rest eines ehemaligen Eiskellers. Der Ritt mit dem Schimmel ist ebenfalls sagenhaft. Friedrich kann unmöglich aus dem Beginn der Schlacht (10. April 1741) die 52 km weite Strecke bis nach Oppeln geflüchtet sein und dann noch den österreichischen Husaren, die ihn von dort wieder verjagt haben

folten, zugerufen haben: „Adieu, meine Freunde, ich bin besser zu Pferde als ihr alle!“ Vgl. Hertzslet-Helmolt, 8. Aufl. 1912, S. 263.

58. Friedrich der Große in der Schloßkirche zu Charlottenburg.

S. 116. Rugler, Gesch. Friedrichs des Großen. Volksausg. 8. Aufl. Epz. 1915, S. 345. Nicolai, Anekdoten V 122. Friedrich war schon am 30. März aus dem Kriege zurückgekehrt; diese Sedenaußführung fand aber erst am 16. Juli 1763 statt (Oeuvres 26, 279): il y avait beaucoup de monde! Artur Kampfß ergreifend schönes Gemälde!

59. Der Spuk an der Hof- und Garnisonkirche in Potsdam.

S. 116. Schwarß, Nr. 19. Ungeudet schon bei Karl von Reinhard (vgl. zu Nr. 41), 3. Aufl. S. 224.

60. Der Ring der Markgrafen von Ansbach-Bayreuth.

S. 117. Die Ringsage bezieht sich auf die preußische und die fränkische Linie. Georg Schuster, Hohenzollernjahrbuch 20 (1916), S. 207—208. Ein Auszug aus der Befundßchrift bei Holle, Die Fürstengrüfte der Hohenzollern zu Kulmbach usw., Bayreuth 1845. Vgl. noch die Ann. zu Nr. 61.

61. Ein Schicksalsring im preußischen Hause Hohenzollern.

S. 120. Louis Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms 1849—1873. Berlin 1888, Bd. 1, S. 154—160 zum Jahre 1865 (mit einigen stilistischen Änderungen). Vgl. hierzu Ernst Friedel, Brandenburgia 6 (1897—1898), S. 509—516. Dieser Ring wurde im Kronßchatz, der dem Königl. Hausministerium unterstellt war, nicht verwahrt, wie Seidel ebd. S. 515 berichtet. Von einem goldenen Ringe berichtet Rüster, Alles und Neues Berlin, Bd. 3, 1756, Sp. 549 „worinnen, wie man sagt, eine Schlangen-Crone eingefaßt ist, hat das Ansehen als ein Zahn, wovon die Wurzeln oben stehen. Man hat eine Tradition, daß es dem Hause Brandenburg wohl gehen werde, so lange dieser Ring da ist“. Wo er geblieben sein mag, vermochte ich nicht zu ermitteln, da ich auf Anfragen keine Antwort erhalten habe. Vgl. noch Nr. 36 und 60.

62. Die Krone auf dem Kirchturm von Blankenburg.

S. 124. Nach einer mündlichen Mitteilung, die D. Monke im Orte erhalten hat, bei Lohre (vgl. Nr. 48), Nr. 254. Die Krone stammt aus dem Jahre 1711, als Bl. zum Königl. Amt Niederschönhausen gehörte. 1742 ließ Friedrich 2. die Krone vergolden, wovon aber heute nichts mehr zu bemerken ist. Ähnlich ist die Sage von Krontelow i. d. Mark (Fidicin, Territorien Bd. 1, S. 23), für die Ulrich Muls eine geschichtliche Erklärung versucht in: Lichterfelde einst und jetzt, Berlin (Architekturverlag Der Zirkel) 1919, S. 92—94. Ich halte jedoch seine Darstellung für Sage.

63. Das Denkmal Friedrich Wilhelms 3.

С. 125. С h w a r k, Nr. 1.

64. Friedrich Wilhelm 4. und die Peizer Stadtforst.

С. 125. Otto M o n k e nach mündlicher Überlieferung: Brandenburgia 15 (1907), С. 104.

65. Kaiser Wilhelm 1. im Kriege 1870/71.

С. 126. E. L e m k e, Volkstümliches in Ostpreußen, Allenstein 1899, 3. Teil, С. 132.

66. Wie der Kronprinz über die Mauer kletterte.

С. 126. E. L e m k e, С. 133.

67. Prinz Friedrich Karl.

С. 127. Die erste Sage bei С h w a r k, Sagen u. alte Geschichten der Mark Brandenburg, 1. Aufl., Berlin 1871, С. VII. Die andre bei E. L e m k e, Mitteilungen d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 1886, Nr. 8; wiederholt in Brandenburgia 2 (1893), С. 208; wieder abgedruckt in ihrem Werke „Volkstümliches in Ostpreußen“, Allenstein 1899, 3. Teil, С. 132. Hier deutet sie an, daß schon damals manches Sagenhafte über Wilhelm 2. umgehe, aber noch den Schein der Möglichkeit an sich habe. Die Sagen — oder besser gesagt: Lügen — über ihn und den Kronprinzen, die heute als Zeitungssenten durch die Welt flattern, würden ein ganzes Buch füllen. Die Schrift von Lady Norah Bentinck, Der Kaiser im Exil, Berlin, Allstein 1921, hat der Graf Bentinck im September 1921 folgendermaßen gekennzeichnet: „Große Eitelkeit, sowie die ihr von der englischen Presse an gebotenen erheblichen Geldsummen waren die Triebfeder zu diesem Buche, das aus Phantasien, maßlosen Übertreibungen und gehässigen Unwahrheiten über geschilderte Ereignisse und Persönlichkeiten zusammengesetzt ist“ (nach der Morgenausgabe der Tögl. Rundschau vom 7. Oktober 1921).

Im gleichen Verlage erschienen ferner:

Eichblatts Deutscher Sagenschatz in Einzeldarstellungen.

Nach Landschaften bearbeitet von heimischen Kennern:

Dr. Otto Böckel, Prof. Dr. A. Haas, Prof. Otto Knoop, Prof. Dr. R. Kühnau, Prof. Dr. H. Lohre, Otto Schell, Karl Wehrhan, Prof. Dr. R. Wossidlo usw.

In schlichtem Tone volkstümlichen Erzählens und in wissenschaftlich begründeter Weise sollen hier die wertvollen und charakteristischen Sagen sämtlicher deutschen Stämme dem ganzen Volke zugänglich gemacht werden. An diesen schönen Ueberlieferungen wird die Liebe zur Heimat sich stärken, das völkische Empfinden sich vertiefen und verinnerlichen. Der heimatkundliche Unterricht mag hier eine Fülle von Belebung schöpfen — lebendiges Wissen von deutschen Landen kann ja ohne Einblick in die deutsche Sage nicht gedeihen.

Für Jung und Alt jeden Standes, für Lehrer und Schüler sollen die Bände von „Eichblatts deutschem Sagenschatz“ fesselnde, genussreiche Bücher werden. Sorgfame Quellenangabe, literarische Nachweise, sachliche Anmerkungen und das Bestreben, möglichst viel noch un veröffentlichte Sagen zu bringen, sollen auch dem Forscher die Sammlung schätzbar machen.

Bisher erschienen:

Band 1: Pommersche Sagen

gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. A. Haas
3., vermehrte Auflage.

Band 2: Märkische Sagen

gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. H. Lohre.

Band 3: Sagen der Provinz Posen

gesammelt und herausgegeben von Prof. O. Knoop.

Band 4: Sagen aus Schlesien

gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. R. Kühnau.

Band 5: Sagen aus Hessen und Nassau

gesammelt und herausgegeben von Karl Wehrhan.

Band 6: Sagen des Rheinlandes

gesammelt und herausgegeben von Otto Schell.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Luiſe, Königin von Preußen.

Ein Lebensbild in Briefen und Aufzeichnungen der Königin und ihrer Zeitgenossen (zusammengestellt von Paul Gärtner und Paul Samuleit). Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins.

Geb. 18 Mark.

Ein wertvolles Buch, vor allem auch für unsere Frauen und Töchter.

Wichert, E., Litauische Geschichten.

Broſch. 17 Mark, geb. Halbleinen 22 Mark.

Diese prächtigen Erzählungen laſſen vor uns Land und Leute jenes fernen deutschen Gebietes lebenswahr erſtehen.

Schumann, Unser Maſuren in Forſchung und Dichtung.

Mit 24 Bildern und Beiträgen von H. Sudermann, C. Bulcke, R. Miegel, den Skowronneks u. a.

4. bis 7. Auflage broſch. 18 Mark, geb. Halbleinen 24 Mark.

Ein Heimatbuch voll Tiefe und Innigkeit, voll Träumereien und Märchen, voll Melancholie und Lebensfreude.

(Voſſiſche Zeitung).

Stille Winkel aus alten Städten.

32 Federzeichnungen von bekannten Künſtlern, mit Einführ-Auſſaß von Prof. Franz Goerke, Direktor der Urania-Berlin.

In eleganter Mappe 36 Mark.

Ein künſtleriſches Werk, das wie wenige die echte Heimatliebe zu fördern vermag.

(Die Heimatkunſt.)

Die Schönheit der deutschen Landschaft.

32 Federzeichnungen von Künſtlern der Gegenwart; mit Einführ-Auſſaß von Paul Grüttner.

In eleganter Mappe 36 Mark.

Die Namen der angeführten Künſtler ſagen eigentlich ſchon alles, was zur Empfehlung dienen muß. Es iſt ein wahrer Schatz aus unſerem Vaterlande, der jeden erfreuen wird.

(Deuſches Lehrerblatt).

Das deutsche Dorf.

80 Federzeichnungen von 35 Künſtlern der Gegenwart; mit Einführ-Auſſaßen von Dr. Theodor Heuß, Prof. R. Mielke, D. Heßelbacher u. a.

In eleganter Mappe 72 Mark.

So ergibt ſich als Gesamteinfimmung für die Bilderſammlung überhaupt: Deuſche Heimat, geſehen als Einheit aus deuſcher Liebe zur Heimat.

(Schauen und Schaffen).

Deutsches Land in Feindes Hand

Ein Gedenkkalender für das Jahr 1922

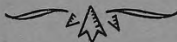
52 Federzeichnungen aus den verlorenen Gebieten
von D. Becker nebst 52 Originalbeiträgen der
bekanntesten deutschen Männer und Frauen

(v. Hindenburg, Ludendorff, v. Tirpitz, Scheer, v. Lettow-
Dorbeck, v. Hutier, v. Mackensen, Sixt v. Armin, Graf v.
d. Goltz, v. Dickhuth-Harrach, v. Gontard, Kap. Paul König,
Escherich, D. v. Dryander, Chamberlain, Wulle, v. Lersner,
Stresemann, Graf Westarp, Hergt, Hugenberg, Lienhard,
Börries Freih. v. Münchhausen, Rippler, Marie Diers,
Käthe Schirmacher und 26 weiteren).

Sämtliche Unterschriften in Nachbildung.

Wer einen schönen Kalender schenken will, der möge ruhig diesen bestellen, Freude
wird er machen und ein Erinnern wird er sein an deutsche Art, die jetzt in Feindeshand ist,
aber auch an deutschen Geist, der dort nicht untergehen kann; die Steine erzählen aus
deutschen Zeiten, den Feinden zum Trutz. Es ist eine vaterländische Tat, die der Verlag
Hermann Eichblatt Leipzig-Gohlis mit diesem Kalender vollbracht hat — hoffentlich findet
sie in unseren Kreisen die richtige Wertung wieder durch die Tat. (Nationale Blätter).

Das Erscheinen dieses Gedenkjahrweisers hat großen
Anklang gefunden. Auch für die nächsten Jahre ist
eine Herausgabe geplant.



W. 30, -

